This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

In tribute to

Dilys Potter

from a gift by

Mr. David M. Potter

STANFORD UNIVERSITY MEMORIAL FUND

Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.

Von

Guſtav Schleſier.

Erſter Theil. Erſte Hälfte.

Von 1767 bis 1794.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.

PT [illegible]
[illegible]
v.1

Vorwort.

Indem ich mich an das Unternehmen wage, dem im Jahre 1835 verſtorbenen preußiſchen Staatsminiſter Wilhelm von Humboldt ein biographiſches Denkmal zu ſetzen, fühle ich nur zu ſehr, wie nöthig es ſei, Zweck und Umfang deſſelben ganz beſtimmt zu bezeichnen, damit man nicht Erwartungen hege, die zu befriedigen weit andere Kräfte als die meinigen nicht zureichen möchten. Denn in der That, es knüpft ſich an dieſen Namen eine ſolche Maſſe von Beziehungen, daß faſt ein gleich umfaſſender Geiſt erfordert wird, um das Bild des Mannes erſchöpfend darzuſtellen. Unter den Denkern, Gelehrten, Schriftſtellern, ja unter den Staatsmännern ſogar, reiht Humboldt ſich an das Tüchtigſte und Ausgezeichnetſte, was Deutſchland in neuerer Zeit beſeſſen; beinahe in jedem Abſchnitt ſeines Lebens erſcheint er in einer neuen Sphäre des Forſchens und Wirkens und in jeder erwarb er ſich große, zum Theil unſterbliche Verdienſte.

Muß eine ſolche Vielſeitigkeit nicht faſt einen Jeden, dem die Verehrung für den ausgezeichneten Mann den Wunſch einflößen könnte, ſein Biograph

zu werden, muß ſie nicht auch den Fähigſten zurückſchrecken? Wer getraut ſich dieſen Geiſt hier in die tiefſten Kunſt- und Alterthumsſtudien, dort in die Conferenzen der großen Mächte auf dem Congreſſe zu Wien oder die Debatten des preußiſchen Staatsraths, endlich auf die Inſelgruppe des ſüdaſiatiſchen Oceans d. h. in die Ergründung des Malayiſchen Sprachſtamms zu begleiten, und ihm auf all dieſen grundverſchiedenen Bahnen in gleicher Weiſe zu folgen? Unter den Lebenden wüßte ich wenigſtens nur Einen, der es vermöchte, und der, als der innigſte Vertraute des Verewigten, auch allein zu dieſem Werke berufen wäre. Wer könnte dies anders ſein, als der andere, noch lebende der berühmten Brüder, Alexander v. Humboldt? Leider aber iſt dieſer von den großen Arbeiten ſeines eignen Lebens noch ſo in Anſpruch genommen, daß wir kaum der Hoffnung Raum geben dürfen, ein ſolches Denkmal brüderlicher Liebe von ihm zu erhalten.

Dann würde alſo eine ſolche Macht des Geiſtes und der Bildung und, was mehr noch ſagt, ein ſo wahrhaft großer Charakter, wie W. von Humboldt, vorausſichtlich noch lange einer vertrauten und allgemeineren Kenntniß, wie nur die Lebensdarſtellung zu gewähren vermag, entzogen, und damit in unſerer litterariſchen wie politiſchen Geſchichte eine ſehr fühlbare Lücke vorhanden bleiben. Wir würden, nach dem was von Einigen, z. B. von Alexander ſelbſt im Vorwort zu des Bruders nachgelaſſenem Sprachwerk, von Varnhagen von Enſe in einer vorzüglichen Skizze des Verewigten, von Böckh in einer Rede, die er nach Humboldt's Tod in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten,

endlich neuerdings von Gervinus an mehreren Hauptstellen seines großen Werkes über unsere Nationallitteratur — was von diesen und andern dem künftigen Biographen vorgearbeitet wurde, gerade das, wornach uns diese Skizzen und Winke nur begieriger machten, muthmaßlich noch lange zu entbehren haben.

Bei diesem Stand der Dinge entsteht von selbst die Frage, ob es nicht vorzuziehen, die Lösung einer Aufgabe, die vielleicht Niemand erschöpfen wird, wenigstens theilweise zu versuchen und ob es nicht schon dankenswerth wäre, Bausteine einer künftigen Biographie und eine Art Vorgeschmack dessen zu geben, was eine fähigere Hand dereinst vielleicht in vollem Maße zu reichen vermag? Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß die große Mehrzahl diese Frage bejahen wird, unter der Voraussetzung freilich, daß derjenige, der dies unternimmt, in mehrfacher Hinsicht wenigstens gerüstet sei, an diese immer noch unendlich schwierige Aufgabe zu gehen und im Ganzen einen brauchbaren Beitrag zur neueren Geschichte zu liefern.

Nun, ich habe es gewagt, und bin mir mindestens bewußt, mit voller Liebe und vollem Eifer an die Arbeit gegangen und sie nicht ohne Ueberlegung, Plan und Vorbereitung unternommen zu haben. Lange schon hatte ich dem Gegenstand mein Augenmerk zugewendet; ich sammelte in der Stille; allmählig füllten sich die Materialien; endlich reifte der Entschluß. Ich habe mir hauptsächlich vorgesetzt, die Nachrichten über Humboldt's Leben und Wirken so viel als möglich auf einen Punkt zu vereinen und mit ausführlicherer Charakteristik zu

durchflechten. Weit entfernt von der Anmaßung, ihm auf allen Gebieten, in denen er wirkte, gleichmäßig zu folgen, werd' ich ihn auf entlegeneren Seiten, so z. B. in der positiven und vergleichenden Sprachforschung, nur streifen, und hauptsächlich nur soweit berühren, als es nothwendig zur Darstellung seiner Lebensbeschäftigungen gehört. Wir müssen Männern vom Fach überlassen, Humboldt in dieser Specialität zu beleuchten und auf jener Seite diese Erinnerungen zu ergänzen. Ich brauche das Wort Specialität ganz absichtlich. Denn in Wahrheit war es doch nur dies in dem reichen und im Grund auf viel Höheres gerichteten Dasein dieses Geistes, wenn es auch Manchen nicht so erscheinen mochte. Humboldt selbst schrieb einst, in der Zeit wo er ganz in jene Sprachforschungen vertieft war, einem seiner Freunde: „Wissenschaftlich beschäftigte ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher, und ist nicht das eigentliche Ziel." Desto mehr habe ich mich bemüht, Humboldt's Wesen, Wollen und Wirken im Ganzen aufzufassen, im Einzelnen aber besonders die Seiten vor Augen zu stellen, auf welche sich das allgemeinere Interesse hinwendet — also namentlich seine philosophisch-politische Denkart, seine Mitwirkung vorzüglich in der classischen Periode unserer Litteratur, und in so weit es thunlich war, seine Wirksamkeit als Staatsmann. Daß ich, was mit seinem höhern Streben in näherer Verbindung steht, was zu seiner Charakteristik unentbehrlich war, wenn es auch meinen eignen Studien ferner stand, nach Kräften in den Umkreis der Betrachtung zu ziehen versuchte, wird auch der Mißliebige nicht ganz verkennen. — Ich bin

einer ſtetigen biographiſchen Ordnung gefolgt, ohne mich ängſtlich darein zu bannen. Ich habe ſchon bei der Darſtellung ſeines beginnenden reifern Lebens die Grundzüge des Charakters zuſammenzufaſſen verſucht, um für alles, was ſich ſpäter entwickelt, einen feſteren Boden zu gewinnen. So oft es nur möglich, ließ ich Humboldt oder die unverwerflichſten Zeugen ſelber ſprechen.

Zunächſt wird man die Frage an mich richten, auf was für Quellen das Unternehmen ruht? In der Hauptſache ſtütze ich mich auf Humboldt's eigne Schriften, auf ſeine Briefe und auf Mittheilungen ſeiner Zeitgenoſſen, alſo zum größten Theil auf ſchon gedruckte, allerdings aber weit verſtreute und darum oft ſo gut als unbekannte Hülfsmittel. Ich geſtehe, daß dieſe Eigenſchaft der Arbeit gerade ein Anreiz für mich war, obſchon ich gar wohl weiß, welche Unvollſtändigkeit nothwendig damit verbunden iſt. Denn das Gegebene, wenn man es zu benutzen verſteht, ſtellt, gleichſam als Symbol, auch das nicht Gekannte dar. Auch fällt die Summe der hier vorhandenen Lebensnachrichten und Schilderungen noch immer ergiebiger aus, als Mancher glauben wird. Zwar gilt, was ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn betrifft, auch bei Humboldt die Entgegnung: Wie wenig wiſſen wir denn von unſern Staatsmännern! Aber ſie gilt bei ihm doch nicht in dem Grad, wie bei ſo vielen Andern, weil unſere Staatsmänner in dem Grade durchſichtiger werden, als ſie dies nicht allein ſind. So erklären uns Humboldt's frühere Schriften gar Vieles in ſeinem ſpätern Wirken, was bei vielen Andern unerklärt daſtünde. Im übrigen ſind auch ſehr viele wichtige

Materialien nur zerſtreut und von Wenigen nur gekannt. Aus ſolchen etwas Ganzes zu machen, iſt eine Arbeit, die ſchon an ſich die Mühe belohnt. — Zu den vorzüglichſten Hülfsmitteln meiner Arbeit zähle ich namentlich die vielen Briefwechſel, die ſeit etwa 15 Jahren unſre culturgeſchichtlichen Erinnerungen ſo erweitert haben, und uns in ſo vielem Betracht eigentliche Denkwürdigkeiten erſetzen. Nicht wenig verdanke ich auch dem, was Vorgänger, namentlich die oben Genannten, mir in die Hände gearbeitet hatten. Ohne Varnhagen's Vortritt zumal, der den Verewigten, mit der ihm eigenthümlichen Gabe, auch von Seiten der Lebenserſcheinung aufzufaſſen verſtanden, wäre ich in einem ſehr wichtigen Theile der Charakteriſtik faſt hülflos geweſen. Beſonders in dieſer Hinſicht iſt ſeine, im Jahre 1838 erſchienene Skizze über Humboldt ganz unſchätzbar.

Dann haben mir aber doch auch manche ungedruckte Mittheilungen zu Gebote geſtanden, von denen ich Gebrauch machte, ſobald ich ſie in jeder Hinſicht für zuverläſſig anſehen durfte. Namentlich für die Jugend- und Bildungsgeſchichte Humboldt's habe ich vieles bisher Unbekannte aus ſolcher Quelle geſchöpft, und ich denke auch für die ſpätre Hälfte ſeines Lebens manches Neue überliefern zu können. Wo es, beſonders im politiſchen Theile, nothwendig erſcheint, ſoll auch beſonders herausgehoben werden, daß die Angabe aus Privatquellen herrührt. Wenn ich irgend Grund hätte, die Richtigkeit einer ſolchen zu bezweifeln, ſoll es gefliſſentlich hinzugefügt werden. — Im Uebrigen wird der aufmerkſame Leſer das Neue von dem früher

Ueberlieferten leicht unterſcheiden können, da aus den gedruckten Quellen die Belege ſorgfältig beigebracht wurden. Letzteres halte ich bei ſolchen Arbeiten für unerläßlich, nicht etwa blos um der Gewißheit willen, daß der Verfaſſer auf ſicherem Grunde fuße — denn das beweiſen die Citate oft ganz und gar nicht — ſondern hauptſächlich, damit der prüfende Leſer wiſſe, welcher Werth der Angabe zukomme, welchen Glauben ſie verdiene. Daß in meinen Schilderungen Vieles auf allgemeinen Combinationen ruht, verſteht ſich von ſelbſt. Auch hab' ich die oft angeführten Hülfsmittel nicht bei jeder Kleinigkeit wiederholt.

Das Werk*) beſteht aus zwei Theilen, von denen der erſte den Gang der Entwicklung und Bildung unſeres Humboldt und ſeine Theilnahme an unſrer claſſiſchen Litteratur enthält. Die beiden erſten Bücher namentlich geben zugleich die Hauptzüge der Charakteriſtik. Man kann ſie daher in gewiſſem Sinne als Grundlage des Ganzen anſehen. — Der zweite Theil wird ſeine öffentliche Laufbahn, bis zum Jahre 1819, und die Mußejahre ſeines Alters vorüberführen. Hier haben wir es weniger mit dem werdenden als mit dem fertigen und wirkenden Geiſte, weniger mit Charakteriſtik, als mit Thatſachen zu thun. Obwohl der Gegenſtand für einen größeren Kreis noch an Intereſſe zunimmt,

*) Für diejenigen, welche an dem Titel: „Erinnerungen" Anſtoß nehmen und dieſes Wort blos auf Mittheilungen eines Mitlebenden beſchränken wollen, bemerkt der Verfaſſer, daß er kein Bedenken getragen, dem erweiterten Sprachgebrauch zu folgen, welcher es auch auf die Arbeit eines Nachlebenden ausdehnt. Die Schwierigkeit des Stoffes, die wir oben dargelegt, ſo wie die Abſicht einer freieren Behandlung deſſelben, die dem Ganzen zu Grunde liegt, entſchieden für die Wahl dieſes Ausdrucks.

ſo wird doch unleugbar das Material etwas dürftiger, ſchon weil es uns in geringerem Grade vergönnt iſt, Humboldt's eigene Briefe als Leitfaden zu benutzen. Aus dieſer Quelle aber ſtrömt der Hauptreichthum der erſten Bücher, namentlich aus den herrlichen Briefen an Forſter und an Schiller. Daß der Humboldt-Göthe'ſche Briefwechſel noch immer fehlt und nur einige Fragmente davon gedruckt ſind, war, ich geſtehe es, ein rechtes Herzeleid für mich. Denn wenn er vorläge, würde uns für den Inhalt des dritten Buches keine weſentliche Quelle mehr zu wünſchen ſein. Doch wird die Zukunft überhaupt noch manche köſtliche Reliquie dieſer Art zu Tage fördern; noch auf manche Weiſe wird die Größe und der Reichthum dieſes Geiſtes in helleres Licht gerückt werden. Uns nur zur Freude. Denn wie dieſe Erinnerungen ein Führer und Wegweiſer durch das ſchon Bekannte und ein Vereinigungspunkt für das Zerſtreute ſein ſollen, ſo können ſie wohl auch dem, was ſich ſpäter ergänzend und bereichernd hervorthun mag, noch als willkommener Anhaltspunkt dienen.

Eine ſolche Bereicherung kam meiner Arbeit ſelbſt noch zu Gut, nämlich das Erſcheinen der beiden erſten Bände von Humboldt's geſammelten Werken (Berlin, 1841). Dieſe Sammlung war längſt erwartet und das Werk iſt nun, unter den Auſpicien des Bruders, glücklich begonnen. Möge es nur einen raſchen und glänzenden Fortgang haben! Wenn wir dabei etwas bedauern, ſo iſt es dies, daß Alexander von Humboldt die Anordnung und Durchführung des Ganzen nicht ſelbſt zu leiten im Stande war; denn dann wäre es

gewiß planvoller und im Einzelnen sorgfältiger ausgeführt worden. Ueberhaupt will uns bedünken, daß eine eigne Abtheilung der für ein größeres Publikum geeigneten Humboldt'schen Schriften zu wünschen gewesen wäre; eine andre für die eigentlichen Forscher in einzelnen Wissenszweigen. Denn obschon allen Schriften der Genius dieses Mannes eingedrückt ist, steht doch das Eine dem größern Theile der Nation unendlich näher als das Andre. Jener allgemeinere Theil verdiente aber um so mehr für sich zusammengestellt zu werden, als vielleicht unter den deutschen Autoren Keiner ist, der sich nach dem Studium eines Lessing, Göthe und Schiller, so unmittelbar zu einer höhern Geistes- und Charakterausbildung eignet und sich so würdig an diese Heroen anschließt, als Humboldt.

Dem Verfasser dieser Erinnerungen war das Erscheinen dieser Bände noch besonders willkommen. Erstens wegen der köstlichen poetischen Ergüsse, die uns aus dem Nachlasse des Verstorbenen mitgetheilt wurden. Dann auch, weil wir uns nun schon für einen ansehnlichen Theil der bisher zerstreuten Humboldt'schen Schriften auf eine allgemein zugänglichere Quelle berufen und unsere Leser auf diese hinweisen konnten. Endlich, ich gestehe es, auch deshalb, weil ich jetzt, da diese verschiedenartigen und oft fragmentarischen Leistungen des Mannes vereinigt vorliegen, nur noch mehr in der Ueberzeugung bestätigt werde, daß ein biographischer, einleitender und ergänzender Commentar, schon als Führer durch diese Sammlung, ein wesentliches Bedürfniß befriedigen müsse.

So viel zur Bevorwortung des biographischen

Verſuchs, den wir hier vorlegen. Wie unvollkommen er auch ausgefallen ſein mag, ſo vertraue ich doch, daß Freunde und Kenner der Litteratur ihn mit Nachſicht aufnehmen und beurtheilen werden. Allen Anforderungen in dieſer geiſtig ſo bewegten und in Parteien geſpaltenen Zeit zu genügen, iſt unmöglich. Freuen wird es mich ſchon, wenn Mancher ſich durch dieſe Arbeit befriedigt und auf ſeinem Wege gefördert fühlt, und es dem Verfaſſer Dank weiß, daß eine ſo ausgezeichnete und wahrlich nicht ephemere Geſtalt, daß der nächſte Genoſſe eines Schiller und Göthe, eines Stein und Hardenberg, ein Mann, deſſen Name mit dem Beſten, was die Nation in neuerer Zeit aufzuweiſen hat, der claſſiſchen Epoche unſerer Litteratur und dem Anfang unſerer politiſchen Erhebung, in ſo inniger Verbindung ſteht, dem Auge um etwas näher gerückt iſt. Den ſchönſten Lohn aber würde ich darin finden, wenn es meinem Streben gelingen ſollte, einen größern Theil der mitſtrebenden und heranwachſenden Köpfe an das Vermächtniß zu mahnen, welches Humboldt in ſeinem Leben und ſeinen Werken hinterlaſſen.

Stuttgart, im September 1842.

Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre.

Die Familie Humboldt, neuerer Zeit durch zwei Sprößlinge ihres Hauses, die Brüder Wilhelm und Alexander, zu Ruhm und Glanz erhoben, stammt ursprünglich aus Hinterpommern, von einem altadeligen Geschlecht, das dort im Fürstenthume Camin und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Seit Preußen zur Herrschaft in diesen Landen gekommen war, finden wir auch die Humboldt in brandenburgischen Diensten, im Militär wie in diplomatischen Stellen. So kam die Familie ganz aus jenen Gegenden, und erwarb bald im Magdeburgischen neue Besitzungen. Hans Paul von Humboldt, Capitain zu Zeiten Friedrich Wilhelm des Ersten, vermählte sich mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder. Von seinen drei Söhnen pflanzte Alexander Georg von Humboldt sein Geschlecht fort.

Dieser ist der Vater unseres Brüderpaares, geboren 1720, Erbherr auf Hadersleben und Ringeswalde. Dazu erwarb er das Schlößchen Tegel, das er vom königlichen Forst-Departement in Erbpacht nahm. Herr von Humboldt diente lange im Finckensteinischen Dragonerregimente und wurde dann Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Während der schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges wurde er von dem Herzog oft an den großen Friedrich geschickt; daher dieser in den Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt Alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann."

Nach dem Kriege (1765) ernannte ihn der König zum Kammerherrn; zugleich wurde er dienstthuender Kammerherr bei der neuvermählten Prinzessin von Preußen, Elisabeth, und lebte deßhalb zu Potsdam. Als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde, [1]) verließ er Potsdam und wohnte seitdem zu Berlin und Tegel. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte. Hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, so würde er vielleicht auch eine bedeutende Person im Staate geworden seyn; denn man zählte ihn unter die ersten Günstlinge dieses Prinzen, ja zu denen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätten, unter ihm ein neues Ministerium zu bilden. [2]) Sein früherer Tod zerschlug diese Pläne.

Die Gemahlin des Majors von Humboldt war eine geborne von Colomb, eine Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des alten Präsidenten Colomb in Aurich. Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Ein Sohn aus dieser Ehe, also Stiefbruder unserer Humboldts, diente als Offizier im Regimente Gensdarmes. Die Colombs, von denen sich Einer auch in unserem

---

1) Die Ehe wurde bekanntlich 1769 gelöst.

2) In einer Depesche des englischen Botschafters vom Anfang des Jahres 1776 werden diejenigen, welche hoffen dürften, nach dem Tode Friedrichs II. Minister zu werden, nach einiger Wahrscheinlichkeit in drei Classen getheilt. Die eine sei die Partie des Prinzen Heinrich. Dann werden Hertzberg, Schulenburg ꝛc. genannt, und diese vom Berichterstatter als die am besten hierzu Geeigneten bezeichnet. Dann spricht er von der dritten Classe also: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben indeß, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter ꝛc.“ Mitgetheilt von Raumer in dessen Beiträgen zur neueren Geschichte, Thl. 5. Leipzig, 1839. S. 297. „Beamter“ ist wahrscheinlich ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler; es soll Offizier heißen.

Befreiungskampfe auszeichnete, stammen aus Burgund, wo sie einst große Glashütten errichtet hatten. Nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes wanderten sie aus. Die Familie der Mutter gleichsam des zweiten Entdeckers von Amerika, unseres Alexander Humboldt, hat, wie dieser selbst sagt,[3]) mit dem großen Admiral Colombo nur den Namen gemein.

Mit ihr zeugte Freiherr von Humboldt die beiden herrlichen Söhne: Carl Wilhelm und Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Wilhelm, der ältere, wurde zu Potsdam geboren, am 22. Junius 1767. Der jüngere, Alexander, kam zwei Jahre später zu Berlin, im September 1769, zur Welt. Er ist noch gegenwärtig, rüstig bei hohen Jahren, die größte Zierde seiner Vaterstadt und einer der letzten lebenden Ueberreste aus der großen Zeit unserer klassischen Litteratur.

Der Vater unserer Humboldts starb schon 1779. Dagegen erhielt ihnen das Glück die treffliche Mutter, die, von guten Rathgebern geleitet, ihren Söhnen auch die sorgfältigste Erziehung zu geben sich bemühte. Als auch sie starb — ihr Tod erfolgte im November 1796 — standen beide Söhne auf eigenen Füßen, und hatten auf eine der geistigen und bürgerlichen Welt viel versprechende Weise ihre Laufbahn schon betreten.[4])

---

3) S. A. v. Humboldt's Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. A. d. Französischen von Dr. Ideler. B. 2. Berlin, 1838. S. 277—78. Note.

4) Ich konnte für dieses wie die folgenden Capitel des ersten Buches auch Privatmittheilungen benützen und durch sie manche wesentliche Lücke in der Bildungsgeschichte Wilhelm Humboldt's ausfüllen, manche Unrichtigkeit, die bisher im Umlauf war, entfernen. Zwar sind diese Nachrichten noch immer unvollständig, aber doch reichlicher und zuverlässiger als alle bisher bekannten. Besonders in unsern encyclopädischen Werken finden sich unrichtige Angaben genug.

Wir haben schon den Landsitz genannt, wo die Gebrüder gemeinschaftlich einen großen Theil ihrer Jugend verlebten, den Wilhelm erbte und zu einem Tuskulum seines spätern Lebens umschuf, den Platz, wo er nun begraben liegt, ein Ort, der an dem Ruhm seines Eigenthümers und Bewohners Theil hat, so gut wie eine Villa des Alterthums, und der in mehr als einer Hinsicht in unserer Literatur verewigt worden ist. Wer kennt nicht die Verse in Göthe's Faust, mit welchen Nicolai, der Geist der Plattheit, dort die Geister der Walpurgisnacht anfährt:

„Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!"

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Churfürsten, und noch unter Friedrich II. war ein königliches Forstrevier daselbst. Damals hatte ein Herr von Burgsdorf, ein Zeitgenosse des alten Herrn v. Humboldt, als königlicher Forstrath, seinen Sitz in Tegel und legte daselbst große Baumanlagen und Pflanzungen an, die zu ihrer Zeit sogar Aufsehen machten. Das Schlößchen und Vorwerk selbst hatte der alte Humboldt um diese Zeit schon vom königlichen Forstdepartement in Erbpacht genommen. Dieses Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin, in recht anmuthiger Gegend,

---

Zu obigem Abschnitt dienten mir noch als besondere Quelle: J. C. v. Hellbach's Adelslexikon. Ilmenau, 1825. S. 597–98. — Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. B. 2. Leipzig, 1836. S. 456–58. Leider sind Zedlitz's Angaben nirgends so sicher, daß man ihm mit rechtem Vertrauen folgen könnte.

Für die Liebhaber stehe hier auch die Beschreibung des Wappens der Humboldt'schen Familie. „Das von Humboldtische Wappen zeigt im goldenen Schilde einen grünen, zwischen drei Sternen stehenden Baum und auf dem Helme zwischen zwei Adlerflügeln einen wachsenden, geharnischten, ein Schwert in der Hand haltenden Ritter." (Zedlitz).

nur durch einen düstern Kiefernwald von der Hauptstadt getrennt. Es liegt an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird, und zwar fast an der nordöstlichen Spitze des See's. Weit mehr südwärts, am andern Ufer der Havel, zeigt sich Städt und Festung Spandau. — Schon der Major von Humboldt erweiterte und schmückte dies Besitzthum, und verschönerte es durch große Gartenanlagen nach dem See hin. Auch ein Weinberg wurde angelegt. Das nordwestliche Ufer des See's hat hohe Hügeldämme, mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen, angenehme Spaziergänge mit schönen Aussichten. Das Dorf selbst ist königlich; und das Schloß mit dem dazu gehörigen Lande hat erst Wilhelm Humboldt auch als Rittergut besessen.

Noch bis in dieses Jahrhundert stand das alte Schloß, in dem Wilhelm die Kinderjahre verlebte. Erst als er seinen bleibenden Musensitz dort aufschlagen wollte, baute er ein neues, prächtigeres Haus. Einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet. Wie er dieses Schloß dann mit Schätzen alter und neuer Kunst ausschmückte, wie er den Park verschönerte, und zuletzt von Künstlerhand mitten darin seiner Gattin ein Grabdenkmal errichten ließ, das auch *seine* irdischen Ueberreste aufnehmen sollte — dies werden wir an spätrem Orte zu berichten haben. In Tegel schlingen sich die Anfänge mit dem Ende seines Lebens zusammen. Es war die Heimath seiner Jugend und ist in der neuen Gestalt seine Schöpfung.

Wir wenden wieder in die Zeiten des alten Schlosses zurück. Wie Viele hat es einst, auch in unscheinbarerem

Gewande, gaſtlich bei ſich aufgenommen! Noch zu Lebzeiten des Major Humboldt kam einſt auch Göthe nach Tegel, und brachte hier, ohne Zweifel auf dem Schloſſe, einen Mittag zu. Bekanntlich war Göthe nur einmal in ſeinem Leben, und faſt nur incognito, einige Tage in Berlin. Er reiste nämlich mit ſeinem Herzoge zu den großen Manoeuvres, die im Mai 1778 in den dortigen Umgebungen ausgeführt wurden. Gegen das Ende dieſer Uebungen ging er dann auch eines Morgens — wie er in ſeinem Tagebuch notirte — von Berlin mit über Schönhauſen nach Tegel, ſpeiste da und nahm den Rückweg über Charlottenburg nach Potsdam. [1] Vielleicht ſah Göthe damals zwei muntre Knaben, von zehn und acht Jahren, nicht ahnend, in welch' innigem Bund er dereinſt zu ihnen ſtehen werde. Eine neue, ihm verwandtere Generation ſpielte ſchon zu den Füßen unſeres Dichters, der im damaligen Berlin ſich noch ſo wenig gefiel, daß er es am Ende gar verläugnete dort geweſen zu ſein. Weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftſteller jener Zeit. Saß doch da ein Mann, der unſern Dichter ſchon vom Werther her befehdet hatte, und eine Art Repräſentant des damaligen Berlin war, umgeben von einem großen Anhang trivialer Aufklärung und wohlmeinend philiſterhafter Geſinnung. Es war die Schaar, die, von Leſſing angeregt, oft mehr den Mantel, als den Geiſt dieſes großen Mannes ergriffen hatte. Man läugnet nicht, daß auch recht tüchtige Männer aus dieſer Region hervorgingen. Schon Mendelsſohn iſt ein ganz Anderer. Bieſter und Gedike erwarben ſich, in ihrer Art, wirkliche Verdienſte. Und die jüngern, meiſt jüdiſchen Gelehrten, die Herz, die Friedländer, die Maimon, auch geiſtig ſehr ausgezeichnete Köpfe, laſſen jene Abkunft in edlerem Sinne wieder erkennen. Ja Humboldt

1) Riemer über Göthe, II. 60.

selbst hat den Kern freisinniger Denkart früh in dem Umgang mit diesen Männern gekräftigt. In einem Theile seines Wesens blieb er ihnen auch immer eng verwandt.

Göthe aber hielt sich an die einzelne bornirte Gestalt, die diese Richtung in dem platten Kopfe Friedrich Nicolai's angenommen und damals von Berlin aus sich noch gar breit machte, und that Recht daran. Nicolai hörte auch später nicht auf, sich zu prostituiren. Nachdem er schon in unzähligen Xenien gegeiselt worden war, verherrlichte ihn Göthe auch in seinem Faust und führte ihn unter dem Namen Proktophantasmisten (Steißvisionair) auf den Blocksberg, den Olymp der Abgeschmacktheit, ein. Er läßt ihn auch dort, wie im Leben, mit Geistern und Gespenstern Händel anfangen. Tegel, das ihm so nahe lag, hatte seine Galle erregt. An diesem Orte wagte nämlich, trotzdem daß Nicolai so viel gegen den Aberglauben geschrieben, bei seinen Lebzeiten ein Geist umzugehen, und eben dieses Verdrusses gedenkt er, da er mit den oben citirten Versen die Teufel und Gespenster auf dem Blocksberg anspricht. In Tegel hatte sich während der neunziger Jahre wirklich ein Vorfall der Art begeben, und Nicolai hatte in einer berüchtigten Vorlesung der Berliner Akademie, in welcher er erzählte, wie er selbst kurz zuvor von Visionen geplagt worden sei, sich aber auf recht praktische Weise davon befreit habe, auch diese Tegeler Gespenstergeschichte angezogen. [2]) Wie hätte das Göthe ungenutzt lassen sollen, der gar wohl wußte, daß auch ein Geist in Tegel hause, der Nicolai'n vielleicht so wenig gelten mochte als dies zweifelhafte Gespenst!

2) Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen, nebst einigen erläuternden Anmerkungen. Vorgelesen in der Berl. Akad. d. W. 28. Febr. 1799. Gedruckt in Biester's Berl. Monatschrift, Mai 1799 und im 1. Theile seiner gesammelten akademischen Abhandlungen (1808). — Ueber die Gespenstergeschichte in Tegel soll sich in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nro. 6 eine nähere Mittheilung finden.

Es war ein hübscher Griff Göthe's, beiläufig den Ort zu verherrlichen, wo ein edler Geist, zum Verdruß der Bornirtheit und der Vorurtheile mancher Art, ungescheut seinem Genius folgen und die unerschrockene Freiheit des Gedankens wie der Gesinnung bewähren sollte! Der helle Sinn Wilhelm Humboldt's scheute auch das Dunkle nicht; ja es reizte ihn und wurde Gegenstand seiner Forschung. Es gehört sogar zur Eigenthümlichkeit dieses vielseitigen Mannes, daß er, ein so klarer Denker, doch wieder nicht zu den Köpfen zählte, die J. Kerner in seinem Humor gläserne genannt hat, sondern selbst, wie ein feiner Beobachter sagt, „die Schauer der Gespensterfurcht kannte.“ [3])

Als Wilhelm sein Schloß umbaute, wollte er den Thurm aus alten Zeiten gerettet wissen; er umgab ihn aber mit den schönen Formen einer freiern und lichten Kunst. Er war ein Geist, der das Geheimnißvolle der innern Welt, ohne es zu tilgen, zu lichten Gedanken empor arbeitete; und auch der Stätte, die er zu einem Musensitz erhob, drückte er diesen Charakter auf.

Haben wir so eben der platteſten Erscheinung gedacht, die in Humboldt's Jünglingsjahren sich noch breit machen durfte, so lassen sich doch die Verbesserungen noch weniger verkennen, die gerade in dem zweit- und drittletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts auftauchten und der Erziehung der jungen Humboldt zu Gut kamen. Zunächst interessirt uns die Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthums-Wissenschaften. An der Tagesordnung waren gerade die neuen Erziehungsmethoden, die durch Rousseau

---

3) Varnhagen in seiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt,“ Denkw. u. Verm. Schr. IV. 300.

angeregt worden, und in Preußen griffen diese Neuerungen besonders tief ein. Der Domherr von Rochow auf Rekahn ging mit edlem Beispiel voran, Gedike wirkte hier; auch Campe ging von hier aus und Basedow sammt dem Dessauischen Philanthropin waren ganz in der Nähe. Selbst der Adel verschmähte nicht, seine Kinder nach den neuesten Fortschritten unterrichten zu lassen, und Erzieher und Hofmeister hatten ihr goldnes Zeitalter. Freilich zeigte sich, wie bei allen Anfängen, auch hier viel Verkehrtes, und namentlich würde der Erziehungseifer eine viel niedrigere, auf das blos Nützliche gewendete Richtung genommen haben, wenn nicht fast gleichzeitig das Studium der alten Sprachen eine völlige Auffrischung erhalten hätte. Diese ging namentlich von Heyne in Göttingen aus. Aber weit und breit lebte bald der Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der griechische, wieder auf.

Wir haben Campe schon genannt, er interessirt uns hier aber auch viel näher. Von ihm selbst, als dem Humboldtischen Hauslehrer, wurde Wilhelm in den ersten Jahren erzogen. Campe war, wie wir wissen, 1773 Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen zu Potsdam. Aber ein innrer Trieb zog ihn zur Pädagogik hin, der er sich dann auch bald ganz widmete. Sein Wirken im Hause des Major Humboldt ist daher um die Mitte der siebziger Jahre zu setzen. Im Jahr 1777 trat er schon als Lehrer an das Philanthropin zu Dessau, und in demselben Jahre kam ein Anderer als Erzieher in das Humboldtische Haus. — Obschon die Knaben noch zu jung waren, als daß ein tieferer Einfluß dieses ersten Lehrers vorauszusetzen sein dürfte, so ist es doch immer merkwürdig, gar verwandte Züge auch an den Zöglingen zu gewahren, wenn sie auch in diesen viel großartiger wieder erscheinen. Konnte der Mann, der nächst Klopstock einer der Ersten in Deutschland war, die mit

Sprachtheorie, wenn schon zunächst mehr mit deutscher Sprache und deutschem Styl, sich beschäftigten, konnte der nicht die ersten Triebe der Sprachforschung in unsers Humboldt Geiste erwecken? Der Mann, der den Robinson bearbeitete, und die Gestalten kühner Weltumsegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerst Alexanders Phantasie mit solchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungslust in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forster (1. Juli 1789) nennt Wilhelm sich selbst Campe's „ehemaligen Zögling", und deutet zugleich an, daß er dieserhalb damals Gegenstand des Gesprächs geworden und von seinen Bekannten geneckt worden sei. Freilich überwuchsen die Zöglinge früh genug diesem Lehrer, [1]) doch blieben sie in freundlichem

1) Es ist uns davon ein spezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentisch erzählt ist. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hause war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene so reichlich in das dortige Leben brachten, erinnert sich, daß sie sich auch einmal über Campe belustigten. „Campe", sagt der Berichterstatter, „war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!" Mitgetheilt in dem Aufsatze: „Schiller in Jena", im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfasser des Aufsatzes ist der nachmalige Decan Göritz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, diese Quelle auch für Schillers Biographie sehr vorsichtig zu benutzen. Er ist keineswegs ein so zuverläßiger Berichterstatter. Und wenn wir selbst in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu persönliche Gereiztheit vermuthen müßten, so stellt sich uns schon im Ganzen keine Denkweise dar, die geeignet wäre, einen so edlen und geistigen Lebenskreis gehörig aufzufassen. Zudem sind diese Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, wo denn leicht manches verschoben wird. Obige Thatsache ist ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab sich wahrscheinlich auf der Reise, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da besuchten sie denn auch Ermenonville. Campe gerirte sich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufsicht, eine Fürsorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und später werden wir Wilhelmen seinen ersten größern Ausflug in Campe's Gesellschaft machen sehen.

Nicht ein so berühmter Name ist es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher seiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derselben hauptsächlich leitete. Er hieß G. J. Christian Kunth. Derselbe war noch sehr jung und hatte aus Mangel an Unterstützung die akademischen Studien abbrechen müssen; aber an höherer Geistesbildung schon seinen Jahren voraus, in der lateinischen, französischen und deutschen Litteratur, in Philosophie und Geschichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreisen vorgebildet, erschien er doch schon geeignet, als Erzieher in ein so angesehenes Haus zu treten.

„Selten, so sagt der Verfasser seines Necrologs,[2]) dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges, als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preußischen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel ist mit H. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statistiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienst und hier erwarb er sich um das preußische Gewerbwesen, besonders in der schweren Epoche seit 1808, große Verdienste. Er starb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

Vaters, der schon im Januar 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Gesinnung der Mutter unterstützt, unauflöslich mit seinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirksamkeit im Reiche der Wissenschaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geistern und Ehrenstellen im Staate, seitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar.

„Die Stellung, worin Kunth sich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn selbst zurück. Der Umgang mit geistreichen, angesehenen, gewandten Personen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältnisse, welche das unbeschränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geschäfte, die für ihn aus dieser Verwaltung erwuchsen, führten ihn selbst thätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anstellung im Dienste des Staats.“ Schon eingetreten in denselben, blieb er doch „noch neun Jahre, bis zum Tode der verwittweten Frau von Humboldt im Jahre 1796, ihr Haus- und Tischgenosse.“ —

So weit der Bericht über Kunth's Wirken, insofern er unserm Gegenstande angehört. Mit geringer Phantasie läßt sich aus dieser kurzen Skizze Kunth's wichtige und folgenreiche Stellung ermessen. Nicht blos der Erfolg, den seine Bemühungen hatten, spricht für die Sorgfalt und Gediegenheit des Erziehers, sondern auch, und vielleicht noch in höherm Grade, zeigt es die Liebe und das unbeschränkte Vertrauen, das die Brüder ihr Leben lang zu dem Führer ihrer Jugend hegten. Er war es stets, dem sie am liebsten die Sorge für ihr Eigenthum übertrugen. Wenn Alexander jahrelang auf großen Entdeckungsreisen zubrachte und Wilhelm über den Ruinen des classischen Bodens schwelgte,

durften sie unbesorgt um Hab und Gut in der Heimath sein, da ein väterlicher Freund es mit treuer Sorgfalt wahrte.

Von der Ausbildung beider Brüder könnten wir auch ohne alle weitere Kunde behaupten, daß sie eine ungemein vielseitige und tüchtige gewesen sein müsse. Denn war auch das Streben nach Universalität, das die Humboldt eben so charakterisirt als die Gründlichkeit, mit welcher sie sich in bestimmten Gebieten bewegen, ein angeborner Drang, so will doch auch ein solcher durch Unterricht und Leitung, durch Gunst und Gelegenheit gefördert sein. Bei dieser Allseitigkeit, die in dem ältern Bruder so weit ging, daß er den Wunsch äußerte, nichts auf dieser Erde unerkannt zurückzulassen, ist es um so merkwürdiger, daß Beide ihren höchsten Eifer wieder ganz auf ihre besondern, und zwar sehr entgegengesetzte Fächer warfen, Alexander auf die Naturwissenschaften im weitesten Sinne, auf Berg- und Hüttenwesen, auf Erd- und Völkerkunde, Wilhelm dagegen auf das classische Alterthum, auf Kunst, auf Philosophie und auf Sprache. Während Jener berufen war, die äußere Natur- und Menschenwelt in allen Formen der Erscheinung zu beobachten, drang Wilhelm in das Innere der Menschheit, in die Geisteswelt und das eigenthümlichste Element ihrer Erscheinung, die Sprache. Sind es nun allerdings sehr auseinanderliegende Gebiete, in denen sie die individuelle Heimath aufschlugen, so berühren sie sich doch auf beiden wieder nahe genug und selbst auf den entfernten Punkten zeugt ihr Geist wieder von ursprünglicher Gemeinschaft. Fassen wir nur Wilhelm ins Auge, so ist es wunderbar, auch in ihm den Naturbeschreiber und Physiologen zu erkennen, mit dem Unterschied nur, daß ihm die innere Welt und deren Phänomene der Gegenstand der Forschung wurden. Und wenn der Jüngere mehr in die Weiten der äußern Welt, der Aeltere in das Reich der Ideen dringt, nimmt doch Jeder von ihnen wieder an

den Forſchungen des Andern Theil. Alexandern finden wir auch mit dem Studium der alten Sprachen und mit Alterthümern beſchäftigt und die ausgebreitetſte Kenntniß alter wie neuer Sprachen konnte der große Reiſende ohnehin nicht miſſen. Wilhelm dagegen ſucht auf ſeines Bruders Bahn ſeine eigne Menſchheits- und Alterthumskenntniß zu mehren. Er, der den Formen der männlichen und weiblichen Geſtalt, den Verhältniſſen der Geſchlechter nachforſchte, — wie hätte er anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniß nicht mit in ſein Bereich ziehen ſollen? Aber auch dann, wenn es ſein eigenes Gebiet nicht berührte, ſtrebte ſein univerſeller Sinn noch durch Theilnahme an des Bruders Forſchung den eigenen Umfang zu mehren. Wer Humboldt etwa nur in einzelnen Unterhaltungen mit ſeinem Bruder oder mit Göthe begegnete, würde oft nur einen Naturforſcher vor ſich zu ſehen geglaubt haben, und nicht wenig geſtaunt haben, ihn in einer andern Stunde mit Göthe, oder in einem Geſpräch mit Schiller, mit F. A. Wolf, als einen Geiſt von ganz anderem Drange zu erkennen!

Fragen wir nach den Männern, die zur Ausbildung ſo reicher Talente erwählt wurden, ſo ſtoßen wir freilich auf manche Lücke, dennoch iſt es uns vergönnt, Wilhelm Humboldt's namhafteſte Lehrer zu bezeichnen und von einigen Vorträgen, die er hörte, ſogar einiges Nähere zu berichten. Kunth, den Erzieher, kennen wir. Daß er die Knaben, beſonders in frühern Jahren, auch vorzugsweiſe unterrichtete, erleidet wohl keinen Zweifel. Aber der Unterricht eines Einzigen würde in keiner Rückſicht zureichend geweſen ſein, und wir hörten es ſchon als Kunth's höchſtes Verdienſt rühmen, daß er eben die beſten Kräfte der Hauptſtadt für die Bildung ſeiner Zöglinge in Bewegung zu ſetzen verſtand.

So erfahren wir aus der Lebensbeſchreibung des berühmten Berliner Arztes, und nachherigen Geheimen Raths,

Ernst Ludwig Heim, [3]) daß dieser die Knaben in die Anfangsgründe der Pflanzenkunde einweihte. Heim war seit dem Jahre 1776 als Physikus in Spandau und bald darauf zugleich als Kreisphysikus im Havellande angestellt. Daneben noch übte er eine ausgedehnte Praxis. Schon im Anfang der achtziger Jahre besuchte er, als Arzt der Familien von Burgsdorf und Humboldt, auch oft das benachbarte Tegel. Dem Oberforstmeister Burgsdorf theilte er seine reichen Kenntnisse von ausländischen Bäumen und der Zucht fremder Hölzer mit, die dieser dann an Ort und Stelle in seiner Baumschule nutzte. Auch mit Kunth, dem Erzieher im v. Humboldt'schen Hause, war er sehr befreundet. „Unterm 30. Juli 1781," erzählt Heim's Biograph, „lesen wir in der Chronik (seinem Tagebuche): „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin v. Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen v. Humboldt's die 24 Classen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der Aeltere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt." [4]) Als später des Jüngern Ruhm in der Naturkunde sich über alle Länder verbreitete, erinnerte sich Heim mit höchster Freude jener Tage in Tegel. Alexander zählte damals erst eilf Jahre.

Noch einen andern Blick in das Jugendleben unsrer Brüder öffnet uns Heim's Biographie. Am 19. Mai jedes Jahres musterte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo dann die ganze Bevölkerung auf dem Platze war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeisterung zu begrüßen. Auch Heim fehlte nicht und selbst als er sich schon in Berlin niedergelassen (seit 1783), versäumte er doch jenes Schauspiel nicht, sondern begab sich „mit den Tegel'schen

3) Leben E. L. Heim's. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler (seinem Schwiegersohne). 2 Theile. Leipzig, 1835.

4) A. a. O. Thl. II. S. 8 – 9.

Freunden, Herrn Kunth und deſſen berühmten Zöglingen dahin, die Specialrevue gründlich zu beſchauen.“ [5])

Was ſie damals von Heim lernten, war natürlich nicht der einzige frühere Unterricht, den die Humboldt in den Naturwiſſenſchaften empfingen. Von Alexander wenigſtens wiſſen wir, daß ſpäter in Berlin der junge Wildenow ſein Lehrer in der Botanik war. [6])

Mehr aber als alles andre intereſſirt es uns zu wiſſen, wer Wilhelm Humboldt in alten Sprachen und alter Literatur den erſten Unterricht ertheilte. Das Alterthum war und blieb ja die Grundlage ſeiner ganzen Bildung: alles, was ihn ſonſt auszeichnete, knüpfte ſich hier an. Die äſthetiſche Kritik, das Intereſſe an unſerer vaterländiſchen Litteratur, ſeine Größe als Sprachforſcher und Denker — alles wurzelte bei ihm in antiken Studien und der Anſchauung der alten Welt. In einer Stadt wie Berlin konnte es ſchon damals nicht an tüchtigen und für die Zeit ſelbſt geſchmackvollen Philologen fehlen. Dort war ſchon viel für die Aufbeſſerung gelehrter Schulen geſchehen. Unſer Humboldt beſuchte zwar keine der dortigen Anſtalten; aber es fanden ſich doch tüchtige Männer, die den Privatunterricht geben konnten. Den Grund zu Wilhelms tiefen griechiſchen Studien legte Löffler, der Verfaſſer eines freigeſinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gens-

---

5) A. a. O. Thl. II. S. 34.

6) Das berichtet uns Bergrath Freiesleben in einer im Jahr 1826 zu Freiberg gehaltenen Vorleſung, die dann unter der Aufſchrift: „Aus dem Jugendleben Alexander von Humboldt's“ in den Zeitgenoſſen, Leipzig 1829, B. 2. H. 2, im Auszug mitgetheilt worden iſt. Wir werden für unſern Zweck auch ſpäter noch einzelne Angaben daraus entlehnen. Alexander von Humboldt und der jetzige Berhauptmann Freiesleben (zu Freiberg in Sachſen) ſind von ihren Freiberger Studienjahren her innig befreundet: wir befinden uns alſo hier an einer in jeder Rückſicht ausgezeichneten Quelle.

barmes, nachmals Ober-Consistorialrath in Gotha. Nach Löffler ertheilte ihm Fischer vom grauen Kloster viele Jahre lang Unterricht im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik auch viel Griechisch wußte. — Daß Wilhelm schon in der Jugend auch neuere Sprachen trieb, daß er die vaterländische Litteratur früh kennen lernte, läßt sich ohne Weiteres voraussetzen. Ein solch Talent für alles Sprachliche wird nicht leicht erst in spätern Jahren entwickelt.

Die Zeit vor ihrem Abgang auf die Universität brachten die Brüder mehr zu Berlin als in Tegel zu. Denn nur dort selbst wurde es möglich, ausgezeichnete Männer für größere Privatvorträge zu gewinnen, und nichts zu verabsäumen, was die Jünglinge aufs würdigste ins akademische Leben einführen konnte. Männer, die in der Litteratur und Wissenschaft noch heute Klang und Namen haben, z. B. Engel, Klein, Dohm — lasen beiden Brüdern lange Collegien über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Ueber Dohm's Vorlesungen hat uns dessen Schwiegersohn, Gronau, in der Biographie jenes berühmten Publicisten, einen sehr erwünschten Aufschluß erhalten. Dohm arbeitete um diese Zeit im Departement des Auswärtigen zu Berlin. Gegen das Ende seines dortigen Aufenthaltes begehrte der Minister von Schulenburg von Dohm, daß dieser für einen jungen Grafen Armin eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen halte. Dohm war ohnehin sehr beschäftigt, und diese Vorträge forderten ziemlich mühsame Vorbereitung. Dennoch entsprach er dem Wunsche des Ministers. „Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, nahmen, nach dem Wunsche ihrer vortrefflichen Mutter, an jener Vorlesung Antheil, die ganz den Zuschnitt eines sogenannten Collegiums auf der Universität hatte, im Herbst 1785 begann und bis zu Dohm's Abgang von Berlin

[Juni 1786] dauerte." [7]) Den Entwurf dazu, sagt uns der Biograph, bewahrte Dohm stets sorgsam auf und die Erinnerung an jene Beschäftigung und das dadurch herbeigeführte Verhältniß mit schon damals sich auszeichnenden, und in vieler Hinsicht interessanten jungen Männern gehörte ihm stets zu den angenehmsten seines Aufenthalts in Berlin. Auch die Gebrüder Humboldt hielten den Lehrer in dankbarem Andenken und gaben ihm davon, als berühmte und hochgestellte Männer, noch später Beweise.

Von einem solchen Lehrer darf man wohl einen Schluß auf die Reife der Jünglinge machen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß sie die Vorträge eines so staatskundigen Mannes ganz unvorbereitet und fruchtlos hörten. An Wilhelm fällt diese Reife auch wenig auf. Er war der ältere, und scheint durchaus eine sehr frühzeitige Entwicklung gehabt zu haben. Dann konnte sich bei so vielseitiger Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, auch leicht und ohne Nachtheil ein schnelles Wachsthum erzielen lassen. Alexander aber, der einige Jahre Jüngere, mußte die Vortheile der gemeinsamen Erziehung schon mit heftigerer Anstrengung erkaufen. Er war in jugendlichem Alter keineswegs so kräftig als Wilhelm. In den ersten Jahren der Kindheit verzweifelte man auch ganz an seinen Fähigkeiten, bis es im spätern Knabenalter plötzlich Licht in seinem Kopfe ward. [8]) Körperlich leidend war er sogar noch in und nach den Universitätsjahren. Er selbst leitete diese Kränklichkeit von einem Uebermaß verdorbener Säfte her, das sich von Zeit zu Zeit einstelle. Freunde aber, wie Georg Forster, waren fest überzeugt, daß sein Körper nur deßhalb leide, weil der Geist zu thätig sei und „die logische Erziehung der Herren

---

7) Ch. W. Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1827. S. 127.
8) Freiesleben, a. a. O.

Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen habe," [9]) eine Bemerkung, welche einen guten Schlagschatten wirft, bei der man aber doch nicht vergessen darf, daß Forster gerade der Berlinischen Aufklärung jederzeit herzlich abgeneigt war.

So schritt die Erziehung der Brüder so weit fort, daß sie wohl ausgerüstet auch ihre Universitätsstudien gemeinschaftlich beginnen konnten.

Nicht blos die Geistesfähigkeiten unser's Humboldt entwickelten sich in frühestem Alter, auch die ihm eigenthümlichen Gemüths- und Charakter-Anlagen zeigen sich schon so früh an seinem Wesen, daß wir in dem, was er, noch vor dem Ende seines Universitätsleben, thut und schreibt, schon den ganzen, fertigen, entschiedenen Humboldt erkennen werden. Zwar von der frühesten Charakterentwicklung des Jünglings erfahren wir nicht eben viel, wie man denn in großen Städten auch auf ausgezeichnete Knaben nicht besonders aufmerksam zu sein pflegt. Und selbst dieß Wenige, diese einzelnen Züge, die uns gemeldet werden, sprechen oft noch mehr die Richtungen der Zeit und des Ortes als den innersten Charakter des Individuums aus. Doch auch dieser liegt, wenn auch etwas verhüllt, schon zu Tage. In der Hülle und Form nämlich, die Stimmung und Richtung damaliger Zeit ihm aufdrückten, so wie in der einseitigern, jugendlichern Gestalt, die, charakteristisch genug, so früh an Humboldt verschwindet, am Ende seines Lebens jedoch, zwar in geklärterer Form, aber in ursprünglicher Stärke hervortritt.

Ein schwärmerisch idealer Trieb war, wie wir bald finden werden, ein Zug, der Humboldt sein ganzes Leben begleitete, aber den größern Theil dieses Lebens gedämpft war von andern mächtigen Eigenschaften seines Wesens.

---

9) Forster an Heyne, 13. Juni 1790 (in Forster's Briefwechsel).

In den ersten Jünglingsjahren trat aber dieser Zug eine Zeit lang dominirend hervor. Seine Jugend fiel gerade in die Epoche, wo die Sentimentalität des Empfindens und ein hochfliegender Enthusiasmus an der Tagesordnung waren. Göthe's Werther und Schiller's Don Carlos hatten, was in der Zeit lag, zu hellen Flammen angefacht. Kein Wunder also, wenn Humboldt in dieser Zeit über die Maßen sentimental war; er schwelgte wirklich in Gefühlen, wollte sich und Andere veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundener Geheimschrift, für welche man sich auch besonders jüdischer Lettern gern bediente. Harmlos bekannten sich seine Jünglingsjahre zu dieser strebenden Empfindsamkeit, die überdies mit allen Reizen der Freundschaft und zärtlicher Neigung wie mit denen grübelnder Forschung eng verschlungen war.

Auf der Universität dauerte diese Stimmung fort. Fast alle Freunde, mit denen wir ihn verbunden finden werden, z. B. Stieglitz, Graf von Dohna-Schlobitten, ja selbst Kunth, der Erzieher, nahmen an diesen empfindsamen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil. Denn die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften war in dieser Zeit eben so in Aufschwung wie die Sentimentalität.

Auch der weibliche Umgang nährte damals diese Stimmung, und erklärlicher Weise auch bei Wilhelm Humboldt. Früh schon kam er durch Spielgenossenschaft, Tanzenlernen ꝛc. mit ausgezeichneten Erscheinungen des andern Geschlechts in Verbindung, Personen, die zum Theil in unserer socialen Geschichte und unserer Litteratur eine denkwürdige Stellung erworben haben. So traf Humboldt schon früh mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué — unter welchem Namen sie als Verfasserin vieler ihrer Zeit sehr gelesenen Romane aufgetreten ist —

zusammen, dann mit Rahel, der berühmten Briefstellerin, und besonders mit Henriette Herz, der noch jetzt lebenden Wittwe des bekannten Hofrath und Professor Markus Herz, die an Schönheit so sehr wie an Geist hervorragte. Mit dieser pflegte Humboldt insbesondere innige Freundschaft: er war mit ihr auf du und du, und im vertrautesten Briefwechsel. Die Sentimentalität, die alles beherrschte, gab allen diesen Verhältnissen einen ganz ungemeinen Schwung.

Neben dieser Empfindsamkeit, — die ungeheuer war und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweise wiederkehrte, aber auch in der Zwischenzeit nie ganz erlosch, — entwickelte sich aber fast eben so früh der schroffste Gegenpart in Humboldt's Natur, nämlich die furchtbarste Schärfe und Kälte des Verstandes, der Satyre, der Ironie, die ruhigste Anmuth des Scherzes, die ausgebildetste Macht der Dialektik, der allseitigste Trieb der Forschung, der Neugier, der Beweisführung und Ueberredung — kurz das, was später so hervorstechend an Humboldt's Wesen war, daß Manchen jener schwärmerische Zug ganz verborgen blieb. Wir werden, bei späterer Charakterschilderung, sogar finden, daß er im äußerlichen Verkehr sein Innerstes sogar absichtlich zu verhüllen suchte und wohl gar einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein nahm.

Doch keineswegs war solche momentane Kälte immer Verstellung oder Absicht. „Ein Vorfall in Humboldt's Universitätjahren" berichtet uns Varnhagen, [1]) den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverischen Leibarzt,

1) In der Skizze über Humboldt, a. a. O. S. 289 — 90.

bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts“! Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spaziren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich [wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!] in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten.“ Das ist ganz richtig. Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber mündlich zu äußern lieber vermied.

Diese Kälte und dieser kühle Forschungstrieb bildeten einen höchst wesentlichen Theil seines Charakters. Seine geistige Größe wie seine Festigkeit im bürgerlichen Leben hingen auf's engste damit zusammen. Daher stählten sich jene Anlagen wohl auch am früheſten im Umgang mit jenen ältern und jüngern Köpfen des damaligen Berlin, die aus Lessings Schule hervorgegangen waren und sich zum Theil später an die Kantische Richtung schloßen. Mit den meisten dieser Männer war Humboldt, den seine äußere Stellung eben so wie seine Geistesgaben begünstigten, sehr früh in nahem Verkehr, z. B. mit Engel, mit Biester, mit David Friedländer, mit Markus Herz u. A. — sämmtlich Männer von einer hellen Denkweise und freien bürgerlichen Gesinnungen. In diesem Kreise konnte Humboldt früh seine

angeborne Forschungslust und seinen Charakter kräftigen, und wenn er so bald schon durch Unerschrockenheit seines Denkens wie durch freimüthiges Wesen unsere Bewunderung auf sich zieht, so dankte er wohl selbst die frühe und entschiedene Ausbildung dieser Naturgaben zum Theil dem Umgang mit diesen Männern, deren sonstige und besonders ästhetische Einseitigkeit dagegen auf seine Natur gar keinen Einfluß erlangen konnte.

Bemerkenswerth kann es erscheinen, daß ein großer Theil der Männer und Frauen, die hier genannt wurden, jüdischen Ursprungs waren. Gerade dieses israelitische Element bildete aber von jeher einen sehr bedeutenden Bestandtheil des Berlinischen Geisteslebens und namentlich damals concentrirte sich in ihren Reihen die Aufklärung ihrer Zeit, die hauptsächlich von Lessing und dessen Freund Mendelsohn, dem Lehrer und Vorbilde dieses Berliner Kreises, ausgegangen war. Humboldt war, wie wir sehen, von frühester Jugend an gewohnt, die Bildung überall zu suchen, wo sie irgend zu finden ist, und diese Unbefangenheit im geistigen Verkehr bewies er auch dann stets, als er schon die höchsten Ehrenstellen der bürgerlichen Welt erstiegen hatte. Man hat nie gehört, daß er an Abkunft oder Rang und Titel gedacht hätte, wenn er in einen Kreis trat, wo etwas Tüchtiges zu achten oder zu lernen war. Zeit seines Lebens suchte er, was nur irgend ein Interesse bot. Von Judenhaß oder ähnlichen Albernheiten konnte bei einem so freien Geist ohnehin nicht die Rede sein.

In die Reihen und Verhältnisse der vornehmen Welt trat Humboldt schon durch Geburt, als Glied einer angesehenen und begüterten Familie, so daß ihm auch von dieser Seite, von frühster Jugend an, jede Gunst entgegen kam. Alle gesellige Verbindungen, jeder geistige Verkehr standen ihm offen. Wie mußten sich solche Jünglinge, die, im Besitze großer, genialischer Talente, einen ächt bürgerlichen

Fleiß nicht verschmähten, unter ihren Standesgenossen auszeichnen, während sie vor den bürgerlichen Genossen schon durch die Geburt einen Vorsprung hatten!

War es schon ein Glück, theils auf einem anmuthigen Familiensitz und unter der Obhut einer geliebten Mutter, theils in einer der bedeutendsten und erregtesten deutschen Städte erzogen und gebildet zu werden und von den Hülfsmitteln, die die Zeit darbot, einen großen Theil gleich an erster Quelle benutzen zu können, so müssen wir nun auch des Mannes und des Staates gedenken, unter dessen Schirm und Anregung die Humboldt ihre Bahn daselbst betraten. Das hehre Bild eines Helden und Königs, wie Friedrich der Große war, leuchtete durch ihre Kindheit und Jugend, denn erst als sie Berlin zu verlassen und die Universität zu beziehen im Begriffe standen, starb Friedrich der Große im Sommer 1786. Er hatte einen Staat gegründet, dem eine Stimme unter den europäischen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzende Aussichten geöffnet schienen. Unter den zerrissenen und verfallenen Verhältnissen des deutschen Reiches gab der Staat schon, dem er angehörte, dem Preußen ein gewisses Selbstgefühl und einen zuverläßigern Halt. Ein kriegerischer Heldenmuth schien jedem Unterthanen eines solchen Königes wie von Geburt eingehaucht; jedes Opfer schien zu ertragen, wenn nur der Ruhm und die Ehre bestand; und diese Erinnerungen haben, als einmal alles verloren schien, nicht wenig gewirkt, eine todesmuthige Generation wieder aufzuwecken. — Aber auch die geistige Welt und die Litteratur Deutschlands hatten, zum Theil wieder seinen Willen, einen mächtigen Stützpunkt an dem großen Könige und an dem Enthusiasmus, der von ihm ausging. Mit seiner Herrschaft fing die Epoche der Aufklärung und Reform unter den Deutschen an, der wir mit allen unläugbaren Auswüchsen große, theure Errungen-

schaften danken, Errungenschaften, deren wir uns einige in neuerer Zeit sogar manchmal zu unbedächtig wieder entlocken ließen. Von Berlin aus, unter Friedrichs Fittigen, breitete sich eine aufgeklärtere Denkweise in religiösen und bürgerlichen, ja zum Theil auch in politischen Dingen aus, und die Männer dieser Hauptstadt, deren Vorzüge und Einseitigkeit wir schon erwähnt haben, verehrten in Friedrich ihren Schutzpatron. Ja noch heute, mitten in den Schwankungen unserer Tage, wissen freiere Geister wohl zu würdigen, was Friedrich für seine Epoche gewirkt und für die folgenden angeregt hat. Die wissen es am besten, die noch unter seinem Stern heranwuchsen. Als vor einigen Jahren das Jubelfest seiner Kronbesteigung in Berlin gefeiert wurde, nahm der Bruder unsers Humboldt bei dem Festmahl, zu dem sich die königliche Akademie der Wissenschaften vereinigt hatte, das Wort und sprach das allgemeinste Gefühl in dem bescheidenen und denkwürdigen Eingang seiner Rede also aus: „Mir ist die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Versammlung zu richten. Diesen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geschlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anschauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geistigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, so weit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit empfänglich machten, auf die Herrscher, wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römischen Geschichtschreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats und Völkerlebens durchspähte), er hat die schroffen Gegensätze, „die widerstrebenden Elemente der Herrschaft und Freiheit" mit einander zu versöhnen gewußt. Den köstlichen Schatz dieser Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweise dem wissenschaftlichen Vereine anvertraut, dessen Glanz

er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schützende Theilnahme erhöhte." [2])

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für die Gebrüder Humboldt, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen und seit dem eine längere Zeit hindurch immer nur kürzeren Aufenthalt daselbst nahmen. Trübe, unsittliche, verderbende Elemente kamen zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königes schrittweise bis an den Rand des Unterganges. Während dieser Zeit bewahrten und erweiterten die Humboldt, meist im Ausland lebend oder entfernt von der Hauptstadt, die männlichen Eindrücke ihrer Jugend. Ohnehin war es wünschenswerth, mit den Plattheiten der Nikolaiten nicht in zu naher Berührung zu bleiben; und die höchsten Bestrebungen des deutschen Genius an ihrer Quelle zu genießen, mußte man andere Erdreiche suchen, als das trocknere und bald noch von manchem Unkraut überwucherte Berlin. So befähigten sich diese Brüder das Vorbild für eine frischere Generation in ihrer Heimath und Geburtsstätte zu werden; so reihten sie sich in reinster Form an die trefflichsten Geister der deutschen Nation; und als ihr Vaterland Männer bedurfte, die die Kraft besäßen, es zu heilen und wieder aufzubauen, da strahlte der Name Humboldt unter den Ersten und Tüchtigsten, die zu dem schweren Werke herbeigerufen wurden.

Auch ihre akademische Laufbahn traten beide Brüder gemeinschaftlich an. Zunächst besuchten sie die vaterländische Universität Frankfurt an der Oder, wo sie sich vorzugsweise

---

2) S. Beil. z. Allg. Zeitung, 9. Juni 1840.

mit den Berufsstudien beschäftigten. Wilhelm machte da einen juristischen Cursus, Alexander widmete sich den Kameralwissenschaften, wobei sie jedoch ihren philologischen und naturwissenschaftlichen Neigungen sich gewiß nicht entschlugen.

Sie wohnten zu Frankfurt im Hause ihres ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwischen dort eine Professur erhalten hatte. Unter den dortigen Lehrern unseres Humboldt möchte der bekannte Jurist Reitemeier auszuzeichnen sein, der die Rechtswissenschaft, in manchem der Zeit vorauseilend, besonders von geschichtlicher Seite behandelte und dabei, wie er in einzelnen Schriften, z. B. über die Sklaverei der Alten, bewiesen, ein tüchtiger Philolog war.

Zu den Männern, mit denen Humboldt schon in Frankfurt ein dauerndes Verhältniß knüpfte, gehörte namentlich der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten, den wir hier hervorheben, weil wir ihm später in einer sehr wichtigen Verbindung mit Humboldt begegnen. Graf Dohna studirte in den Jahren 1786—1788 zu Frankfurt, also ziemlich in derselben Zeit mit unsern Brüdern. Neben der Berufswissenschaft widmete auch er sich insbesondere den classischen Studien. Sein Biograph, der als Geschichtschreiber Preußens rühmlichst bekannte Johannes Voigt, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „von ungemein wichtigem Einflusse auf des Grafen geistige Entwicklung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem edlen Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert.“ [1]) Diese Einwirkung des jungen Humboldt hat für

1) Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. In den Zeitgenossen, B. 4. H. 6—7, Leipzig 1833, S. 19. (Diese Lebensskizze erschien auch gleichzeitig in besonderm Abdruck).

uns ein höheres Intereſſe, wenn wir bedenken, daß es derſelbe Dohna war, in deſſen Gemeinſchaft jener nachmals die Bildungsanſtalten und das Geiſtesleben in Preußen auffriſchen ſollte! — Graf Dohna bezog im Jahre 1788 ebenfalls die Univerſität Göttingen, und traf dort mit Humboldt wieder zuſammen.

Bei der Wahl der Univerſität Frankfurt hatte wohl die Nähe des mütterlichen Auges und die Ausſicht auf Göttingen den Ausſchlag gegeben. Sonſt hätte wohl Halle unter den preußiſchen Univerſitäten den Vorzug verdient, oder auch Königsberg, wo ſchon Kant für Humboldt der größte Anziehungspunkt ſein mußte. Sich auf den künftigen Staatsdienſt vorzubereiten, dazu genügte Frankfurt hinreichend, keineswegs aber um die höhere Ausbildung dieſer Jünglinge zu vollenden. Das gewährte aber damals keine andere Univerſität in ſolchem Grade wie Göttingen.

Wahrſcheinlich im Frühjahr 1788 bezogen Wilhelm und Alexander die Georgia-Auguſta, und auf ihr verweilten ſie, wenn wir die Ausflüge und Reiſen des Aeltern mit einrechnen, etwa zwei Jahre. Göttingen war damals anerkannt die erſte unſerer Univerſitäten. Leipzig und Halle hatten ſchon von ihrem alten Rufe verloren; die Periode des Jenaer Glanzes beginnt erſt in den neunziger Jahren. Für Humboldt's Ausbildung hätte ohnehin nicht leicht ein Ort ſich fruchtbarer erweiſen können, als Göttingen, welches von jeher der wahre Sitz unſerer Alterthums- und Geſchichts-Wiſſenſchaft war — ja dieſen Typus bis auf unſere Tage behalten hat. An eigentlich philoſophiſcher Anregung mangelte es dort freilich ganz und gar; denn Göttingen hat ſich die Philoſophie von jeher recht eigentlich vom Leibe gehalten.[2]) Doch dieſen Mangel

2) Und gewiß zu ſeinem eignen Schaden, wenn ſchon manche Zeitverirrung dadurch fern gehalten wurde. Rehberg, in ſeiner

konnte Humboldt am ersten aus eignem Triebe ersetzen. Der ideale Drang, der ihn beseelte, führte ihn unmittelbar zur neuen Kantischen Lehre, d. h. zu dessen Schriften. Ein solches Studium aber hatte unendlich größern Werth, als irgend ein philosophischer Vortrag, den man damals, außer Königsberg selbst, von deutschen Kathedern hören konnte. Auf der andern Seite dagegen bot Göttingen desto größern Ersatz. Hier lehrte Heyne, ein Mann, der zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften nicht wenig gewirkt hat, und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neuern Glanzperiode zu betrachten ist. Zwar übte er nicht die energische Wirkung, wie etwa Wolf und Voß, aber er bahnte diesen durch geschmackvollere Auffassung der Alten den Weg; er reihte sich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunstarchäologie, zu den tüchtigsten Forschern, und das Wesentlichste leistete er als Lehrer an Ort und Stelle. Von Göttingen aus nahm die neuere deutsche Philologie ihren ersten Schwung: das philologische Seminar, dessen Leitung Heyne schon eine hübsche Reihe Jahre inne hatte, sendete nach allen Himmelsgegenden hin seine Zöglinge. Voß war einst Mitglied dieser Anstalt und auch Wolf hatte in Göttingen studirt. Darüber muß man Männer vernehmen, die jenen Umschwung mit erlebten. Georg Zoega z. B., der in den siebziger Jahren dort gewesen war, kam ein paar Jahre darnach wieder durch Göttingen. „Heyne, schrieb er von da einem

---

Skizze über Ernst Brandes, hat die Lichtseite jenes Widerstandes gegen die philosophischen Systeme, recht gut hervorgehoben, (Siehe Rehbergs sämmtliche Schriften, B. 4. S. 416.) Es ist aber gewiß, daß es zuletzt dabei zurückbleiben mußte. Was hat Jena in früherer, Berlin in späterer Zeit so groß gemacht? Eben das, was Göttingen verschmähte. Allerdings wußte sich dieses den Ruf wissenschaftlicher Solidität zu erhalten und es war wirklich stets eine Pflanzschule unseres historischen und philologischen Wissens. Ich sage: es war; denn leider hat es nunmehr einer unsaubern Politik gefallen, dies Werk edler Vorfahren zu berühren und die ersten Lehrer der Georgia-Augusta mit Gensdarmen davonzujagen.

Freunde, hat gegenwärtig sehr vielen Zulauf, überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben.“[3]) Daß Heyne nachmals von größern Nachfolgern in Schatten gestellt wurde, daß er gegen diese, zum Theil durch eigene Schuld, in nachtheilige Stellung gerieth, kann sein wirkliches Verdienst nicht schmälern.

Beide Brüder genoßen den näheren Umgang Heyne's,[4]) der auch diese jungen Männer wohl zu schätzen wußte. Außer dem Einfluß, den er auf ihre Studien haben mochte, dankten sie wohl zunächst ihm auch das freundschaftliche Verhältniß zu seinem Schwiegersohne Georg Forster. Forster hielt sich während des Sommers 1788 in Göttingen auf und erst im Herbste dieses Jahres trat er in seine Stellung zu Mainz ein. Das Band zwischen Forster und den Brüdern Humboldt wurde daher gewiß während jenes Sommers begründet.

Es wäre von großem Interesse, zu erfahren, mit welchen Lehrern der Georgia-Augusta unser Humboldt sonst noch in Berührung gekommen. Das Feld der Geschichts- und Naturwissenschaften war reichlich besetzt. In den letztern glänzte vor allem der Name Blumenbachs und dieser war Alexander Humboldt's Lehrer. Von den Juristen zeichneten sich nicht nur Männer des alten Schlages, wie Pütter, sondern auch jüngere, wie Martens, dieser als Lehrer des Natur- und Völkerrechts, und der junge Hugo insonders aus. In der philosophischen Facultät fanden sich die tüchtigsten Männer, namentlich für die historisch-politischen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn. In derselben Facultät begegnen uns zu Humboldt's Zeit auch andere sehr interessante Namen, z. B. Lichtenberg, Bürger,

3) Zoega's Leben, von F. G. Welcker. I. 227.
4) Auch Alexander v. Humboldt. S. Freiesleben, a. a. O.

Fiorillo ꝛc. Das nächste Interesse mußte für Wilhelm Humboldt doch immer Heyne behalten. Und obschon er sich, wie es scheint, niemals in das philologische Seminar aufnehmen ließ [5]), wird er doch in dessen Vorlesungen über Homer, über Pindar, über griechische und römische Alterthümer ꝛc. ein um so eifrigerer Zuhörer gewesen sein.

Für die vielseitige Richtung unseres Humboldt fand sich in Göttingen die reichste Nahrung, und was der lebendige Vortrag nicht darreichte, bot jeder Zeit die herrliche Bücherssammlung dieser Universität in größter Fülle. In zwei Gebiete aber warf er sich während dieser Jahre mit besonderem Eifer: in die Alterthumswissenschaft und in das Studium der Kantischen Philosophie. Wie früh er sich durch ein umfassendes Eindringen in die Schriften der Alten eine großartige und in ihrer Art neue Grundansicht von der Bedeutung der Alterthumsstudien und der antiken Welt für die Neuern erworben haben mußte, das erhellt vorzüglich aus bekannt gewordenen Bruchstücken Humboldtischer Briefe, die vom Jahre 1788 herrühren sollen und die F. A. Wolf, in dessen Hände sie „durch einen angenehmen Zufall" gelangten, im Jahr 1807 seinem Entwurf einer Darstellung der Alterthumswissenschaft einzuverleiben für angemessen hielt, bei welcher Veranlassung Wolf den Verfasser dieser Bruchstücke geradezu für denjenigen erklärte, in dessen Umgang und Bunde er selbst sich zu einer tiefern Ansicht des Alterthums emporgearbeitet habe. [6]) Wir sparen uns aber eine nähere Beleuchtung dieser Richtung Humboldts auf die Zeit

5) Die Verfasser der Göttinger Gelehrtengeschichte hätten Humboldt's Namen gewiß nicht vergessen, wenn er in das Seminar aufgenommen worden wäre. Sie melden uns ja pünktlich die Aufnahme A. W. Schlegels (im Jahr 1786), Woltmanns und so vieler Andern.

6) Siehe: Museum für Alterthumswissenschaft, herausg. von F. A. Wolf u. Ph. Buttmann, B. I. Berlin, 1807, St. 1. S. 126 — 29 u. 133 — 37.

vor, wo er mit Wolf persönlich umging und an allen Bestrebungen dieses großen Forschers den lebendigsten Theil nahm. Hier galt es nur darauf hinzuweisen, welche Stufe auf dem Felde der Philologie Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthaltes erstiegen hatte.

Ueberhaupt verweisen wir die übersichtliche Darstellung der von Humboldt in frühen Jahren eingenommenen Standpunkte wie seines Verhältnisses zu den Hauptrichtungen und Bewegungen der Zeit in die folgenden Bücher. Hier haben wir es nur mit dem Lernenden zu thun, auf seine Lehrer und seinen früheſten Umgang hinzudeuten und die günstigen Constellationen zu bezeichnen, unter denen er in die Welt und seine Lebensbahn eintrat.

An anregendem Umgang konnte es dem jungen, in jeder Beziehung hervorragenden Mann auf einer Hochschule wie Göttingen nicht mangeln, und zwar nicht bloß unter den ältern Männern und Lehrern allein, sondern auch unter den jüngern Köpfen und Studiengenossen. Vor allem wichtig ist uns das Zusammenleben mit seinem Bruder. Theilnehmend an dessen fast ganz abseits liegender Geistesrichtung und Thätigkeit, entwickelte sich Wilhelm's allseitiger Sinn mehr und mehr. Davor war er gesichert, daß das Studium der Sprachen und der Kunst ihn nicht verengere: Natur und Leben blieben stets im Gesichtskreise. Unter seinen nächsten, intimsten Göttinger Freunden war außerdem noch ein Mediciner, den wir schon im vorigen Abschnitt als seinen Lebensretter genannt haben — Johann Stieglitz nämlich, der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (geboren 1767, gestorben 1840). Stieglitz war ein Jude von Geburt. Er hatte sich nach seinen Schuljahren einige Zeit in Berlin aufgehalten und besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Dort wurde er mit Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Herz, Biester

und vermuthlich auch schon mit Humboldt näher bekannt. Um Medicin zu studiren, ging er nach Göttingen. Dort knüpfte er eine innige Freundschaft mit Humboldt. Er war auch, in mehrfachem Betracht, eine diesem verwandte Natur. Man sagt von ihm, daß er höchst umsichtig in der Wahl seines Umgangs gewesen, und zum Theil schon seinen akademischen Freundschaften die spätere glückliche Gestaltung seines Lebens zu danken hatte. Gleich nach Beendigung der Studien ließ er sich als Arzt in Hannover nieder. Geistreich und vielseitig gebildet, wie er war, gelangte er da bald in den engern Kreis eines Brandes, Rehberg, in welchem auch Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthalts wohl bekannt war. In Hannover machte er sein Glück und stieg zu dem angesehensten ärztlichen Wirkungskreis empor. Auch als gelehrter Mediciner hatte er großen Ruf und zeichnete sich besonders als kritischer Schriftsteller in diesem Fache aus. Ueberhaupt schien er nur Verstandesmensch zu sein: die umsichtigste Lebensklugheit, die schärfste Berechnung aller Verhältnisse und Lagen ließ dem Anschein nach auf wenig Gemüthswärme schließen. Er vergaß sich nie. Aber nur um seine Zwecke zu erreichen und alle Hindernisse zu besiegen, beherrschte er die Regungen des Gemüths, ja bewältigte und verbarg er seine wärmsten Empfindungen. So konnte er mitunter selbst kalt und hart erscheinen, obwohl sein Herz für alles Edle und Erhabene schlug und seine Freunde die unerschütterlich treue Gesinnung gar wohl kannten. Es war ihm angeboren, die innigeren Empfindungen vom Alltagsleben ferne zu halten und das Gute und Edle in der Stille zu thun. [7])

Auch Stieglitz, wie wir berichtet, nahm in jenen Jugendjahren an der herrschenden Empfindsamkeit und an den

7) Ueber ihn besitzen wir den „Necrolog des weiland Dr. J. Stieglitz ꝛc." Von Dr. G. P. Holscher. Hannover, 1841."

Veredlungsbünden Theil. Auch Graf Dohna kam von Frankfurt nach Göttingen und reihte sich zu diesem empfindsamen Freundeskreis. Zu den jüngeren Männern, mit denen Humboldt schon als Student in Berührung trat, gehörte, ohne Zweifel, auch der bekannte Genosse des Grafen Schlabrendorf, Oelsner, der wie jener fast sein ganzes Leben in Paris zubrachte und mit Humboldt auch noch später in wiederholte Verbindung kam. Mit Aug. Wilh. Schlegel traf Humboldt auch schon in Göttingen zusammen. Neben großen Sympathien, die Zeit ihres Lebens zwischen diesen in ihrer schriftstellerischen Bahn sehr nahe verwandten Geistern bestanden, scheinen doch früh schon auch lebhafte Spaltungen in ihren Urtheilen vorgekommen zu sein, wie sich denn z. B. Humboldt noch später in einem Briefe an Schiller[8]) erinnerte, daß er schon in Göttingen sich mit jenem oft lebhaft über Heinse's Ardinghello gestritten habe, welchem er selbst nie einen solchen Geschmack abgewinnen konnte. In späterer Zeit vermittelte sich auch ein Verhältniß mit dem jüngern Schlegel, der in der Periode seiner hellenistischen Bestrebungen unter allen Jüngeren fast am nächsten mit Humboldt's Richtung zusammentraf, nur mit dem Unterschied, daß dieser sich fest an den Göthe-Schiller'schen Kreis und unsere Klassik schloß, während die Gebrüder Schlegel bald vorzogen, eine neue Standarte aufzupflanzen und durch erweiternde, aber auch verwirrende Elemente, die sie heranbrachten, des schon gewonnenen Standpunktes und Weges wieder verlustig gingen. Für uns ist es hier nur von Wichtigkeit, diese ausgezeichneten kritisch-ästhetischen und forschenden Köpfe, ja Nebenbuhler, schon so früh sich begegnen zu sehen.

So geleiten wir unsern Humboldt bis ans Ende seiner Lehrjahre — wenn man diesen Ausdruck von einem Geiste

8) Vom 18. Dez. 1798.

brauchen darf, der bis zum letzten Athemzuge zu lernen fortfuhr — aber wir stehen noch keineswegs am Ende des Göttinger Aufenthalts. Denn in Wahrheit stand er schon während dieser Zeit als selbstständiger, fest entwickelter Mann da, er trat schon von dort aus in Verkehr und Briefwechsel mit ausgezeichneten Koryphäen der Litteratur und bereicherte auf kleinern und größern Reisen, die er von Göttingen aus machte, seine äußere Weltkenntniß wie den Kreis seiner Verbindungen. Damit beginnt denn seine eigne Lebensbegründung und sein erstes Wirken in der geistigen Welt, dessen Darstellung wir dem folgenden Buche vorbehalten. Göttingen war das letzte Stadium seiner Jugendbildung und der Ausgangspunkt seiner eigenen Wirksamkeit. Welche Reihe der namhaftesten und verdientesten Männer zählt die Georgia-Augusta unter ihre Schüler! Der Name Humboldt ist gewiß keiner der geringsten unter ihnen, und Wilhelm würde, wenn er es erlebt hätte, seinen Dank eben so laut ausgesprochen haben als sein Bruder Alexander, dem es vergönnt war der großen Jubelfeier dieser Universität (1837) beizuwohnen und der bei dieser Gelegenheit das schöne Bekenntniß niederlegte, „daß er auf dieser berühmten Hochschule den edleren Theil seiner Bildung empfangen."

Hier am Schlusse der Jugendjahre und an den Zeitpunkt gelangt, wo Humboldt selbst in den geistigen Bewegungen der damaligen Welt mitzuwirken anfing, wollen wir auch einen Blick auf die günstigen äußern Conjunkturen werfen, unter denen er seine Lebensbahn betrat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein seltener Glücksstern der Stunde seiner Geburt geleuchtet. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der er geboren wurde! Von der Wiege an schien kein Streben, kein Wunsch versagt. Den

herrlichſten Gaben des Genius ſtanden durchweg auch die äußern Mittel förderlichſt zur Seite. Was man zur Bildung ſolcher angeborner Kräfte heiſchen konnte, wurde, wie wir aus den mitgetheilten Zeugniſſen erſahen, mit auserleſener Sorgfalt gewährt. Doch auch ohne dieſe Sorgfalt würde Humboldt's Entwicklung kaum eine andere geworden ſein. Denn dieſer Bildungstrieb lag in ſeiner innerſten Natur; die herrlichſte Mitgift, die ihm geworden, die ihm eine immerwährende Jugend erhielt, war eben die: den großen Bewegungen der Zeit den offenſten Sinn entgegenzubringen, ſo daß einem ſolchen Geiſt im Grunde nur die eine Förderung zu wünſchen war: ſein Leben in einer Zeit des Aufſchwungs und großer Bewegungen beginnen und durchwandeln zu können. Und dieſe Gunſt wurde Humboldt im ausgezeichnetſten Maße zu Theil.

Wir ſahen, wie die Verbeſſerung der Erziehungsformen und des Unterrichts ſchon ſeiner Jugend zu Gut kam. Aber wie in dieſem, ſo war in allen Zweigen geiſtiger Thätigkeit eine Periode der Erneuerung angebrochen, von der ſich jede höhere Kraft mit erhoben und getragen fühlte. Ueber ganz Europa hatte ſich mehr oder minder eine Gährung ausgebreitet, die in Deutſchland einen überwiegend geiſtigen Charakter trug, während ſie anderwärts gleich zu politiſchen Umwälzungen drängte. Unter uns dagegen ward hauptſächlich nur das innere Leben ergriffen, die Denkart, die Geſinnungen erneuten und veredelten ſich, und in allem, was damit zuſammenhängt, in Kunſt, Philoſophie und Wiſſenſchaft, brach ein neuer Morgen an.

Der politiſche Umſchwung ſollte bei uns nur allmählig, nur in Folge der geiſtigen Verjüngung erreicht werden. Dennoch warf auch in unſer verfallenes politiſches Daſein die Erſcheinung eines geiſtvollen, unternehmenden Fürſten eine aufregende Säuerung, die nicht allein in den Gränzen

seines zur allgemeinen Achtung emporgekommenen Staates, sondern durch ganz Deutschland ihre Wirkung verbreitete. Wir haben in den vorigen Abschnitten der geistigen und bürgerlichen Aufklärung gedacht, die unter den Fittigen des großen Königs emporwuchs. Humboldt war Preuße von Geburt. Unmittelbar in der erregenden Nähe des begeisternden Fürsten und unter den Eindrücken jener freieren Denkart gebildet — wie hätte des Jünglings Sinn nicht früh auf große Verhältnisse und Weltansichten gewendet werden sollen? Der preußische Zopf und das Kamaschenthum hafteten nicht an unserm Brüderpaare, aber einen kräftigern Geist, eine ächte Vaterlandsgesinnung athmeten sie mit der heimathlichen Luft ein. Vor der Nüchternheit märkischer Bildung wahrte sie ihr eigner Genius und ihr stets dem erwachenden tiefern deutschen Geistesleben zugewendeter Sinn. Dagegen blieben sie der Helle und Aufklärung, die ihre Jugend umgab, ihr ganzes Leben getreu. Auch als sie die tieferen Gänge unsers geistigen Lebens mit durchwandelten, ja diese zum Theil selbst öffnen halfen, begleitete sie stets das Licht, das einst in ihrer nächsten Nähe Friedrich der Große und unser Lessing angezündet hatten. So wird uns Humboldt's Laufbahn, die durch so viele romantische, philosophische und politische Strudel hindurchgeht, zum Beweis dienen, daß er jenen leitenden Compaß nicht aus dem Auge verloren hatte.

Der stärkste Hebel und die schönste Frucht der innern Verjüngung Deutschlands war das Aufblühen und schnelle Wachsthum einer nach dem höchsten Ideal emporringenden Nationallitteratur, und mit dieser setzte das Glück unsern Humboldt von früh an in das schönste und fruchtbarste Verhältniß. Mit dem Werden dieser Litteratur wuchs er heran. Er erblickte das Licht der Welt in dem Jahre, wo Minna von Barnhelm erschien. Göthe's und Schiller's Jugendwerke

die Sturmperiode unsrer Dichtung, durchschütterte in voller Stärke den Knaben und Jüngling, und eben als dieser an den Werken des Alterthums das vollendete Kunstideal in sich aufgenommen hatte, schenkte uns Göthe die Schöpfungen, die eine glücklichere Zone gereift und vollendet hatte. Jetzt näherten sich die Jahre, wo auch Schiller sich zum Kunstideal erhob und mit Göthe zu gemeinsamer Wirksamkeit verband, wo dann in schneller Folge die größten Werke geschaffen und die höchste Stufe der Kunst und Kunsteinsicht erstiegen wurde — mit einem Wort, jener Gipfelpunkt unserer Litteratur, der die mächtigsten Impulse hinterließ, wenn auch die Litteratur selbst von dieser Höhe nur zu bald wieder herabsank. War es schon ein nicht geringer Vortheil an diese Höhe gleichsam mit heranzuwachsen und nicht das schon Errungene nur so mühelos zu erben, so war es ein noch größerer, beim Beginn jener höchsten Epoche so gereift zu sein, um an dem Wirken unserer größten Geister Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können. Dies Glück wurde beiden Humboldt, und namentlich dem ältern, vergönnt. Während Alexander Göthe's naturwissenschaftlichen Arbeiten parallel ging, schloß sich Wilhelm ganz an die ästhetischen Forschungen unserer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigsten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genosse betrachtet und so eng, so umfassend in die Bestrebungen dieser Geister verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaischen Glanzepoche erscheint. Ohne selbst ein Kunstwerk solcher Art hervorzubringen, knüpfte er durch die Theilnahme, die er im höhern Sinne an den Werken und Forschungen unserer größten Meister nahm, seinen Namen an die ihrigen an. Sein Einfluß auf die Grundsätze und Hervorbringungen Göthe's und Schiller's in der Zeit ihres Zusammenwirkens, war der größte und

entschiedenste und kein Dritter konnte sich in diesem Bezug irgend mit ihm vergleichen.

Was befähigte nun Humboldt vorzugsweis, diesen Einfluß auf unsre classische Litteratur auszuüben? Gewiß, die Bildung und Universalität seines Geistes, sein Geschmack, sein Verständniß der neuern Philosophie, vor allem aber seine Richtung auf die Formen und Vorbilder des Alterthums, in deren Verehrung er sich mit den großen Dichtern so wunderbar begegnete. Und wie begünstigte ihn dabei der andere Umstand, daß das Studium des Alterthums in seinen Bildungsjahren eben einen neuen Schwung nahm, ja daß hier eine neue Wissenschaft entstand, an deren Begründung Humboldt, der Genosse und Freund eines Fr. A. Wolf, gleichfalls keinen unbedeutenden Theil haben konnte.

Noch in seine Jünglingsjahre fiel auch die Erneuerung der Philosophie durch Kant. In frühester Zeit machte diese Lehre den größten Eindruck auf ihn und er eignete sich dieselbe mit dem lebendigsten Sinne an. Sie blieb fortan eine Grundlage seines Denkens, sie diente ihm auch da noch als Leitstern, wo er über ihre Gränzen hinausschritt. Mit Recht hat man ihn zu denjenigen gezählt, die den Standpunkt dieser Philosophie erweiterten, theils durch die ästhetischen Forschungen, denen er im Bunde mit Schiller oblag, theils durch die Begründung der Philosophie der Sprache, die wir erst seiner Vertiefung in dieses Gebiet verdanken.

Wir könnten den glücklichen Stern, der Humboldt's Leben begleitet, gleich weiter verfolgen, und darauf hinzeigen, wie es ihm später vergönnt wurde, zu der so nothwendig gewordenen Reorganisation seines Vaterlandes mitzuwirken und sich hierbei durch freimüthiges und entschiedenes Streben an die geehrtesten Namen unsrer Zeit zu reihen, und doch im

rechten Moment eine Bahn wieder zu verlaſſen, auf der nichts mehr zu hoffen blieb, als Einbuße an ſchon erworbenem Rufe und Verdienſte; wie es ihm ferner gegeben war, auch die Mußejahre ſeines Alters zu verewigen und ſich eben in den ſprachphiloſophiſchen und vergleichenden Forſchungen ein Reich zu gründen, in welchem er für unſere Zeit und Nation ſo einzig daſteht, wie ſein Bruder auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete.

Hier haben wir aber nur die beſtimmenden und fördernden Einflüſſe ſeiner Jugend im Auge zu behalten. Zudem dürfen wir die ſonſtigen Glücksfälle ſeines Lebens nicht gar zu hoch in Rechnung ſetzen. Denn, wie ſich Geiſt und Charakter in ihm faſt unabhängig von ſeinem äußern Lebenslaufe entwickelt haben, ſo würde auch ſeine ſpätere geiſtige Thätigkeit unter allen Umſtänden faſt dieſelbe geweſen ſein, während für ſein früheres Einwirken, wie für die Bildung, die er in früheſtem Lebensalter ſich aneignen konnte, das glückliche Geſtirn, unter welchem ſein Leben und ſeine Laufbahn begann, von unläugbar großem Gewicht war.

Humboldt ſelbſt ſcheint die Wichtigkeit dieſer Jugendeindrücke und ſeiner früheſten Entwicklung gar wohl empfunden zu haben. Auch beſeelte ihn die freudige Gewißheit, der Richtung, die ſein Weſen in jenem Alter empfangen, immer treu geblieben zu ſein; ja das Gefühl des Segens, der in dieſer Treue ruht, ſprach er am Abende ſeines Lebens in einem der Sonette aus, die ſeine letzten Bekenntniſſe enthalten. Da ich einmal einen Blick auf ſein ſpäteres Leben geworfen, wüßte ich auch nicht beſſer als mit wörtlicher Anführung dieſer ſchönen Strophen zu ſchließen.

„Wer ſeiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet dieſe Treue,
Bewahret Einheit in des Geiſtes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Bruſt noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der erſten Sehnſucht leiſes Wonneleben
Dem ganzen Daſein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigſten der Kranz der Jugend ſchwillet;
Bis hin zum Grabe Balſam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet."

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und früheſtes Wirken.

1788 bis 1794.

Man hat von Humboldt gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, habe keinem angehört, [1]) und diese Bemerkung wird sich, von dem Punkt an zum wenigsten, wohin wir nun gelangt sind, vollkommen bewähren. Die erste jugendliche Aeußerung seines Enthusiasmus paarte sich schon in den reifern Jünglingsjahren mit kühler Besonnenheit und von nun an übten „die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen," an Humboldt nur geringe Macht, sie bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, fast nur die Gegenstände, mit denen er vorzugsweise beschäftigt ist, wechseln in verschiedenen Epochen, immer aber begegnen wir demselben Grundcharakter, ja bis in die kleinsten Züge der Form tritt uns schon in den Briefen des Zwanzigjährigen dasselbe Gepräge entgegen, das wir in den Darstellungen des Sechzigers wieder erkennen, und das als der wahre Ausdruck seiner Natur, wie diese, unveränderlich feststand.

In der Skizze von Humboldts Jugendleben haben wir auch die Urbestandtheile, aus denen seine Natur sich entwickelte, schon berührt. Wir sahen die schroffen Gegensätze ungeheurer Empfindsamkeit und kältester Ruhe seltsam gepaart, und dieselben Gegensätze sind es, die, gemildert und gehoben, der stete Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe, ja anscheinend widersprechende Gegensätze in der ganzen

1) Varnhagen a. a. O., S. 276.

Anlage des Menſchen bilden häufig genug gerade die Bedingung großer Individualitäten, noch öfter jedoch ſind ſie auch die Urſache großer Charakterloſigkeit und ſchroffer Widerſprüche in ihrem Leben. So auffällig verbunden aber und doch ſo glücklich geeint, wie in Humboldt's Erſcheinen, begegnen ſie uns ſelten. Was ſich ſonſt kaum in einem und demſelben Menſchen zuſammenfindet oder nur ſchwächend und paralyſirend wirkt, das vereinte ſich bei ihm zu kräftiger Totalität. Die große Empfänglichkeit, die Humboldt, wie Schiller von ihm ſagte, zum gebornen Kritiker machte, ſchloß bei ihm die Energie des Charakters nicht aus; zu der empfindſamſten Reizbarkeit des Gemüths geſellte ſich die ſchützende Kälte des Verſtandes; mit dem höchſten Schwung des Gedankens verband ſich die Vertiefung in die trockenſten Einzelheiten poſitiver Wiſſenſchaft. Wie oft hatte man nur eine Seite ſeines Weſens berührt, wenn man den ganzen Humboldt geſchildert zu haben meinte. So z. B. in ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit. Den Meiſten erſchien die Univerſalität des Geiſtes bewunderungswürdig. Andere wieder bezeichneten die Gründlichkeit des Strebens und Wiſſens als das, was ihn beſonders charakteriſire, was ihm ſelbſt als Höchſtes gegolten. So äußerte ſich einſt auch K. L. von Woltmann, der bekannte Hiſtoriker, über unſern Humboldt. „Wenn es, ſagt er,[2]) ſeinem Bruder Alexander eigen war, ungeheure Strecken der menſchlichen Erkenntniß zu durcheilen, ſo war es Wilhelms Gewohnheit, ſich irgendwo im Gebiete derſelben auf eine Zeit lang feſt anzuſiedeln, und alles, was

2) In einem Artikel über Humboldt, der einſt in den von F. A. Brockhaus herausgegebenen Deutſchen Blättern (B. 2., 1. Jan. 1814) erſchien. Den Verfaſſer würde man leicht ſchon an der ihm eignen diplomatiſirenden Phraſeologie erkennen; allein man weiß auch, daß er damals einen nahmhaften Antheil an jenen Blättern hatte. Dieſer kleine Artikel über Humboldt ging dann in die ältern Auflagen des Converſations-Lexikons über.

es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf." So einzeln hingeworfen erschöpft dieser Ausspruch die Wahrheit noch nicht: erst in den entgegengesetzten Auffassungen kömmt sie zu Tage.

Also nicht das Vorhandensein dieser Gegensätze, sondern ihre Mischung und Verknüpfung zu einem wohlthuenden Ganzen, zu entschiedenem Charakter, dies ist's, was uns an Humboldt's Wesen verwundert. Was aber auf den ersten Blick beinahe unerklärlich; ja räthselhaft klingt, löst sich doch für den aufmerkenden Beobachter bald, und zwar daraus, daß diese scheinbar widersprechenden und jedenfalls entgegenstrebenden Eigenschaften in ihm nicht chaotisch zusammenwirkten, sondern an einem tiefern Zuge seines Wesens eine Art Beherrscher hatten und übrigens in verschiedenen Momenten, d. h. je nach dem Gegenstande, der eben vorlag, oder in solcher Unterordnung der einen gegen die andre hervortraten, daß immer nur Eine sich herrschend und maßgebend zeigt, die Andern nur nebenwirken, mildern, bedingen. Vor allem muß man jenen tiefern Grundzug zu erfassen und von den ihm zur Seite stehenden Eigenschaften zu scheiden wissen. Dann wird das, was uns flüchtig angesehen, vielleicht als ganz hervorstechend und bestimmend an Humboldt dünkte, bei genauerm Anblick nur als eine Seite und nicht einmal die herrschende seines Wesens gelten. So ehren wir an ihm auch die Entschiedenheit der Gesinnung, die Festigkeit des Willens, wir bewundern die Klarheit, womit er uns die Ergebnisse seiner Forschung darlegt, die Helle, in der sein Genius erscheint, und finden am Ende, daß dies alles den innersten Grund seines Wesens nicht aufdeckt. Dieses Innerste war durch sein ganzes Leben der idealische Trieb, der ihn beseelt. Nur die Form der Empfindsamkeit und schwärmender Begeisterung, die er in erster Jugend angenommen

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb ſelbſt aber verſchaffte ſich nur in reinerer Geſtalt Geltung, er beſeelte jedes Beſtreben Humboldts, ja ſein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktiſchen oder ſcheinbar außerweſentlichen Dingen ſich zu beſchäftigen ſchien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forſchung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchſten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geſchwängert von der Begeiſterung für das Ideale, und ſelbſt in den trauten Umgang, den er pflog, miſchte ſich unabänderlich ein Zug ſchwärmeriſcher Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenſchaften und die Verkettung der geiſtigen Welt in ihrer Tiefe zu faſſen und ſelbſt in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menſchheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde ſeines Weſens eine erforſchende Natur, er lebte nur in den Anſchauungen und Ergebniſſen, die er gewonnen, und verglich ſich ſelbſt in den ſpätern Tagen ſeines Lebens mit den „Vertieften," die uns in der indiſchen Poeſie vorgeführt werden. Dieſen Kern der Humboldtiſchen Natur in allen oft ſo abweichenden Erſcheinungen noch zu erkennen, muß man ſtets den Trieb von dem Gegenſtande, den Stoff von der Form ſeines Wirkens unterſcheiden; man muß überall den vorherrſchenden Zug von den nebenwirkenden Eigenſchaften, den handelnden, von entſchiedenen Grundſätzen geleiteten, praktiſchen Humboldt von dem denkenden und überſchauenden geſondert im Auge haben. Seine Größe beſteht darin, daß er mit jenem alles beherrſchenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entſchiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältniſſen vereint. Ueber ſeinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieſes Geiſtes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu ſehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Geſinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen ſeiner Rede — nur laßt uns auch den Geiſt, der über all dem waltete, in ſeiner Heimath aufſuchen — den Geiſt, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zuſammenfaſſend, nichts höher achtete und nichts höheres erſtrebte, als in der ganzen Menſchheit den ideellen Menſchen zu entdecken und deſſen reinſter Form und reichſten Umfangs ſich bewußt zu werden, ja beides, inſofern ſeine Kräfte zureichten, an ſich ſelbſt, wenn auch immer in individueller Geſtalt, zur lebendigen Erſcheinung zu bringen. Er lebte ebenſo in der älteſten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, faſt mehr in jener. In dieſem Sinne iſt es zu verſtehen, wenn er in ſpätern Jahren einen alten Freund von deſſen politiſchem Standpunkt er ſich nur zu ſehr entfernt wußte, alſo anredete: „Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Anſichten nennen kann, verſchieden wären, liebſter Freund. Aber auch mit Menſchen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das ſehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Anſichten, und es iſt mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man ſich zu beſchäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althiſtoriſches Intereſſe gehabt, und da ſchrumpft alles Menſchliche unglaublich zuſammen, man ſieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge ſelbſt.“

Auf dieſe Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innerſten Drang doch die nächſte Lebensſtellung nicht verabſäumt, ſondern ihr auf das würdigſte Genüge leiſtet. Ja er ſtand, gleich Wenigen, wie ein Rieſe unter der thatloſen, unkräftigern Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genoſſen — und er war keiner der Geringſten unter

ihnen — wie ein fremder, ſonderbarer Geiſt: er ſcheint zu entfliehen, wenn wir ihn zu halten meinen und in der kälteſten äußern Hülle verräth er plötzlich den tiefen Drang ſeines Geiſtes und Gemüthes. Zu einer Zeit, wo er die deutſchen und preußiſchen Intereſſen mit einer Beharrlichkeit vertheidigte, die an eine ächte Begeiſterung für die Sache Niemand zweifeln ließ, wußte ihn Görres, im Rheiniſchen Merkur, nicht rühmender zu bezeichnen, als indem er ihn „kalt wie die Decemberſonne“ nannte.

Wie unheimlich mußte ein ſolcher Geiſt den Diplomaten, und gerade den feinſten und verſchlagenſten, ſein! Was Wunder, wenn Talleyrand, der doch über Humboldt den Staatsmann zu äußern ſich gedrungen fühlte: „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre,“ zu andrer Zeit ſein Mißbehagen ausdrückte, daß er den Mann doch nicht ganz durchſchaue und ſeine Eigenthümlichkeit etwas ihm Unverſtändliches behalte.

So war Humboldt. Eine Natur von ſeltener Anziehungskraft, auch da wo ſie wie gefliſſentlich zurückzuſtoßen ſchien. Dem einſeitigen Blick oft unverſtanden, dem tiefergehenden eine der geſundeſten Erſcheinungen ihrer Zeit. Hamlets Geiſt, denkend, ſinnend, brütend wie der Modernſten Einer, und, wo es zu handeln galt, wie ein antiker Menſch, ja in vereinter Thatkraft und Schönheitsſchwelgerei ein Grieche. Die Energie ſeines Charakters ließ ihn vor keinem Ergebniß des Denkens zurückſchrecken und wie der Gedanke ihn nicht dem Leben, ſo entführte das Streben ihn nicht dem Genuß. Ja zum Schwelgen in Gedanken und Empfindungen alles Großen und Schönen war ſeine Natur von vornherein angelegt. Der kritiſche Verſtand, der äußerlich vorwaltete, war eigentlich nur das Mittel für jene ſinnende Tiefe. Er ſchützte ihn aber zugleich davor, in dieſer letzteren zu verſinken;

und im Bunde mit der Festigkeit des Willens vermochte sein Verstand über ihn, sich an alle gebietenden Ideen und Bedürfnisse der Mitwelt fest und gesund anzuschließen und kettete ihn so wieder an die Wirklichkeit und ihre Bewegungen.

Im Reiche der Ideen war seine Heimath — alles Andre berührte ihn nur, weil es die Pflicht, weil es die Zeit gebot, in der zu handeln er sich verbunden fühlte, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, in die ihn das Schicksal gestellt hatte. Jener Heimath aber blieb er stets mit einer Hingebung zugewendet, die an das Schwärmerische gränzt. Dahin trug er alles, was er liebte, die Liebe selbst, die Freundschaft, das Alterthum, die Kunst und die Freiheit. „Sei'n Sie überzeugt, mein theurer Freund," rief er Schillern in seinem letzten Schreiben zu, „daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht [Bonaparte's], so würde ich ihn doch immer als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung."

Doch ohne den Gegensatz in seiner Natur würde Humboldt im politischen Leben nie eine Rolle gespielt haben, ja sogar unpraktisch erschienen sein, gleich der unendlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Allein ihn hatte das Geschick zugleich mit dem überlegensten Verstande gerüstet. Dieser beherrschte die ganze Außenseite seines Wesens; ihn ließ er im alltäglichen Leben allein walten; ihm war die reichste Fülle des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes zuständig und

unterthan; er legte sich wie der strengste Wächter um den idealen Trieb des Innern und hielt die Wärme und Begeisterung wie in Banden. Man hat mit Recht behauptet, „daß von Humboldt's Geist in der That nicht groß genug gedacht werden könne.“ Aber um ihn in einem so außerordentlichen Maße und in solcher Ausdehnung bewähren zu können, mußte nicht blos jene innere, idealische Einheit in ihm vorhanden sein, sondern es bedurfte zugleich für den äußern Gebrauch so vielseitiger Kräfte dieser alles beherrschenden Kraft — des Verstandes. Er hatte diese Herrschaft und übte sie mit freiester Ueberlegenheit. Ihr verdankte er die Macht, die er im handelnden Leben und im Umgang behauptete.

Mit dieser Stärke hing aber auch, wie wir schon einmal berührten, die verfängliche Seite in ihm nahe genug zusammen. Indem er die innerste Empfindung zurückdrängte und fremden Augen absichtlich entzog, wurde der ideale Zug seines Innern oft ganz versteckt. Statt der edelsten Empfindung und wärmster Begeisterung zeigte sich im gewöhnlichen Umgang oft nur die eisigste Kälte, eine gewisse Verachtung gegen die Tageswelt, eine Herbheit, die am unrechten Orte auch verletzend wurde. Bald nahm er den ganz entgegengesetzten Anschein, um die umgebende Mittelmäßigkeit zu necken, bald erging er sich wie zu eigener Erholung in allen Wendungen der Dialektik, vielleicht nur um den Gegner zur Rede zu bringen, ihn zu durchschauen und auch solche Erfahrung zu nutzen. Oft ließ sich seine Gleichgültigkeit an der äußern Zusprache kaum zur kältesten Erwiederung bewegen, so daß er, der Beredte, wie Einer erschien, dem dreifaches Erz die Brust umgürtet. Varnhagen, dem wir in der Schilderung seiner äußeren Erscheinung vorzugsweis zum Führer haben, fand einst sogar an dem bekannten Verbrenner Moskaus, dem Grafen Rastopschin, eine gewisse Aehnlichkeit

mit Humboldt — dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken konnte, dieſelbe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann. [1]) In der Periode ſeiner politiſchen Thätigkeit, wo oft auch nothgedrungene Verſtellung zu üben und mit Menſchen aller Art zu verkehren geboten war, mag dann die Laune und der Uebermuth des überlegenen Mannes zuweilen bis zu bedenklicher Höhe geſtiegen ſein. Erſt in den letzten Lebensjahren fiel dieſe Hülle wieder großentheils ab, und das innigſte Gefühl trat unverſtellt hervor, in ſanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung ſtimmten. [2])

Doch wo Humboldt unmittelbar mit dem Großen und Aechten zu verkehren hatte, da trat ſtets das Gefühl und der ideale Trieb unverſtellt hervor. Namentlich im Umgang mit ganz ebenbürtigen und verwandten Geiſtern ſo wie überhaupt in ſeinem höheren Streben und Wirken.

In ſeinen ſchriftlichen Arbeiten iſt zwar auch der forſchende, kühle, ganz auf den Gegenſtand gerichtete Verſtand vorherrſchend. Aber auch dieſer iſt hier gewohnt, das Einzelſte an die höchſten Bezüge des Denkens emporzuheben oder in die geheimnißvollen Urgründe des Weſens zu verfolgen. Auch in den kälteſten Entwicklungen weht uns plötzlich ſein perſönlicher Geiſt, ſein Gemüth an. Den einfachen Wogenſchlag des Gedankens unterbrechend, ſtrömt die Idealität oder ein ſchwärmendes Gefühl, manchmal nur andeutend und deſto reizender, aber oft auch unmittelbar in das kühle Meer

1) Denkwürdigkeiten, B. 6., 1842. S. 149.
2) Varnhagen, in ſeiner Skizze über Humboldt, a. a. O. Thl. 4., S. 289.

seiner Forschungen. Gerade darin liegt für uns eine besondre Schönheit seiner Schriften. Männer von auffallend schwärmerischer oder nüchterner Denkart zeigt unsere Litteratur in großer Anzahl. Seltener Beides in so charakteristischer Verknüpfung. Auf ähnliche Art herrscht bei Lessing und Göthe ein verständiges Element. Welcher Reiz aber ist es z. B. in Göthe's Prosa, auf dem ruhigen, spiegelglatten See der Beobachtung und Schilderung hingleitend, plötzlich von der Fluth der Empfindung und allen Brandungen der Leidenschaft übermannt und fortgerissen zu werden! Der Idealismus, der sich mit dem kühlen Gedankengange verwebt, wirkt ähnlich der Poesie, ja er ist der eigentlich poetischen Gabe innerlichst verwandt. Bei Humboldt wirkt diese innere Begeisterung stark genug, um wie eine in der Tiefe leuchtende und wärmende Flamme selbst die kältesten Spitzen auf der Oberfläche der Darstellung noch zuweilen mit ihren Strahlen zu röthen.

Wunderbar ist es, daß der Verstand, der sich bei ihm im Alltagsleben oft getrennt vom Gemüthe und in den seltsamsten Verhüllungen erging, sich in der schriftlichen Aeußerung nie zu Spiel und Sophistik verirrte. Da war er stets an das Höchste geknüpft; ja man verspürt nichts von dem Hange zur Paradoxie und willkührlichen Dialektik, der den Nordostdeutschen und namentlich den Berlinern, nur zu oft, ebenso in Schriften wie im Leben, eigen ist — und der hie und da sogar zur Sophistik wird. Ein solcher Zug von Paradoxie liegt selbst in Lessing. Kant hielt sich vielleicht am freiesten davon und prägte den Geist seiner Landsleute gewiß am nüchternsten aus. In Humboldt's Leben begegnen wir ebenfalls dieser Lust zur Verhüllung, ja zu kalter und sophistischer Dialektik. Seine Schriften aber, wie sein ganzes höheres Streben und seine öffentliche Laufbahn, hielt er frei davon. Da ließ er, wie in geweihten Regionen nur den baarsten Ernst walten, weshalb er uns auch da durchaus so gesund

erscheint, zuweilen vielleicht eher schwärmerisch, noch öfter kühl, niemals aber willkührlich oder sophistisch.

Wenn schon im persönlichen Umgang mit Freunden sich die Empfindung unverhüllter aussprach, so tritt uns vorzüglich in seinen freundschaftlichen Briefen die innigste Verknüpfung des idealistischen und gefühlvollen mit dem verständigen Humboldt entgegen. In diesem Sinne erscheinen sie uns als die schönsten Denkmale seines Geistes, als der unmittelbarste Ausdruck seines ganzen Wesens. Da spricht der Mensch uns an und sein idealstes Streben, das wärmste Gefühl, die innigste Begeisterung, in edler, reiner, einfacher Form. Zwar auch hier noch durchdrungen und überwacht von dem Gegensatz des Verstandes, aber auch nur so weit, um auch das Innerlichste in keuscher, durchsichtiger, crystallinischer Gestalt ans Licht zu fördern. Daher der seltne Reiz, den seine geist- und gemüthvollen Briefe haben, die ohne Frage zu den schönsten gehören, die wir in unsrer Sprache besitzen. Kälte und Feuer, Gemüth und Geist, sind darin auf eine wunderbare Art gemischt.

Damit haben wir die Hauptgegensätze des Humboldtischen Charakters und ihre bedeutendsten Ergebnisse in Leben und Schrift berührt. Später werden wir in einzelnen Ansichten und Richtungen dieses Geistes dieselben Urbestandtheile nur in andern Formen und Nüancen wieder finden, ja selbst an seinen ästhetischen Sympathien erkennen, wie bald der ideal-empfindende, bald der verständige Theil seines Wesens Genüge sucht.

Die Kantische Philosophie ging, wie jede große geschichtliche Erscheinung, aus einer nothwendigen Richtung der Geister hervor. Kant suchte die Aufgabe, die damals die allgemeine war, und die ebenso in der Kunst wie im Leben zu bewältigen vorlag, in der eigentlichen Tiefe des

Gedankens zu lösen. Es galt die Einheit des Vernünftigen und Sinnlichen zu erkennen und somit die Rechte des Verstandes mit denen der Sinnlichkeit auszugleichen.

In Humboldt's Natur, die aus Idealität und Verstand so eigenthümlich verbunden war, lag schon die ganze Anlage zum Kantianismus, zugleich aber das Streben, diesen Standpunkt, der den Trieb und die Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit, noch immer schroff auseinander hielt und die Einheit der reinen, totalen Menschennatur nicht erfaßte, auf demselben Wege und durch die eigene Methode des großen Königsbergischen Weisen zu überwinden. Humboldt hegte denselben Drang, die Lösung aller höheren Fragen im Reiche der Ideen zu suchen, und zwar auf demselben kritischen Wege, den Kant eingeschlagen hatte. Er hatte das Bedürfniß, zur Anschauung des idealen Menschen zu gelangen — und auch hier fühlte er sich auf Kantischem Wege gefördert — aber er suchte, wie Schiller, die Schranke der Kantischen Anschauung zu durchbrechen, und die volle Totalität der Menschennatur zu erfassen. Nicht bei dem feindlichen Gegensatze von Neigung und Pflicht wollten diese Männer beharren — es galt ihnen auch darüber hinaus der Anlagen und Forderungen ächter Humanität sich bewußt zu werden, und die angebornen edlern Menschentriebe zur Anerkennung zu bringen.

Schiller und Humboldt wandelten, ihrer engeren Verwandtschaft gemäß, einen und denselben Weg: sie waren und blieben Kantianer, ohne sich bei der Stufe, die Kant's Forschung erstiegen hatte, zu begnügen. Sie suchten aus ähnlichem innern Drange an dieser Denkart fortzubauen, sie zu erweitern. Man hat es Humboldt neuerdings hie und da wie einen Vorwurf hinwerfen hören, daß er Zeit seines Lebens Kantianer geblieben; er selbst aber würde sich diesen Ausspruch recht gern gefallen lassen haben. In dem Sinne, wie er es war, blieb er es stets, und zwar in einem Sinne

in welchem es, ohne allen Zweifel, auch Schiller geblieben wäre. Allerdings haftete Humboldt in früheſter Zeit noch ſtarrer an der Kantiſchen Anſchauungsweiſe, auch hatte er ſelbſt in ſpäteſter Zeit einzelne der ſtrengen Kantiſchen Methode angehörende Wendungen des Denkens oder Spaltungen der Begriffe noch nicht aufgegeben. Wer aber die wirkliche Forſchungsſtufe von den außerweſentlichern Einzelheiten der Form unterſcheidet, der wird nicht zweifelhaft ſein, ob der Kantianismus in Humboldt's wichtigſten anthropologiſchen, äſthetiſchen und ſprachlichen Forſchungen ein fortgeſchrittener und eigenthümlicher ſei oder nicht. Selbſt die Darſtellungsweiſe zeigt einen Genius, der, ohne des kritiſchen Sinnes verluſtig zu werden, ſich an der Realität der Erſcheinung viel inniger geſättigt hat und in die Gegenſtände, die er ergründen will, mit unverkennbarerer Hingebung gedrungen iſt.

Humboldt würde ſeine Abſtammung von dem Boden des kritiſchen Idealismus nie verläugnet haben, vielmehr ſprach er nur wenige Jahre vor ſeinem Tode, als er die Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller ſchrieb, dieſe Anhänglichkeit unverholen aus, ja er ſetzte bei dieſer Gelegenheit ſeinem großen Lehrer und Vorbilde wie abſichtlich ein Denkmal, welches ſelbſt den Anhängern der neuern Schule gebührende Achtung abzunöthigen wußte.[1]) Er gab darin, mit aller Vorſicht, ſein Glaubensbekenntniß über Kant und läßt uns, indem er Schiller's Verhältniß zu dieſem beleuchtet, ſeinen eignen frühern Standpunkt hinreichend erkennen. Indem wir hier ſchon dieſe Stelle anführen, leiten wir zugleich den ſpätern Bund mit Schiller und das vereinte Streben dieſer Männer ein, für deren Freundſchaft und gemeinſames Wollen das Zuſammentreffen in Kant und das Weiter-

1) Karl Roſenkranz namentlich in ſeiner „Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie" (Leipzig, 1840. S. 411.) rühmt dieſe Schilderung Kant's „als eine der ſchönſten Charakteriſtiken des Weiſen."

ſtreben auf dieſem Wege eine der weſentlichſten Grundlagen bildete.

„Kant“, ſagt er,[2]) „unternahm und vollbrachte das größeſte Werk, das vielleicht je die philoſophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und ſichtete das ganze philoſophiſche Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philoſophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden deſſelben, zerſtörte die darauf angelegten Truggebäude, und ſtellte, nach Vollendung dieſer Arbeit, Grundlagen feſt, in welchen die philoſophiſche Analyſe mit dem durch die früheren Syſteme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menſchenſinne zuſammentraf. Er führte im wahrſten Sinne des Worts die Philoſophie in die Tiefen des menſchlichen Buſens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, beſaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in ſich, was ſich ſonſt zu widerſtreben ſcheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu faſſen, die auf dieſem Wege nicht erreichbar iſt, und das philoſophiſche Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausſpinnt, und alle vermittelſt der Einheit der Idee zuſammenhält, ohne welches kein philoſophiſches Syſtem möglich ſeyn würde. Von den Spuren, die man in ſeinen Schriften von ſeinem Gefühl und ſeinem Herzen antrifft, hat ſchon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philoſophiſche Beruf beide Eigenſchaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo ſich ſein Geiſt nach Einer Richtung hin zeigt, ſo lernt

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. v. Humboldt. S. 43 — 53.

man das Außerordentliche des Genie's dieſes Mannes auch an ſeinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wiſſens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in ſeinen Kreis; aber da das ſelbſtthätige Princip in ſeiner Intellektualität ſichtbar die Oberhand behauptet, ſo leuchtet ſeine Eigenthümlichkeit am ſtrahlendſten da hervor, wo, wie in den Anſichten über den Bau des geſtirnten Himmels, der Stoff, in ſich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantaſie ſtehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig ſich von der Kantiſchen Philoſophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entſcheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant ſeiner Nation, den Nutzen, den er dem ſpeculativen Denken verliehen hat, beſtimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird ſich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigſte iſt, ſo hat er eine Reform geſtiftet, wie die geſammte Geſchichte der Philoſophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erſcheinen ſeiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch ſchwache Kunde von ſich gebende ſpekulative Philoſophie von ihm zu einer Regſamkeit geweckt, die den deutſchen Geiſt hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel ſeines eigenen Suchens anzündete, ſo veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Syſteme und Schulen, und es charakteriſirt die hohe Freiheit ſeines Geiſtes, daß er Philoſophieen wieder in vollkommner Freiheit und auf ſelbſt geſchaffnen Wegen für ſich fortwirkend, zu wecken vermochte.

„Ein großer Mann iſt in jeder Gattung und in jedem

Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistentheils gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Göthe plötzlich da stand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen früheſten, wie in seinen späteren Werken? Und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf, und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse.

„Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut sein Entstehen erst durch sein Dasein kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, ertheilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustande, in welchem Kant die Philosophie, eklektisch herumirrend, vor sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer sein zu sagen, ob er mehr den alten, oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst, mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmacht, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolirte, hat wohl Niemand zugleich sie in so mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

„Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch

Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprincips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt, und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das ästhetische Princip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kant's Namen öffentlich aussprach, in „Anmuth und Würde," als sein Gegner auftrat.

„Es lag in Schiller's Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft,

jedes ſtärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verſchieden, zu durchſchauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieſer bewundernden Anſchauung die Kraft zu ſchöpfen, die eigne nur noch entſchiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorſtechender Charakterzug. *Allerdings iſt ein ſolches Verhältniß nur unter verwandten Geiſtern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zuſammentreffen*, aber es ſetzt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieſes Punktes, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rückſicht auf die Perſon gänzlich zurückbleibe hinter dem Intereſſe an der Sache. Nur unter dieſer Bedingung gehen Beſcheidenheit und Selbſtgefühl, wie es die Beſtimmung ihres idealiſchen Zuſammenwirkens iſt, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun ſtand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmuth und Würde“ und den „äſthetiſchen Briefen“ durchgeführten Ideen ruhen die Keime ſchon in dem, was er vor der Bekanntſchaft mit Kantiſcher Philoſophie ſchrieb; ſie ſtellen auch nur die innere, urſprüngliche Anlage ſeines Geiſtes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntſchaft zu einer neuen Epoche in Schillers philoſophiſchem Streben; die Kantiſche Philoſophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt ſich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der *Form* hätte wahrſcheinlich dabei gewonnen.“ —

In den Briefen an Schiller kommt Humboldt mehrmals auf Kant zu ſprechen.[3]) Sehr charakteriſtiſch für ſeine eigne Entwicklung iſt aber beſonders folgende Stelle, ebenfalls in

3) S. 213. 222—23. 272. 351—52. Ferner über Kant's philoſophiſche Diktion: *Einleitung zur Kawi-Sprache*, S. CCLI.

einem Briefe an Schiller.[4]) „In jedem Menſchen, der ſich vorzugsweiſe mit philoſophiſchem Nachdenken beſchäftigte, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe ſeiner Gedanken Feſtigkeit und einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, ſich, indem er ſicher und feſt aufſteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es ſcheint mir ein vorzüglich ſchwieriges Kunſtſtück der Bildung ſeiner ſelbſt und Anderer, dieſen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es iſt ſchon immer viel ſich nur von dem Wege nicht ablenken zu laſſen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und ſich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerſtückelte Unternehmungen zu zerſtreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geiſt zu genügen im Stande ſind, erſt jenſeits dieſer Gränze liegen können. Bei Wenigen iſt dieß ſo offenbar als bei Kant, wenn man ſeine früheren Schriften mit den ſpäteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt iſt ihm eigentlich erſt ſpät erſchienen, aber aus den Bruchſtücken ſeiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren ſeines Ganges. Ihnen iſt es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche ſich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen leſe, ſelbſt in der flüchtigſten Bemerkung in einem Briefe, herrſcht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit.“

Daſſelbe hätte Schiller auch Humboldten zurufen können; denn gerade dieſe Einheit und Sicherheit des Weſens iſt von ſeinem erſten Auftreten bewundernswerth. Unleugbar hatte das frühe, gründliche Studium der Kantiſchen Werke einen ſehr weſentlichen Antheil, dieſen Zeitpunkt ſeiner eignen inneren Reife zu zeitigen. Doch nur ein ſo wahlverwandter Geiſt, wie Humboldt urſprünglich war, durfte ſich von ſolchem Studium eine ſo frühzeitige Wirkung verſprechen.–

4) Vom 27. November 1795.

Verwandt war Humboldt dem Geiſte Kant's ſeiner ganzen Anlage nach, ja gerade in Zügen, die das Syſtem des Letzteren am beſtimmteſten charakteriſiren. Verwandt in ſeinem Hinausſtreben über die Endlichkeit — in das Reich der Ideen, während er mit nüchternem Sinne die Natur des Endlichen im Auge behält und deſſen Gränze ſorgfältig beobachtet. Die Weiſe ſeines Erkennens war die Kantiſche, nämlich transcendental. Der Transcendentalphiloſoph bringt gegen das Begreifen der Wahrheit ſtets eine ſkeptiſche Stimmung mit und vergißt nicht, daß das Denken allein, ohne ſich von der Sinnlichkeit einen denklichen Stoff geben zu laſſen, inhaltlos iſt. Dieſe Beſonnenheit vermiſſen wir in Humboldt niemals; er weiß, wenn er ſich auch in die höchſten Regionen begibt, wo die philoſophiſche Gewißheit aufhört. Noch in Göttingen ſprach er ſchon ſeine Freude aus,[5]) daß Forſter es Fr. Jacobi'n ans Herz gelegt, daß man vom Ueberſinnlichen ſchlechterdings keine Idee haben könne. Jacobi ſei zwar zu ſehr Philoſoph, um es begreifen und erklären zu wollen. Aber er glaube es doch anſchauen zu können. „Ich geſtehe Ihnen gern," ſetzt er gegen Forſter hinzu, „daß ich davon keine Idee habe, und daß ich fürchte, es könne leicht zur Schwärmerei führen." Er hatte dies auch Jacobi'n ſelbſt in mehreren Briefen vorgehalten, dieſer aber die Antwort immer erſt verſprochen. So lehnte Humboldt auf dem Boden der Philoſophie die zu großen Forderungen ab, die ein ſo denkender Geiſt, wie Jacobi, für ſeine ſubjektiven Bedürfniſſe geltend machte. Eine noch viel größere Kluft trennte Humboldt andrer Seits von den ſpätern großen deutſchen Philoſophen, die ein abſolutes Erkennen überſinnlicher Dinge für möglich hielten. —

Verwandt iſt er Kant in der Begeiſterung für die

5) Brief an Forſter, 14. März 1789.

moralische Freiheit des Menschen, wie für die Anerkennung der Menschenwürde in der bürgerlichen Welt, also für Menschenrechte und politische Freiheit. Auch er glaubte, wie sein Freund Schiller, die Grundprinzipien ächter bürgerlicher Freiheit in der Kritik der praktischen Vernunft enthalten. Doch verfolgte er früh auch in seinen politischen Ideen eine eigne Bahn. Es war ihm mehr darum zu thun, daß die Einzelnen von dem in der neuern Zeit überwiegenden Einfluß der Regierungen befreit würden. Dagegen äußerte er über Kant's Büchlein: „Zum ewigen Frieden" gegen seinen Freund Schiller: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmacke nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen." [6])

Verwandt ferner durch die Richtung des Geistes auf das Erhabene. Ein Zug, der ihn zugleich so eng an Schiller knüpfte. Neben der reinsten und allgemeinsten Begeisterung für alles Schöne und Künstlerische hat er dennoch diese Vorliebe für das Erhabene so wie für das Gedankliche in der Dichtung sein ganzes Leben hindurch gehegt. Für Aeschylos, Pindar, für Schiller, ja für die philosophische Poesie der Indier, war er so eingenommen, wie andern Theils für Göthe. Ja sein scharfer, kunstgeübter Blick ließ sich durch das Gedankliche, wenn es in großartiger Gestalt auftrat, auch manchmal im ästhetischen Urtheil irreführen.

Verwandt war er dem Meister Kant endlich auch in Rücksicht auf die Methode des Forschens. Nicht etwa deshalb insonders, weil er unter dem Einfluß der Kantischen Systematik und Architektonik arbeitete und sich in den Kantischen Kategorien des Denkens bewegte — dieß theilte er mehr oder weniger mit allen Schülern Kant's, ja fast mit der ganzen nachfolgenden wissenschaftlichen Generation —

6) 30. Oktober 1795.

sondern hauptsächlich, weil er in seinen spekulativen Forschungen immer von psychischen und anthropologischen Erfahrungen ausgeht oder doch stets Anhaltpunkte und Analogien in der Natur des Menschen sucht. Auf diesem Wege vorzüglich war und ist der Philosophie noch Bedeutendes zu leisten übrig, und von den Nachfolgern in Kant's Schule zum Theil wirklich schon geleistet worden. Humboldt's Ideenkreis wurzelte durchweg in Beobachtungen der geistig-sinnlichen Menschennatur, und auch in seinen ästhetischen Versuchen erklärte er das Wesen und die Gattungen der Poesie aus dem Wesen der menschlichen Einbildungskraft und den möglichen Wirkungen auf diese.

Wir werden später, besonders im Anfang des Umgangs mit Schiller, den feinen Kritiker in mancher abstrakten und übel angewendeten Formel der Kantischen Lehre befangen finden, z. B. wenn er, vielleicht eben um für Schiller's individuelle Dichtweise eine befriedigende Rechtfertigung zu geben, eine Zeit lang in den Satz einstimmte, daß die Dichtung in ihrem höchsten Fluge einen nothwendigen Inhalt, die Wahrheit der Idee, zum Gegenstande haben und auch in der Form dieses Nothwendige zu erzeugen streben müsse, so daß aller Reichthum poetischer Weltanschauung einer kleinen Summe poetischer Ideen, aller Reiz des individuellen Gestaltens einem kalten Formenideale weicht — eine Lehre, die so abstrakt aufgestellt, ihre Anwendbarkeit an manchen Mißgestalten der hochsinnenden Muse seines Freundes Schiller, am ärgsten vielleicht in der Braut von Messina erprobt hat. Glücklicherweise macht Humboldt's kritischer Instinkt von diesen Sätzen fast keinen Gebrauch, sobald er sich nicht gerade der Muse des großen, ihm gemüthlich so nahe stehenden Denker-Dichters gegenüber befindet.

Von andern Einseitigkeiten des Kantianismus befreite ihn sein eigner, die Schranken des Systems durchbrechender

Geist, und das Streben, dem er gemeinschaftlich mit Schiller oblag, die Prinzipien dieser Lehre auszubauen und den streng Kantischen Standpunkt zu erweitern. Diejenigen dürften sehr irren, die Schiller und Humboldt in ihren philosophischen Bemühungen ausreichend zu charakterisiren meinen, indem sie sie als verstockte Kantianer hinstellen. Die Spekulation könnte noch an manches wieder anknüpfen, was diese Geister anbahnen — ohne deshalb die neuere Errungenschaft geradehin zu opfern. Humboldt's Geist war nicht in den Banden eines Systems gefangen. Noch ganz erwärmt von der Lehre des großen Weisen suchte er doch schon in frühen Jahren den Umgang mit Männern von ganz abweichender Denkart, wie mit Fr. Jacobi, oder den von solchen, die, der Fülle und Richtung des eignen Geistes, wie z. B. Forster, vertrauend, gar keinem systematischen Ideencentrum huldigten. Wie hätte er einem System zu Lieb, die Erweiterung seines eignen Ideenkreises verabsäumen sollen? Der individuelle Genius, in seiner Fülle und Absonderlichkeit arbeitet auch dem Philosophen in die Hände; ihm sind eigne Aufgaben gesetzt; und noch in seinen Verirrungen ist er ein Gegenstand des Interesses. Für Geister wie Humboldt und Schiller stand die selbstständig denkende Kraft auch neben dem vollendeten System berechtigt da; am wenigsten glaubten sie, daß Kant selbst ein fertiges System geboten, er, der „nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte." Und ob sie schon nicht jedem individuellen Gelüst gestatteten, sich für Philosophie auszugeben, so waren sie doch gewiß eben so weit entfernt, die Aufgabe der denkenden Menschheit in den Paragraphen irgend welchen Meisters für abgeschlossen zu halten.

Humboldt's Charakter spiegelte sich auch in seinen Freundschaftsbündnissen und im freundschaftlichen Verkehr ab. Auch

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist sein Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Varnhagen's Ausdruck [1]) — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

1) A. a. O., S. 291.

höhere Kraft oder auserlesene Bildung zu finden versichert war, suchte er sich auch durch persönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja selbst Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete sie in seiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geist und Herz ihn ansprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht sich die höchste Fülle geistigen Verkehrs, ein ordentlicher Lurus, eine Sucht alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, auch persönlich genossen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichst zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinsicht günstig hiefür, alles frisch, regsam und schaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, so vieles noch erst im Werden und Entstehen; die Gesinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländisch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerrissen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten sich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Diese ächt menschliche, duldsame Denkart, die Freiheit von so viel befangenden Vorurtheilen, ein Geist, der als eine Art Repräsentant deutscher Bildung angesehen werden konnte, die höchste Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um so größer seyn durfte, weil der Hingebende sich immer seiner Ueberlegenheit bewußt blieb und sie bei jedem Anlaß in Witz, Beredsamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er selbst bot seine ganze Geistesfülle eben so gern in bewegtem Gespräch und vertrautem Briefwechsel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckschriften aufzuspeichern, überließ er sie vielmehr verschwenderisch dem nächstgelegenen Gespräch oder Briefe“ — auch die gehaltreichsten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegensten Aufsätzen, die es das Leichteste

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkührlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen,[2]) zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!"

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein seltner Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde." Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisirt mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

2) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 304.

Georg Forſter, geſchrieben in den Jahren 1788 — 1792. Litteratur, Philoſophie, Politik — ſind ſchon die Gegenſtände, die ihn vorzugsweis beſchäftigen. Durchaus männlich und fertig erſcheint er, vom erſten Federzuge, vor uns. Das geläutertſte Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geſchmacks und Urtheils. Feſt und energiſch in ſeinem Ideenkreiſe. Freiſinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Geſinnung. Aechte und oft ſchwärmeriſche Begeiſterung, im Bunde mit kühler Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der ſcharfe, kalte Verſtand, der ſeine reifſten Schriften charakteriſirt.

Georg Forſter iſt, nächſt ſeinem Bruder Alexander, die erſte gewichtige Geſtalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.[1] Forſter's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte ſich bald das innigſte Seelenband und namentlich mit Forſter ein höchſt intereſſanter Briefwechſel. — Schon der Bund mit dieſem charakteriſirt Humboldt. Jetzt wiſſen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetiſchen Geiſt des unglücklichen Forſter, der überdies einer unſerer ausgezeichnetſten Schriftſteller und Proſaiſten war. Sein angeborner Freiſinn, genährt auf Reiſen, die er als Knabe ſchon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendiglichen Verhältniſſe des deutſchen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unſerer beſten Geiſter ging, Schritt vor Schritt in ihren Strudel geriſſen, dem deutſchen Vaterlande verloren. Die Läſterung warf ſich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,[2] bis ihn ſeine herrlichen Briefe, die ſeine hinterbliebene Gattin 1829

1) S. oben S. 32.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forſter's Tod geſchriebnen Aufſatz über ihn und ſeine Schriften. Er ſteht in dem erſten Band der Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

herausgab, wie neu zu Ehren brachten und ihm jedes edle Herz von neuem zuwendeten. [3])

Ein Jüngling wie Humboldt fühlte sich im Umgang mit diesem freien, vorurtheilslosen Geiste gehoben und gestärkt. Beide Brüder suchten und genoßen seine Freundschaft; Alexander machte am Schluß seiner akademischen Jahre mit ihm die bekannte Reise nach England. Sie mußten ihn zwar seinem Geschick überlassen, als er blindlings in den Ocean der französischen Umwälzung stürzte; aber sie hielten ihn stets in treuem Andenken. Alexander brachte in öffentlichen Vorlesungen, die er in den zwanziger Jahren in Berlin vor der glänzendsten Versammlung hielt, Forster's Verdienst würdigend in Erinnerung, und Wilhelm konnte sein Gefühl für den Freund seiner Jugend nicht besser an den Tag legen, als indem er der Gattin die Erlaubniß ertheilte, seine Briefe in dem Forster'schen Nachlaß mit abdrucken zu lassen. Sie stehen am Schluß des zweiten Bandes und sind jetzt auch in Humboldt's gesammelten Werken, B. I. S. 271 — 300 wieder zu finden.

In gewisser Hinsicht kann man Humboldt's Umgang mit Forster als Vorbereitung seines spätern Verhältnisses zu Schiller betrachten. Sein Charakter, sein Sinn für Freiheit und Bürgerthum, der sich schon in den Berliner Kreisen, dann im Studium Kant's gebildet und gestählt hatte, fand in jenem Bunde die seltenste Gelegenheit, an die größten Geister der Zeit ebenbürtig heranzureifen.

---

3) Die schönste Huldigung hat ihm Gervinus dargebracht, in seiner „Neueren Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen." B. II., 389 — 92. Wenn aber Gervinus, von Bewunderung ergriffen, Forstern nachsagt, „er sei ein größerer Politiker als die größesten, die wir schlechtverdienter Maßen mit diesem Namen beehren", so thut er gerade damit seinem Liebling Unrecht; ja dieser würde solchen Ruhm in so trauriger Zeit gar nicht einmal haben ansprechen wollen.

Wir haben Humboldt's äußres Leben während des Göttinger Aufenthalts unterbrochen, und müssen jetzt auf diese Zeit wieder zurückblicken. Im Herbst 1788 begegnen wir ihm auf einer Rheinreise. Forster hatte ganz kürzlich seinen Aufenthalt in Mainz genommen, als Hofrath und Bibliothekar bei der dortigen Universität. Vier Tage, „die glücklichsten, die er auf der ganzen Reise verlebte", brachte Humboldt in der Nähe des trefflichen Forster zu, auf das angenehmste und unerwartetste durch die freundschaftliche Güte überrascht, die dieser ihm erzeigte. Forsters Frau, die nachherige Gattin des Schriftsteller Huber, nahm an den geistigen und herzlichen Bezügen der Männer Theil. Humboldt, der sie bewundernd einst die erste aller Frauen genannt hat, hielt sie bis an seinen Tod in höchstem Werth. Forster selbst gab dem geistvollen Jüngling einen Brief an Friedrich Jacobi, den Philosophen, mit, den Humboldt, rheinabwärts reisend, aufzusuchen nicht versäumte.

Jacobi's Stellung zur Philosophie ist schon in dem vorangehenden Abschnitte gedacht worden. Für unsern Freund war eine so erregte Persönlichkeit für alle Fälle lehrreich und wichtig. Ein Mann, der sich Kant, wie den nachfolgenden Systemen der deutschen Philosophie, als Widersacher entgegenstellte, aus sich selbst zwar ein ebenbürtiges Gedankengeflecht zu erzeugen nicht die Kraft besaß, dennoch aber als fühlender Denker so reich war an Fingerzeigen und Warnungen vor den logischen und scholastischen Befangenheiten der Systematiker — mußte Humboldt, für einige Zeit wenigstens, gewaltig interessiren. Nicht daß ihm Jacobi's individuelles Streben auf seinem eignen Standpunkt irre gemacht hätte — aber sein, die allseitigste Kenntniß suchender Geist mußte auch einem Genius dieser Art näher zu rücken wünschen und sich von dem, was ein so denkender Kopf darbieten konnte, so viel aneignen, als sich nur immer mit seinem eignen

vertrug. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] dann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben.“ [1])

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Fortdauer dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befinden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, ſich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu ſehen; und dieſes Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beſchreiben, wie ſtark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner erſten Bekanntſchaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundſchaft und — ich darf es ſagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwieſen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich ſein wird, und daß nie der Wunſch in mir erſtickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich ſo gütiger und freundſchaftsvoller Geſinnungen immer würdiger zu werden ſuche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reiſe, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düſſeldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einſt ſein Lehrer,[2]) und der vielleicht darum noch mehr Freundſchaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlaſſen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiederſehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Geſandter Preußens am niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe angeſtellt und zwar zu jener Zeit beſonders mit der Aachener Verfaſſungsangelegenheit, ſpäter mit den Lütticher Händeln beſchäftigt. Humboldt ſah ihn doch im nächſten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erſt nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwarteſten Freundſchaft, mit einer Freundſchaft, die mich ſtolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich ſie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

2) S. oben S. 19 u. f.

aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat." Ein Briefwechsel, den ihm Jacobi versprochen, soll die eingeleitete Verbindung unterhalten.

Das ist das älteste Blatt, das wir, mit sicherm Datum, bis jetzt von Humboldt besitzen. Schon im nächsten der uns erhaltenen Briefe an Forster — 14. März 1789 — macht er doch seine Einwendungen über die Art, wie Jacobi, als Philosoph, das Uebersinnliche fassen zu können meinte. [3]) Dieser gab gerade damals die zweite Auflage seiner „Briefe über Spinoza" heraus und sendete seinen Freunden die einzelnen Beilagen, mit denen er sie vermehrte, zu. Humboldt empfing die letzten dieser Stücke während einer Krankheit, die er diesen Winter zu überstehen hatte, und erklärte besonders die allerletzte für meisterhaft. Ueberhaupt lebt er noch in einem gewissen Enthusiasmus für Jacobi. „Sein Briefwechsel," sagt er, „macht mir sehr viel Freude. Er ist so außerordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft großen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft." —

3) Ich habe die Stelle schon oben S. 66 eingefügt.

Der übrige Theil dieses Briefes geht Forster selbst an und zwar einen Aufsatz desselben über die englische Litteratur vom J. 1788 in Archenholz's brittischen Annalen, über den er sich von Humboldt ein aufrichtiges Urtheil erbeten hatte. Mit wenig Worten sprach dieser ein sehr gewichtiges aus. „Aufsätze über Litteratur haben ihre eigne Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten sie ein magres, armseliges Ansehen, bei einem großen, wie ich glaube, daß Sie vor sich hatten, ist es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth so leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregister zu liefern. Darum hat mir die Darstellung in Ihrem Aufsatz so meisterhaft geschienen. Es geht alles so in einer Reihe, an einem so künstlich gesponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunst bemerkt, die dazu gehörte, ihn so zu spinnen. Vorzüglich hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des brittischen Nationalgeistes auf die Litteratur zeigen. Eine Kenntniß der neuesten Schriftsteller eines Landes, ihrer Schriften u. s. f. kann immer ganz interessant sein, aber der raisonnirende Leser verlangt doch mehr; er will wissen, warum die Schriftsteller in diesem Lande gerade in diesem und keinem anderen Geiste schrieben, warum gerade diese Zweige der Litteratur, und keine andere blüheten? und das, dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszustande in England' ist ganz in dem Geiste geschrieben, in dem ich jetzt recht vieles geschrieben wünschte."

Seit dem Sommer 1789 war Humboldt wenig mehr in Göttingen, sondern meist schon auf kleinern und größern Reisen in und außer Deutschland begriffen. Zunächst ist ein Besuch in Hannover zu erwähnen, wo er zwar schon früher persönlich bekannt war, diesmal aber besonders mit Friedrich Jacobi zusammentraf. Den Tag vor seiner Abreise dahin (20. Juni) verspricht er Forstern vollständige Nachricht

von diesem Rendezvous zu geben und fügt für diesen selbst nur den Wunsch bei, daß er doch ja seine Gesundheit schonen möge. „Auch das bischen Genuß dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken“ — eine Aeußerung, die wir hervorheben, weil sie, gerade so gefaßt, kaum jemals bei Humboldt wieder zu finden sein möchte.

Er genoß in Hannover fünf sehr vergnügte Tage, wovon er das Meiste allerdings auf Jacobi's Anwesenheit, Einiges doch auch auf Hannover selbst rechnet. Er schränkte sich diesmal absichtlich auf wenige Gesellschaften ein, und unter den Personen vom ersten Range sah ihn Niemand als eine Frau von Wangenheim, in deren Haus er auch Jacobi einführte. Den größten Theil des Tags brachte er bei diesem zu und mit ihm besuchte er die Rehberg, Brandes, Zimmermann und was ihnen sonst von dortigen Notabilitäten von Interesse war. Rehberg war, ohne Zweifel, die bedeutendste Persönlichkeit in jenem Kreise. Auch er huldigte der kritischen Philosophie und war außerdem ein Mann von seltenem politischem Scharfsinn — dessen Schriften, in ihrer trefflichen Auswahl und Zusammenstellung, noch heute zu dem Besten gehören, dessen wir uns in politischer Litteratur rühmen können. In Ruhe und Sicherheit, den philosophischen und romantischen Phantasmen neurer Zeit gegenüber, ähnelte er Humboldt sehr, wie er diesen auch in seinen durchaus edlen Gesinnungen glich, wogegen er freilich in einer gewissen kalten Abgeschlossenheit gegen jede andre Geistesrichtung und in dem beinahe völligen Mangel an höherem Kunstgeschmack mit Humboldt gar keinen Vergleich darbietet. „Am nächsten,“ so schrieb dieser, gleich nach der Rückkehr von dieser Excursion, an Forster,[4]) „ist Jacobi, wie Sie sich leicht denken

4) 1. Juli 1789.

können, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich." Sie redeten Jacobi zu, auch den bekannten, seiner Eitelkeit wegen berüchtigten Ritter Zimmermann zu besuchen, was jener hinterher auch nicht bereute, obschon sie eigentlich in Fehde lagen. Jacobi gefiel damals sehr in Hannover und Humboldt äußert, daß er wenige Menschen gesehen, die so viel durch die persönliche Bekanntschaft gewönnen als dieser. Ein gewisser Stolz, der freilich unverkennbar an ihm sei, doch mehr von dem Werth herrühre, den er auf seine Ideen lege, und gar nicht von Forderungen, die er für seine Person mache, äußere sich auch weit weniger im Umgang als in seinen Schriften. Ueberhaupt wußte der Jüngling Humboldt den oft so grießgrämigen, einseitig urtheilenden Jacobi etwas versöhnlicher zu stimmen. So brachte er ihm auch über Biester, von welchem er in sehr hartem Ausdruck gesprochen, eine bessre Meinung bei. „Ich," sagt Humboldt (in demselben Briefe an Forster), „der ich über Biester ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm stehe, [5]) wollte dies für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung." Es verfehlte dies die Wirkung nicht. — Bei Frau v. Wangenheim war einen Mittag der ganze Kreis sehr heiter zusammen. Brandes — hier ohne Zweifel jedesmal der Jüngere, der dem ältern in der Curatel der Göttinger Universität folgte und sich auch als Schriftsteller, besonders gegen die französische Revolution, Namen gemacht hat —

5) Auf was für ein muthmaßliches Verhältniß hier angespielt ist, liegt im Dunkel.

Rehberg, Graf Hardenberg, Wallmoden ꝛc. ꝛc. waren dabei. Da überstürzten sich Raisonnement und Witz. „Vorzüglich mußte ich," setzt Humboldt hinzu, „als Campe's ehemaliger Zögling immer mit Gegenstand des Gesprächs sein."

Nachdem er so Forstern von allen dortigen Vorfällen treulich in Kenntniß gesetzt hatte, kommt er auf die neuesten Erscheinungen der Litteratur. Im Meßkatalog war ihm nicht viel Besondres aufgefallen. Von der auswärtigen Litteratur reizte Barthelemy's Anacharsis, den kurz darnach Biester in einer guten Uebersetzung auch in Deutschland verbreitete, seine Aufmerksamkeit am meisten. Nicht blos dieses ausgezeichnete Werk, sondern auch Dupaty's Briefe über Italien, die Forster ins Deutsche übertragen hatte, nimmt er gegen Jacobi's Aburtheil in Schutz. Dupaty, sagt er, sei als Schriftsteller, nicht als Beschreiber anzusehen. Man müsse immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Forster's Uebertragung fand Humboldt ganz genialisch. Nur hie und da glaubte er Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die ihm entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild.

In solcher Festigkeit und Reife stand der zweiundzwanzigjährige Jüngling Männern gegenüber, die schon zu den bedeutendsten unsrer Litteratur zählten. So gewichtig sind seine oft nur ganz gelegentlich hingeworfnen Bemerkungen. Ueberhaupt enthalten Humboldt's Briefe und Werke einen so reichen Schatz der trefflichsten Charakteristiken, der unvergänglichsten Urtheile, daß schon aus ihnen allein sich eine sehr ansehnliche Blumenlese zusammenfügen ließe. Wir müssen darin freilich, schon des Raumes wegen, große Enthaltsamkeit üben. Doch unser Zweck ist auch hauptsächlich, auf diese Quelle hin zu weisen, sie in manchem Betracht zu erläutern, aus ihr selbst aber nur das vorzüglich Charakteristische

hervorzuheben, wozu wir allerdings das Meiſte rechnen, was aus ſeiner früheren Lebenszeit herrührt, weil es, abgeſehen von ſeinem beſondern Werthe, zugleich Humboldt's geiſtige Entwicklung und den Punkt, von welchem er ausging, vor Augen führt.

Gleich darnach ſollten größere Ereigniſſe, als die litterariſche Debatte in dem erregten Kreiſe einer einzelnen deutſchen Stadt, die Aufmerkſamkeit des Jünglings in Anſpruch nehmen. In der Hauptſtadt Frankreichs hatte die politiſche Kriſis eine ſolche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entſcheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptſtadt, die drohende Stellung der National-Verſammlung zu Verſailles — die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe ſchon im Monat Juni Trotz geboten — alles dies hätte die vertrauten Rathgeber des Königs noch zur rechten Zeit warnen ſollen. Doch die verblendete Partei von Prinzen und Ariſtokraten complottirte von neuem. Man läßt Truppen gegen Paris anrücken. Necker, der Liebling des Volkes, wird aus dem Miniſterium verabſchiedet und des Reiches verwieſen. Sofort nahm die Revolution ihren Anfang. Man griff in Paris zu den Waffen, die franzöſiſchen Garden weigerten ſich, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Mit dem Sturm der Baſtille war der Sieg des Volkes entſchieden.

Einzelne gab es doch auch in Deutſchland, die ſchon ein wachſames Auge auf die Weltverhältniſſe richteten und den herannahenden großen Umſchwung der Dinge ſogar mit Sehnſucht erwarteten. Wenige wohl mit einem ſolchen Enthuſiasmus, wie J. H. Campe, den wir ſchon als Erzieher Humboldt's früher erwähnten. Campe hatte ſeit einigen Jahren in Braunſchweig, unter einer Regierung, die noch im Ruf einer gewiſſen Freiſinnigkeit ſtand, einen hübſchen

Posten, nämlich ein dortiges Canonikat, und außerdem den Hofrathstitel erhalten. Zugleich stand er einer Buchhandlung vor und genoß als Verfasser vieler Kinderschriften und Reisebeschreibungen immer zunehmende Popularität. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Gesundheit durch eine Reise zu stärken. Jetzt, im Juli 1789, beschloß er einen schnellen Ausflug nach Paris zu machen, mit dem ausgesprochnen sehnlichen Wunsche: „der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen." In wenig Tagen war er reisefertig, und hatte sogar noch die Freude, ein paar sehr willkommene Gefährten dazu zu finden. [1]) Der Eine von diesen war Wilhelm von Humboldt, der, gerade am Schluß seines akademischen Lebens, sich jetzt in der weitern Welt umzusehen wünschte. Was konnte ihm anreizender sein, als Paris in diesem Augen-

---

1) Campe veröffentlichte die Anschauungen und Ergebnisse dieser Reise kurz darnach in zwei Werken, die man noch heute mit Nutzen und Interesse liest. Das erste waren „die Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben," die noch im selbigen Jahre, und im folgenden in 2ter und 3ter Auflage erschienen. Sie ergehen sich hauptsächlich in Schilderung der neuesten Begebenheiten vom Monat Juni an, geben Berichte dessen, was er mit eignen Augen gesehen, erörtern die Ursachen dieser Revolution und knüpfen daran eine Menge Betrachtungen, offenbar mit dem Zweck, in Deutschland eine unbefangnere Beurtheilung dieser Vorfälle zu bewirken. Auch die zweite Schrift erschien mit seinem Namen: „Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonat 1789. Braunschweig, 1790" (dann auch im VIII. Theile seiner Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend). Besonders hier giebt er, in Briefen an seine Tochter und Auszügen aus seinem Tagebuch, die Einzelheiten dieser Reise bis zum Anfang des Aufenthaltes in Paris. Beide Werke zeichnen sich durch großen, für jene Zeit bemerkenswerthen Freimuth aus. Daß er erhitzt von dieser Neuerung sprach, nur die Lichtseite des Umschwungs und des französischen Charakters erkannte, die herannahende Anarchie dagegen kaum verspürte, darf uns gar nicht wundern. Die Mehrzahl der Zeitgenossen, besonders der Deutschen, verstand entweder diese Begebenheiten gar nicht, oder war mehr und minder berauscht von ihnen. Auch Campe ward bitter enttäuscht, als die Sache der Freiheit so gräßlich vergiftet wurde, auch er wandte sich mit Abscheu davon ohne deshalb, wie so Viele, den Glauben an die großen europäischen Folgen dieses Umschwungs zu verlieren.

Die beiden Campe'schen Schriften dienen uns zugleich als Quelle für den so interessanten Abschnitt des Humboldt'schen Lebens.

blicke, da noch dazu eine so günstige Gelegenheit für das Unternehmen sich darbot.

Campe selbst drückt sich also über seine Reisegenossen aus: „Zwei Freunde, Hr. v. H. und Hr. W. wünschten ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stelldichein in Holzminden." Am 17. Juli verließen sie Braunschweig und gelangten am folgenden Abend an den Ort der Bestellung. „Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen." Am andern Morgen reisten sie weiter und zwar vom ersten Tag an im erwünschtesten Humor. Ihr nächstes Nachtquartier, so erzählt uns Campe in den Briefen an seine Tochter, schlugen sie in dem Gesundbrunnen bei Driburg auf. Es war spät nach Mitternacht, als sie anlangten. „Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, gingen meine lustigen Gefährten, mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, — die Schönheiten der Gegend zu besehen." Den umständlichen Bericht, den sie nach der Zurückkunft abzustatten nicht ermangelten, schaltet Campe nicht ein, wohl aber fühlt er sich zu sagen veranlaßt, „daß er sich, dieser guten Reisegefährten wegen, schon hundertmal Glück gewünscht habe." „So sollte man," sagt er, „so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andre Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsre

Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Sie nahmen ihren Weg durch die wenig anziehenden Gegenden Westphalens und gingen bei Uerdingen über den Rhein. Nirgends versäumten sie die Merkwürdigkeiten und Naturgenüsse, die sich darboten. In Aachen hatten sie auch die Freude, ihren Freund, den Geh. Rath von Dohm wieder zu sehen. Noch ehe sie die Brabanter Gränze erreichten, flogen ihnen die Nachrichten von den „gräulich schönen Begebenheiten" des 12., 13. und 14. Juli entgegen. Der entscheidende Schlag war geschehen. Die erste Kunde empfingen sie zu Aachen, mit innigem Entzücken über die braven Pariser, aber auch mit großem Mißvergnügen, daß das Drama, dessen Eröffnung sie so herzlich gern beigewohnt hätten, schon seinen Anfang genommen. „Meine Reisegefährten und ich," schrieb Campe nach Haus, „eilen, so sehr wir können, um wenigstens den zweiten Akt dieser großen Weltbegebenheit mit anzusehen." Schon strömten französische Flüchtlinge über die Gränzen. In Lüttich, wo auch Unruhen drohten, kam noch die Nachricht hinzu, daß auch in Brabant schon an mehreren Orten, durch die sie reisen sollten, der Aufruhr ausgebrochen sei, daß in Tirlemont, Löwen, in Brüssel selbst nur die militairische Uebermacht die Gährung niederhalte. Wo sie hinkamen, schüttelte man den Kopf über das gefährliche Wagniß, jetzt gerade in den Mittelpunkt alles Gräuels zu reisen. Alles dies klang sehr bedenklich. „Aber nicht für uns," sagt der mehrgenannte Berichterstatter. „Unsere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr männliches Streben, sich wieder in Besitz der ihnen geraubten Menschenrechte zu setzen, mit eignen Augen zu beobachten, war zu stark, als daß sie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen sollen." Doch hatten sie zur Vorsicht sich noch in Aachen und

Lüttich mit Päſſen der preußiſchen und franzöſiſchen Geſandtſchaft verſehen. Wirklich trafen ſie es im Brabantiſchen überall ſo, wie man es vorhergeſagt hatte. Nur die Militairanſtalten hielten das Volk zu Brüſſel noch im Gehorſam. Auf allen öffentlichen Plätzen waren Kanonen aufgefahren. Eilig nahmen unſre Reiſenden die Merkwürdigkeiten der ſchönen Stadt und der blühenden Umgebung in Augenſchein: das Brabanter Land und Brüſſel inſonders gefiel ihnen ungemein. Dann fuhren ſie faſt ohne Unterbrechung auf der bekannten Straße nach Paris. Von ſeinem Eintritt in Frankreich war Campe in einem fortwährenden Entzücken. Er kann dieſes Volk, das bisher für ſo geckenhaft galt, nicht genug bewundern, und findet es völlig umgewandelt. Unaufhörlich preiſt er die Artigkeit, die Großmuth, den Geiſt ſelbſt an den unterſten Claſſen der Bevölkerung. Als man ſie in Valenciennes aufforderte, ſich die Freiheitskokarde an den Hut ſtecken zu laſſen, da glaubte er mit der ganzen franzöſiſchen Nation Brüderſchaft zu machen. „Unſere Reiſegefährten und ich hatten für den Augenblick aufgehört, Brandenburger und Braunſchweiger zu ſein. Aller Nationalunterſchied, alle Nationalvorurtheile ſchwanden dahin.“

Am 3ten Auguſt kamen ſie in Paris an und bezogen ſogleich im Faubourg St. Germain, Rue des petits Auguſtins, eine Wohnung. Den anderen Tag ſtürzten ſie ſich in den Ocean dieſer damals doppelt aufgeregten Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu betrachten ſie nicht ganz die Zeit eines Monats zu verwenden hatten und wovon ſie überdies noch einige Tage zu Ausflügen nach Verſailles und Ermenonville benutzen wollten. Bei dem heißeſten Wetter mußten ſie die beſchwerlichſten Tagereiſen in die verſchiedenſten Stadttheile machen, doch das Große und Neue, das ſie zu genießen hatten, war hinlänglicher Erſatz. Wir wollen ſie auf ihren Wanderungen durch die Oertlichkeiten dieſer Stadt hier nicht

ins Einzelne begleiten: wer sich für die Reisenden interessirt, kann das Nähere in Campe's Schriften nachlesen. Zu Manchem, was der Gelehrte sonst wohl auch dort aufsucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Interesse. Die Nation selbst, noch ganz im Zustand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, sich unter die Massen zu mischen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauschen, kurz das französische Volk in seinen alten und neuen Eigenschaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unsre Wanderer Abends spät in ihre Wohnung an, wo dann Campe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu schreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereignisse, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten August sich in der National-Versammlung zu Versailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergessen aller Rücksichten und Bedenklichkeiten, „die (selbst nach Campe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären," hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreste des Feudalwesens ausgesprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Schon die Formlosigkeit der Berathung, und die tumultuarische Art des Verfahrens flößten schwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab sich Campe mit seinen Gefährten selbst nach Versailles. Die Gallerien zur National-Versammlung waren so überfüllt, daß Niemand mehr zugelassen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau ansichtig zu werden, auf dessen besondre „Einladung er sich hieher begeben hatte." Dieser

verhalf ihm sogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöse in der Versammlung war so ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An diesem Tage ward über die Adresse an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" überbringen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden sollte. Target hatte die Adresse entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne bestieg. Aber die Ausdrücke seines Entwurfs erschienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal stürmisch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target seine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umschmelzen. In dieser letzten Redaktion erst ward sie angenommen. Damit endete diese Sitzung. — Den Rest des Tages benützten unsre Freunde, die Herrlichkeiten von Versailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier versehen," erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz." Gegen Mittag sollte sich die Versammlung in corpore zum König verfügen und dann die schon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beschränkten Raumes in der Schloßkapelle sollte Niemand als die National-Versammlung und der Hof zugelassen sein. Nachdem man einen Bericht über die seit gestern an die Versammlung eingelaufenen Bittschriften u. s. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schlosse seinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unsre Reisenden, beim Ausgang aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von diesen in der Kleidung wenig unterschieden,

den Versuch wagten, sich ihnen anzuschließen und so der Feierlichkeit beizuwohnen. Dies gelang ihnen auch völlig. Durch alle besetzten Eingänge und Säle durchgelassen, kamen sie in die große Gallerie des Schlosses. Anfangs herrschte auch hier das wildeste Getöse. Endlich verkündigte ein allgemeines Stillgebot die Ankunft des Königs. Der Präsident hielt die gestern votirte Anrede, der König antwortete vorgezeichnetermaßen; darnach brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le Roi aus, daß der Palast in seinen Grundfesten erbebte. — Nun trat der König den Weg zur Capelle an; die Deputirten folgten ihm auf dem Fuße, unsre Landsleute mit ihnen. Man hatte nur durch einige Zimmer zu gehen, um dahin zu gelangen. Als sie in das letzte Zimmer traten, erschien durch eine Seitenthür auch die Königin — das erstemal seit Anfang der Revolution — begleitet von Madame und Mdme. Elisabeth, um in die schon geöffnete königliche Tribüne zu treten. Die Deputirten gingen an ihr ohne irgend eine Art von Ehrenbezeugung vorüber. Der König nahm seinen Sitz unten in der Kirche ein, von den Deputirten ein Jeder den ersten besten Platz. Jetzt begann das Te Deum und am Schluß erscholl, aber nur dem Könige, ein abermaliges inbrünstiges Hoch. Mit dieser Feierlichkeit wurde die Niederlage der französischen Monarchie — nicht blos des Despotismus — besiegelt. Campe konnte sich Glück wünschen, den Zweck seiner Reise vollständig erreicht zu haben.

Denselben Abend kamen die Reisenden nach einer sehr angenehmen Rückfahrt über Marly nach Paris zurück. Es war ihnen als kehrten sie an ihren Heerd: so heimisch fühlten sie sich in den Räumen dieser Stadt.

Einige Tage später traten sie eine Wallfahrt zu Rousseau's Grabe an.

Ueber St. Denys und das prächtige Schloß Chantilly

des Prinzen Condé erreichten sie das schöne romantische Besitzthum des Marquis von Gerardin, Ermenonville. Campen war es, als beträte er ein Elysium. Ueberall hatte der geschmackvolle Besitzer zur Melancholie einladende Fels- und Grasbänke angebracht. Campe eilte aber zuvörderst nach dem Hause, welches Rousseau während seines dortigen Aufenthaltes bewohnt hatte, und wo er starb. Es war ein kleines bescheidnes Häuschen, in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Sie stiegen eine Treppe hinauf und traten in das kleine Wohn- und Schlafzimmer. Sein Bett stand noch da, auch der Lehnstuhl, in welchem er den Geist aufgab. — Jetzt wallten sie nach seinem Grabe. Hr. v. Gerardin hatte ihn auf der Insel eines kleinen Sees beerdigen lassen, und ringsum alles mit anmuthigen Anlagen geschmückt, die leider, seit er das Schloß nicht mehr bewohnte, schon in Verfall geriethen. Auch die Pappelinsel trug nur eigentlich noch ihren Namen. Der Teich hatte sich in einen tiefen Sumpf verwandelt. So standen die Reisenden im Angesicht des Monumentes, ohne in dessen unmittelbarer Nähe ihrer Wehmuth den schönsten Raum geben zu können.

Auch in Paris erlebten sie noch einen besonders interessanten Tag — den Tag des heiligen Ludwig (24. Aug.) der im ganzen Lande besonders festlich begangen ward. Processionen, Geläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Stadtdistrikten, Menschenwogen — so ging es in Paris vom Morgen an. An diesem Tage standen alle Akademien offen, der Ertrag der schönen Künste der letzten beiden Jahre wurde ausgestellt und in einer öffentlichen Sitzung der französischen Akademie Festreden gehalten und die jährlichen Preise zuerkannt. Campe's „lieber und gefälliger Freund Mercier" hatte sich ihm für diesen Tag ganz zu überlassen und ihr Cicerone zu sein angeboten.

Bei frühem Morgen fand er sich in ihrem Quartier ein und führte sie zum Louvre. Nachdem sie sich mit Mühe durch die menschenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausstellung gearbeitet hatten, begaben sie sich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptsaal dieses Heiligthum's war zum Ersticken gedrängt von Zuschauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariser Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt seine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, besonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall anspielte, den man seinem „jungen Anacharsis" geschenkt, die Zuhörer in tobenden Enthusiasmus versetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weise der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die diesjährigen Preise aus, und setzte für nächstes Jahr einen neuen für die beste Lobrede auf Jean Jaques Rousseau aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort schon damals die Bekanntschaft mancher litterarischen Berühmtheit gemacht habe, ja schon in Campe's Gesellschaft. Von diesem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave" Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutscher, nun französischer Schriftsteller, Herr von Meister, und Berquin, der Verfasser vieler französischer Jugendschriften, mit besondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeschickt mit Lessing, auch im Aeußeren, und in seinem gesellschaftlichen und sittlichen Charakter. Er rühmt besonders dessen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzosen als einen der Wenigen aus, denen die Verbesserung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöser Grundsätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Astronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den besonders um Homer verdienten Philologen Villoison, der unter seinen Landsleuten, nächst Barthelemy, das Alterthum am besten und außerdem Paris vielleicht besser kannte als irgend ein Anderer.

Die Frist, die ihrem Aufenthalte in dieser Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es schmerzlich, diesen Ort gerade in dieser Zeit wieder verlassen zu müssen. Den 27. August Morgens reisten sie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz, nach Mainz. Hier trennte sich Humboldt von seinen Begleitern.

Sei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthusiasmus hingerissen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariser Eindrücke abgekühlt worden — es scheint, daß er sich am Ende dieser Reise durchaus nicht in so glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er seinen Freund Forster, dem ja jede Mittheilung aus solchem Munde und über solche Dinge höchlich willkommen seyn mußte. Schon am 28. August schrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris," und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt ist seit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieser Gelegenheit hier auch einen halben Tag genossen." Forster sagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Popularschriftstellerei übel zu sprechen. Vierzehn Tage später schrieb Forster an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der pariſiſchen — nicht paradieſiſchen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne ſolche Würze in der That inſipid iſt."

Humboldt beabsichtete den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genusse der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Biester's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortdauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegenstehenden Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungestüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umsichgreifen des Papismus waren in der Hauptsache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jesuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmler und Rosenkreuzer, selbst in dem Hauptsitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen sah? Im ersten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und sogar fanatisch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papstthum in milderm Licht darstellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beschuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schlosser, Lavater und selbst Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieser Männer sich verpflichtet, die Angegriffenen zu beschützen, so daß am Ende das geistige Uebergewicht entschieden auf dieser Seite war und die Ausforderer zurückgeschlagen, und als „Jesuitenriecher" zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Plattheit, beim besten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie sollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflußreichen Monatschrift unterstützt, gegen Widersacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergessenheit. Der Angriff selbst wurde erst in einer viel späteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholischen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einst so hart angefochtene und heftig vertheidigte evangelische Oberhofprediger Stark in Darmstadt sich auf dem Todbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widersacher Biesters und seiner Freunde wahrhaft eine Nemesis getroffen. Fast

alle wurden bald darauf entweder von größern Geistesmächten zurückgedrängt oder mit dem Makel einer gewissen zweideutigen Denkart behaftet. Der Stoß, den sie den Gegnern beibrachten, erschütterte am Ende auch ihren Ruf oder sie ließen, einmal auf diesem Wege, sich nachher zu Kämpfen verleiten, in denen für sie nur Niederlage die Folge war.

Forster, der mehreren der Angegriffenen innig zugethan war und früher selbst an einer angeblich kryptokatholischen Verbindung Theil genommen hatte, wurde endlich von den ihm ohnehin widerwärtigen Berliner Aufklärern ebenfalls zum Kampfe gereizt. Allein er führte ihn auf viel angemessnere Weise; denn er lehnte sich hauptsächlich gegen die Unduldsamkeit der sich vorzugsweis vernünftig Dünkenden und die fanatische Denunciationswuth dieser protestantischen Eiferer auf. Die nächste Veranlassung war folgende: Biester hatte, in seinem Journale, den Brief eines Beamten in Eltvill abdrucken lassen, worin dieser der Wittwe eines Protestanten gerathen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. In einem katholischen Lande war dies so auffällig nicht. Forstern verdroß die Einrückung dieses Briefes und er beschloß, die Ansichten über diese Dinge in einem Aufsatz zurechtzustellen.

Gerade um diese Zeit kam Humboldt in Mainz an. Er, der Biester's Absichten zu schätzen wußte, übte, ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf Forster's Benehmen. Humboldt stand über den Parteien, die hier in Fehde begriffen waren, und doch würdigte er ihre Absichten. Zu der religiösen Denkart der Menge, war er sein Leben lang in einer Art gleichgültigen Verhältnisses [1]). Er kämpfte

1) Wenn daher Göritz, in dem S. 12 angeführten Aufsatz von Humboldt behauptet, er habe Schillern von seinen Vorurtheilen gegen das Christenthum abgebracht, so ist das gewiß eine sehr unrichtige Erzählung. Möglich, daß Humboldt ihn vor einer Polemik

nicht gegen das positiv Bestehende und hielt diesen Kampf an sich meist für vergeblich, ja in gewisser Rücksicht schädlich. Dennoch sah er in dem Bestande selber nur eine Knechtschaft der individuellen, von innen heraus wirkenden Religiosität und suchte sich deshalb, für seine Person wenigstens, von allen diesen Beziehungen, so viel als thunlich, fern zu halten, übrigens der Macht vertrauend, die Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Alterthum — auf jeden gesunden und empfänglichen Geist üben werden. Die Duldung war ihm die erste Forderung. Er stellte sie so gut an den Protestantismus wie Katholizismus. Die einzelnen kirchlichen und confessionellen Streitigkeiten berührten ihn auf seinem Standpunkt fast nie. Dennoch hielt er es für zweckmäßig, den Kampf der Protestanten gegen die hierarchischen Plane zu unterstützen, erklärte sich aber sogleich wider jene, sobald sie ihre sogenannte Vernünftigkeit den Andersdenkenden auf intolerante Art aufdringen wollten. In dem vorliegenden Falle stand er zwischen Biester und dessen Gegnern wie in der Mitte. Während er im Allgemeinen das wohlgesinnte Streben und die persönliche Gesinnung des Ersteren in Ehren hielt und diese Meinung auch gegen Jacobi, Lavater, Forster nirgends verhehlte, stimmte er im Einzelnen, wie z. B. in Betreff solcher Denunciationen, der Forster'schen Mißbilligung völlig bei. Auf der andern Seite wußte er aber auch Forstern zu solcher Mäßigung zu bewegen, daß dessen

---

warnte, wie er sie in den Göttern Griechenlands geübt hatte, und dabei vielleicht den innern Kern der christlichen Ansicht hervorhob. Von der kirchlichen Satzung aber und dem gangbaren Begriff der Kirche war Humboldt, seiner innersten Natur nach, entfernt wie Schiller, ja wohl mehr als dieser. Das ganze Kirchenthum, nach unserm herrschenden Begriffe, erschien ihm nur wie eine unabwendbare Ueberlieferung, gegen die man die Einzelnen so viel als noch möglich in Freiheit zu setzen habe. In dem Sinne, in welchem man Schiller und Göthe „Heiden" genannt hat, müßte sich Humboldt allerdings gefallen lassen auch für einen solchen zu gelten.

Aufsatz recht wohl in die Berliner Monatsschrift eingerückt werden konnte.

Dieser Aufsatz Forsters „über Proselytenmacherei" erschien im Dezemberheft dieser Monatschrift vom Jahr 1789. Was wollt ihr, so äußerte er sich darin, das den Katholiken verargen, was ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Sind wir nicht alle Proselytenmacher? Nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel soll man bekämpfen. Auf welchen schwachen Füßen müßte der Protestantismus stehen, wenn er sich so kleinlich, wie in dem vorliegenden Fall, gegen jeden Bekehrungsversuch zu eifern genöthigt fühlte. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen, so ist ohnehin alle Rettung verloren.

Den Einfluß Humboldts auf diese Arbeit deutet Forster wiederholt in seinen eignen damaligen Briefen an. So schreibt er an Jacobi, 21. Sept. „Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier ist! Ich schreibe an meinem Aufsatz gegen Biester. (Nun berührt er die Veranlassung des Aufsatzes.) Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, lese ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Biestern den Aufsatz für die Monatschrift schicken, denn ich habe es nicht mit ihm, sondern mit seinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch.. halten. Der weltliche Despotismus soll bei mir übel ankommen." — Auch gegen seinen Schwiegervater Heyne erwähnt er dieses Aufsatzes und sagt: „Humboldt hat es entstehen gesehen, und wir haben während seines Hierseins beständig darüber philosophirt." Auch später gedenkt er dieses Einflusses noch einmal, gleichsam vorbauend gegen Jacobi (15. November): „Es ist leicht möglich, daß mein Aufsatz etwas Geschraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortschreiten der Arbeit, Sömmering und Humboldt dem ältern vorlas, und immer etwas

corrigirte, was diesen Beiden nicht bestimmt genug schien, oder nicht verclausulirt genug, welches besonders Sömmering verlangte, so konnte ich leicht ängstlich werden." Sichtbar fürchtete Forster, daß Jacobi'n seine Entgegnung gegen die Berliner lange nicht energisch genug erscheinen würde.

Humboldt war indeß schon wieder abgereist (22. Sept.) „Gestern, mein Theuerster," schrieb Forster den Tag darauf an Jacobi, „ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet."

Von der Reise in die Schweiz, die Humboldt noch in so vorgerückter Jahreszeit unternahm, sind uns in seinen unterwegs an Forster geschriebnen Briefen die schönsten Erinnerungen erhalten. Menschen und Gegenden treten abwechselnd, in scharfen Umrissen, hervor. Fast jeder Brief giebt uns ein herrliches Bruchstück seiner Lebensbetrachtung und seiner Denkart. Wie Schade, daß wir der Briefe nicht *mehr* haben, daß wir an solchen Ergießungen des Augenblicks nicht sein ganzes Leben verfolgen können!

Von Mainz reiste Humboldt über Mannheim nach Heidelberg. In Mannheim war er zwei Tage. Iffland, die Zierde des dortigen angesehenen Schauspiels, war gerade abwesend, und Humboldten entging dessen persönliche Bekanntschaft. „Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt." Das Theater sah er nicht in seinem Glanze, obwohl man Emilia Galotti gab. Selbst die Damen, die noch ziemlich gut spielten, verfehlten nach seiner Meinung die edle Einfalt der Emilia und den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. In der Bildergallerie

gefielen ihm auch nur wenig Stücke und ganz vorzüglich höchstens ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Von Heidelberg schrieb er — vermuthlich am 25. September [1]) — seinem theuern Forster, von dem er drei Tage getrennt ist. „Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage." — Auch im folgenden Briefe (28. September) kommt er noch einmal auf diese Zeit zurück und bricht in folgende Worte aus: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind."

In Heidelberg machte Humboldt die Bekanntschaft des Kirchenrath Mieg, an den er durch Biester adressirt war. Er trug ihm, ohne Forstern zu nennen, die Ideen aus dessen

[1]) Das Datum des Briefes ist irrig vom 23. gedruckt.

Aufsatz vor, und fand volle Zustimmung für dieselben. Auch er erhob sich vorzüglich gegen die Intoleranz der Vernunft. Ueberhaupt machte dieser Mann einen sehr vortheilhaften Eindruck auf Humboldt. Er scheine so gerade, sein Verstand so hell und durchdringend, und dabei habe er so viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menschheit. Selbst in seiner Ausdrucksweise liege eine gewisse Einfalt und Kraft.

Von Tübingen schreibt er noch nachträglich, am 28. Sept., über den Eindruck, den die Heidelberger Gegend auf ihn gemacht, in Worten, die sich würdig an die schönsten schließen, womit Göthe, Tieck und namentlich Hölderlin diese einzige Oertlichkeit in Prosa und Dichtung gefeiert haben. „Die Aussicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in diesen Gegenden sah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, selbst da, wo sie am schönsten sind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewisse Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felsen, und ihre Mainzer Gegenden sind zwar lachend und mannigfaltig, aber sie sind nicht malerisch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und schöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieser Gegend, und der Eindruck, den sie in der Seele zurückläßt, ist groß und tief."

Von hier schlug er den „überaus schönen" Weg an den Krümmungen des Neckars bis Heilbronn ein, um sich nach Stuttgart zu begeben. Hier besuchte er zuerst den Professor Abel, der damals an der dortigen Carlsakademie angestellt war († 1829). Abel, bekanntlich der Lehrer unseres Schiller, genoß auch in der philosophischen Welt den Ruf eines begabten Kopfes. Außer diesem lernte Humboldt noch den Professor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drück und den Dichter Schubart kennen. Schwab — der Vater des Dichters Gustav Schwab, und, wie Abel,

ein Widersacher Kant's — schien ihm nicht blos ein vernünftiger und aufgeklärter, sondern sogar ein feiner Kopf zu sein. Ueber Schubart äußert er sich gar nicht. Desto entschiedner über Abel. Sie kamen bald in eine metaphysische Unterredung. „Er griff," sagt Humboldt, „die Kantischen Grundsätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche System, welches zum ersten Princip die Beförderung allgemeiner Glückseligkeit macht. Ueberall verrieth er eine große Bekanntschaft mit Kant's und den übrigen neueren philosophischen Schriften, aber in seinem eignen Raisonnement bemerkte ich weder großen Scharfsinn noch Feinheit und tiefen Blick." Humboldt wohnte einer seiner Lehrstunden in der Akademie bei; er las über empirische Psychologie, wie Kant es nennen würde. Nach Humboldt's Meinung, verfehlte er die richtige Methode, wie Gegenstände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müssen. Es war ein ewiges Abstrahiren. Er prüfte nur die einzelnen Seiten eines Gegenstandes, ohne sie hernach wieder zusammen zu stellen und die Veränderung anzugeben, die er im Verhältniß zu anderen erleidet. Dies eben sei aber die schwierige Kunst in der Erforschung aller Erfahrungsgegenstände. Auch scheine Abel oft zu vergessen, daß, was er in Gedanken trenne in sich doch nur Eins sey. Sein Vortrag wie seine ganze Ausdrucksweise sei zwar deutlich und bestimmt, aber kalt, trocken und in vieler Rücksicht mager.

„Ueberhaupt," fährt Humboldt fort „ist es doch sonderbar, wie die Philosophie, die gerade am meisten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine so unfruchtbare Weise behandelt, zu einem fleisch- und markloſen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wissenschaften es sein sollten, die sich blos mit Analysirung selbst construirter Begriffe, also im eigentlichsten Verstande mit blos formellen Ideen beschäftigen. Allein freilich ist die

gewöhnliche Philosophie auch beinahe nichts, als eine solche Wissenschaft; freilich ist es leichter, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir so wenig Befriedigendes über alle Theile der praktischen Philosophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Gesetzgebung; darum sind die meisten unserer Metaphysiken nur Uebungen zur Anwendung der logischen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieser Rücksicht unendlich geschadet. In allen Wissenschaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht interessanten Aufsatz geben, einmal den ganzen Schaden zu schildern, den das Formelle in unserer Erkenntniß dem Materiellen derselben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander stehen, Linné's botanisches System, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrscht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen bestiegen hätte, die Jacobische Philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten existirt. Denn auch das entgegengesetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobische System auch nur an dies Extrem streife — die Vernachlässigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienst gewürdigt werden."

Von Stuttgart ging Humboldt über Tübingen nach Constanz, um den Bodensee wenigstens nicht vorüberzureisen, von da nach Schaffhausen und langte in den ersten Tagen des Oktober zu Zürich an. Nur über eine Persönlichkeit, die er hier kennen lernte, schrieb er Forstern, aber auch ein

ſo intereſſantes Urtheil, daß es dem Litteraturgeſchichtſchreiber geradezu als unentbehrlich zur Schilderung des Betroffenen erſcheinen muß. Das iſt Lavater, eine jener bizarren Subjektivitäten, die allerdings zur Anregung unſers geiſtigen Lebens entſchieden mitgewirkt haben, in den ſiebziger und achtziger Jahren eine bedeutende Rolle ſpielten, dann aber, als Kunſt und Wiſſenſchaft einen vollgültigen Gehalt und ſtrenge Form erzielte, plötzlich in ihrer Unzulänglichkeit erkannt wurden. In jener früheren Epoche imponirte Lavater den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; ſelbſt Göthe, den Jüngling, wußte er ſo zu feſſeln, daß es erſt Jahre brauchte, um ihn ganz über ihn zu enttäuſchen. Es ſollte unter den Seltſamkeiten unſrer litterariſchen Genieperiode auch nicht an einem Mann fehlen, der die Propheten-rolle ſpielte, leider ohne in höherem Grade von dem Geiſte der Gottheit angewehet zu ſein. Alle Schlauheit des Prieſters, alle Selbſtbeäugelung eines Kleingeiſtes, alle Täuſchung eines Schauſpielers, und daneben doch auch unbewußter Selbſtbetrug, ein glücklicher Naturſinn und ſo viel Lichtblicke, daß man ein Genie muthmaßen konnte, das alles vereinte ſich in dem Kopfe, von dem ſpäter die Xenien ſagten, daß in ihm zum würdigen Mann und zum Schelmen der Stoff ſei. Zur Zeit, als der junge Humboldt ihn kennen lernte, hatte ſein Ruf zwar ſchon manche Anfechtung erlitten — auch noch kürzlich im Kampfe mit den Berlinern — aber immer umſchwebte ihn noch der Nimbus der Genialität. Um ſo mehr überraſcht uns Humboldts Scharfblick, der, als er den Propheten im Hauskleide vor ſich ſah, ſtatt des tiefen und genialen ſogleich den kleinlichen, ſelbſtgefälligen und pedantiſchen Geiſt erkannte. Dies Zeugniß, ſo wie das von Heinſe, der (in einem Brief an Jacobi vom Jahr 1780) ein ähnliches Urtheil über Lavater's Perſönlichkeit ganz unverholen ausgeſprochen, iſt uns von um ſo größerer Wichtigkeit, als ſich dadurch die freundliche

Schilderung, die Göthe in seinen Lebenserinnerungen von dem Freunde seiner Jünglingsjahre entworfen, auf eine ganz unentbehrliche Weise ergänzt.

Fr. Jacobi hatte unsern Reisenden bei Lavatern eingeführt, und zwar auf sehr charakteristische Weise. Er ließ Humboldten ein Billet (vom 10. September) für Lavater zugehn, worin er diesem schreibt: „Nimm, lieber Lavater, den Ueberbringer dieses Blattes, Freiherrn v. Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er ist der meinige. Sein spekulativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, **[Biester] sey kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife.“ [2])

„Unstreitig,“ so äußerte sich nun Humboldt gegen Forster[3]) über diese Erscheinung, „interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. . . Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht blos getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in

2) Mitgetheilt in Fr. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel B. 1. Leipzig, 1825. S. 505.

3) Brief aus Bern, 28. Okt. 1789.

über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, zwang ihn zur Umkehr. „Ich brachte," schreibt er an Forster, „sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein."

Humboldt ging nun nach Bern. Von da nach Genf und Lausanne, und über Neufchatel wo ihn das gastliche Haus des Staatsraths von Rougemont aufnahm, nach Basel. Leider entgehen uns über diesen nicht minder interessanten Theil der Reise die nähern Berichte. — Von Carlsruhe schrieb er noch einen Brief an Forster (29 Nov.), der indeß in seinem Hause durch die Ankunft eines Kindes beglückt worden war, welchem man den Namen Clärchen gegeben. „Ich freue mich," schrieb ihm Humboldt, „daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für den armen Jungen von den

Angelsachsen und Normännern herholen wollten, zu dem sanften Clärchen herabgestimmt hat." Das eigentliche Nordische scheint Humboldt durchaus abgestoßen zu haben. Auch selbst an Shakespeare möchte gerade dieses Element und eine gewisse damit verwandte Rauheit der Grund gewesen sein, daß er ihm viel ferner stand, als die alten und unsre vaterländischen Dichter. Selbst von Italienern, wie z. B. in den „Aesthetischen Versuchen" über Ariost, spricht er mit größerem Entzücken, während er Shakespeare auffallend selten nennt.

In Freiburg hatte er noch den Dichter Jacobi, den Bruder des Philosophen, gesehen, aber er fand ihn gar nicht wie seinen Bruder, weder dessen Geist, noch Phantäsie, noch das feurige Gefühl. Auch Pfeffeln in Colmar sprach er flüchtig, konnte diesem aber schlechterdings kein Interesse abgewinnen. In Straßburg sah er Brunk und Oberlin; keiner interessirte ihn. Wie lang er in Carlsruhe bliebe, sollte von der Art abhängen, wie J. G. Schlosser (Göthes Schwager) ihn aufnehme, und von der Möglichkeit, diesen oft und lange zu sehen. Es ist bemerkenswerth, wie Humboldt sich in jener Zeit von einem Geisterkreise, dem er mehr oder minder fern stand, an den sich aber manches persönliche und geschichtliche Interesse knüpfte, eine genauere Anschauung zu verschaffen suchte. Lavatern hatte er widerwärtig gefunden. Schlosser, ein tüchtiger Mann und praktischer, leider verdüsterter Kopf, mußte schon längeren Reiz behalten, doch nur für Friedrich Jacobi, in gewissem Sinn das bedeutendste Haupt dieses Kreises, nahm Humboldt auch in spätre Lebensepochen eine besondre Neigung hinüber.

Die Herbstreise ging nun zu Ende. Anfang Decembers traf unser Wanderer wieder in Mainz ein. Forster gab dem Freunde bis Frankfurt das Geleit — hier schieden sie, ohne sich persönlich je wieder zu sehen. Während Humboldt in

seinem Eifer für Freiheit die besonnene Ruhe fest hielt, ja den höchsten Werth nicht in das unmittelbare Handeln und Wirken, sondern mehr und mehr in die individuelle Ausbildung setzte, — wurde Forster bald ganz von den politischen Schwingungen fortgerissen und erlag in ihren Strudeln.

Unleugbar ist es, daß durch die französische Revolution, die in Humboldt den freien Sinn nicht erst zu erwecken hatte, sein Geist gerade mehr nach innen und auf das persönliche Dasein gelenkt wurde, dessen Interesse er von nun an neben jedem anderen versicht. Die Revolution war ja im besten Zuge, im Namen der Gesammtheit und des Rechts, nur eine neue Tyrannei zu gründen — um so entschiedner verlangte Humboldt die Freiheit und Achtung des Individuallebens. Wie er alsbald in seinen politischen Ideen die Freiheit der Individuen von jedem entbehrlichen Zwange und jeder unnöthigen Bevormundung als Hauptgesichtspunkt erfaßte, so legte er schon im Anfang des nächsten Jahres in einem Briefe an Forster (8. Februar 1790) nachfolgendes Glaubensbekenntniß nieder:

„Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. *Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken*, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt.

„Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als

von selbst aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehn und nützen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft sein. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein. Ich tadle die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältnisse, um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellektuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist."

Mit dieser Ansicht war Humboldt recht eigentlich in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung getreten. Der Grundzug seiner ganzen Persönlichkeit liegt darin ausgesprochen, sein ganzes Streben bezeichnet. Von nun an konnte die Aufgabe seines Lebens in nichts Höherem bestehen, als diesen Gesichtspunkt in allen Gebieten des Denkens festzuhalten, den idealen Menschen theoretisch zu begreifen und praktisch an seinem eignen Ich zu bethätigen. Interessant ist es, daß gerade um diese Zeit Humboldt zum ersten Mal, seinem nachherigen so innigen Freunde, dem idealischen Dichter und Denker Friedrich Schiller begegnete.

Wie jedem idealen Prinzip, so lag diesem die Gefahr schlechter Anwendung nahe genug. Wie leicht hätte sich ein quietistischer Sinn dahinter verstecken können! Humboldt's Charakter bedurfte aber eines solchen Deckmantels nicht. Sein verständiger Sinn war weit entfernt, sich vom

öffentlichen Wirken abwenden zu wollen, und er ist uns den Beweis der Thatkraft und Energie nicht schuldig geblieben. Nur war ein solches Wirken für ihn durchaus kein unter allen Umständen gebotenes, und nie dasjenige, woran ihm das Höchste gelegen war. Daher ward es ihm leicht, in übeln Jahreszeiten diese Bahn zu verlassen und einer Thätigkeit zu entsagen, die mit Ehre und Consequenz oder mit einem sicheren Umblick nicht wohl vereinbar wäre. Denn er fühlte, daß die ihm angeborene Kraft sich schon durch ihr bloßes Dasein zu bethätigen vermöge.

Hatte die Philosophie Humboldt's eignen Ideenkreis gezeitigt, so hatte er nun das Verlangen, ihn im vollen Umfange zu vollenden. Bald erkannte er, daß ihm hiezu nichts förderlicher sein könne, als das tiefere Studium des Alterthums, d. h. des Lebens und der Kunst der Griechen. Dazu verschaffte er sich auch alsbald die Muße, da es ihm ohnehin besser dünkte, vom bürgerlichen Schauplatz vorerst noch für einige Zeit Abschied zu nehmen. Doch wußte er auch in den Epochen, wo er nur den Studien lebte und sein Wirken blos ein litterarisches und wissenschaftliches war, den Sinn für das Oeffentliche wach zu halten, ja er nützte die Zeit der Muße sogleich auch dazu, die Grund-Ideen, die ihn beseelten, auch in einer umfassenderen politischen Ansicht und Theorie auszuprägen.

Jetzt öffnet sich unsern Augen eine neue Scene. Zu den schon fest stehenden Verbindungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings treten neue und noch bedeutsamere hinzu, und neben der Freundschaft erblüht auch schon die Liebe.

Im Winter von 1789 auf 90 hielt sich Humboldt eine Zeit lang in Erfurt und Weimar auf, und da knüpften sich folgende, zum Theil für sein ganzes Leben entscheidende

Verhältniſſe: das mit dem Koadjutor von Dalberg, mit ſeiner künftigen Gemahlin und mit Schiller. — Der zum Kurfürſten von Mainz beſtimmte damalige Koadjutor Carl Theodor Reichs-Freiherr von Dalberg hatte als Statthalter ſeinen Sitz zu Erfurt, einem Orte, der damals noch eine, wenn auch wenig bedeutende Univerſität beſaß, wo ſelbſt eine Litteraturzeitung erſchien und der namentlich durch die Anweſenheit des für Wiſſenſchaft und Kunſt ſo überaus thätigen Dalberg immer einiges Anſehen erhielt. Die nachherige, eben ſo glänzende als an ihrem Ende traurige Laufbahn dieſes edlen Geiſtes iſt bekannt. Obſchon ſeine Stellung als Fürſt Primas im rheiniſchen Bunde dem Patrioten eher bedauerlich erſcheinen mußte, hat er doch auch da, als Menſchenfreund und Beförderer vieles Guten und Schönen, ein reines und ehrenvolles Andenken hinterlaſſen. Er, der ſelbſt als Schriftſteller auftrat, und zwar beſonders im Fache der praktiſchen Philoſophie, der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik, machte ſich noch beſonders durch die Gunſt verdient, die er, ſo ſehr es nur die Verhältniſſe geſtatteten, den hervorragendſten und zum großen Theil ſolcher Stütze nur zu bedürftigen Geiſtern unſrer Litteratur auf eine ſehr reelle Weiſe zuwendete. Seine eignen Schriften, obwohl nicht eben Proben eines ausgezeichneteren Autortalentes, dienen uns doch als Zeugniß ſeiner trefflichen Geſinnung. Humboldten, der ſpäter noch längere Zeit in ſeiner Nähe lebte, intereſſirte er als praktiſcher Philoſoph und als Kenner der Staatsverwaltung. Sie unterhielten ſich und ſtritten über dahin einſchlagende Gegenſtände. „Je länger ich Gelegenheit habe," ſagt er einmal,[1]) „mit dem Koadjutor umzugehen, deſto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit ſeiner Abſichten und der Vortrefflichkeit ſeines moraliſchen Charakters." Ja die Auf-

1) Brief an Forſter, 1. Juni 1792.

merksamkeit, die Dalberg ununterbrochen auf diesen wendete, fand Humboldt ganz besonders charakteristisch an ihm.

Zu Erfurt aber bildete damals noch ein andres Haus einen Mittelpunkt der Gastfreundschaft und Geselligkeit, welches für unsern Humboldt der erfolgreichste Anziehungspunkt daselbst werden sollte, nämlich das des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden. Die Dacheröden gehören dem sächsischen und besonders thüringischen alten Adel an. Eine Meile von Mühlhausen, an der Unstrut, liegt das Stammschloß gleichen Namens. Der eben genannte Herr von Dacheröden, ein Verwandter des Koadjutors, war ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt, und mit einer Baronin von Posadowsky vermählt, Erbin von Burgörner, einer großen Besitzung in dem damals schon preußischen Antheil der Grafschaft Mansfeld. Dacheröden, der auch sonst ansehnlich begütert war, erfreute sich aus dieser Ehe einer sehr ausgezeichneten Tochter. Er gab seine Stelle in Halberstadt auf, und setzte sich in Erfurt nieder, wo die Tochter in der sorgfältigsten Erziehung heranwuchs, und ihr Haus ein weit bekannter Anhaltspunkt der Geselligkeit in jenen Gegenden wurde. Erzählt uns doch Göthe in seiner italienischen Reise, daß ihn im Palaste des Vicekönigs zu Palermo ein Malteserritter anredete und sich nach Erfurt und der von Dacherödischen Familie daselbst wie nach dem Koadjutor von Dalberg erkundete, worüber Göthe, wie er sagt, hinreichende, jenem sehr vergnügende Auskunft ertheilen konnte.

Caroline von Dacheröden, die Tochter dieses Hauses, fesselte Wilhelm von Humboldt für immer. Sie war nicht vollkommen schön zu nennen, ja ihr Körper sogar ein wenig verwachsen. Aber ihr Kopf wahr von wahrhafter Schönheit, und ihre Augen vor allem von wirklich bewundernswerthem Glanz. Viel mehr jedoch zeichnete sie ihr

inneres Wesen aus, ein Geist, wie er, in weiblicher Gestalt, Humboldt nicht leicht ebenbürtiger begegnen konnte. Seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. „Frau von Humboldt," sagt Varnhagen, „hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht ausgeschlossen waren." Gerade ein solches Wesen war wie geschaffen für Humboldt. Alles Weibliche und Schwärmerische, was in seiner Natur lag, was er im Außenleben so zurückdrängte, fand hier seinen Brennpunkt, die innigste empfindsamste Hingebung immer neue Erregung. Wie er an ihr, so vermochte sie an seinem innern Leben, seinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil zu nehmen. Mit dieser Fülle des Gemüthes vereinte sich in ihr eine so männliche Bildung, daß sie nachmals mit ihrem Gatten die griechischen Dichter in der Ursprache lesen konnte. Dazu war sie ganz geboren für höhere auserlesene Geselligkeit, so daß sich, wie von selbst, alle edleren Naturen um sie vereinigten und, wo sie hinkam, ihr Haus der Mittelpunkt eines reicheren Geisteslebens wurde. Auf Humboldt selbst wirkte sie vom ersten Begegnen bis über das Leben hinaus wie bezaubernd; als sie gestorben war, vergingen seine Tage nur in Sehnsucht nach ihr und im Schwelgen in ihrem Andenken. Ihr widmete er eine ganze Reihe der schwärmerischen Sonette, in denen uns die Empfindungen und Gedanken seiner letzten Lebensjahre erhalten sind.

An die Bekanntschaft mit ihr knüpften sich für Humboldt sogleich andre werthvolle Verbindungen, vor allen andern die herrliche mit Schiller. Caroline von Dacheröden war innig befreundet mit zwei Schwestern, gebornen Fräu-

leins von Lengefeld in Rudolstadt, von welchen die Eine an einen Herrn von Beulwitz, nachher aber an den Weimarischen Geheimenrath Freiherrn von Wolzogen verheirathet war, die Andere aber sich ganz kürzlich erst mit Schiller verlobt hatte — ein Kreis von Menschen, der von nun an dauernd durch das ganze Leben zusammenhielt. Schiller hatte eben eine außerordentliche Professur in Jena angetreten und gedachte sich Anfangs des nächsten Jahres zu verehlichen Was ihm seine Gattin (Charlotte) war, wissen wir aus seinem Leben und seinen Briefen; sie selbst spricht sich in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens für uns am schönsten in den jüngst bekannt gewordenen Briefen an den Freund ihres Gatten, Prof. Fischenich, aus. Die ältere Schwester, Caroline von Wolzogen — denn unter diesem Namen ist sie nachmals bekannt worden — war selbst Dichterin und gab schöne Proben ihres Talentes. Ihr bekanntestes Werk — Agnes von Lilien — hielten die Schlegel sogar für ein Produkt Göthe's. Unser Humboldt war ihr besonders zugethan, er widmete ihr sein großes elegisches Gedicht: Rom, und unterhielt mit ihr einen lebenslänglichen Briefwechsel. Die treffliche Frau lebt noch jetzt, glücklich in ihren Erinnerungen, zu Jena. — Beide Schwestern waren auch in Weimar wohlbekannt. Frau von Stein, Göthe's Vertraute, war ihre Freundin, und Göthe selbst besuchte ihr Haus in Rudolstadt. So sehen wir nach allen Seiten die Faden ausgeworfen, aus denen das Gespinnst edelster Freundschaft und Liebe sich vor uns entwickeln soll.

Schon im Sommer 1789 lernte Schiller Caroline von Dacheröden in Lauchstädt kennen, wohin seine Rudolstädter Freundinnen diese vom Gute ihres Vaters zur Badekur abgeholt hatten. „Auch unsre liebenswürdige Freundin," sagt Frau von Wolzogen in dem Leben ihres Schwagers[2]) „wurde

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie. (2 Bde. Stuttgart 1830) B. II. S. 22.

Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalls, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter." Dort war es auch, wo Schiller sich mit Charlotten verlobte. Von ihrer Freundin erfuhr er[3]) welche große Neigung und Achtung der Koadjutor von Dalberg für seine Schriften gefaßt habe. — Nur Göthe stand noch in scheuer Ferne, während der Mann, an dessen Seite Schiller für dessen Umgang reifen sollte, Wilhelm von Humboldt, schon jetzt an ihn herantrat.

Vom Dezember 1789 an wohnte Frau von Beulwitz mit ihrer Schwester eine Zeit lang in Weimar; Schiller besuchte sie fast jede Woche. Frau von Stein war behülflich, die Hindernisse der ehelichen Verbindung wegzuräumen, und Dalberg öffnete, in derselben Absicht, Schillern die Hoffnung einer sorgenfreiern Zukunft. Auch mit ihrer Erfurter Freundin lebte sie dort aufs angenehmste, in Besuchen und Gegenbesuchen. In dieser Zeit gerade kam auch Humboldt nach Weimar und machte da die erste Bekanntschaft Schillers,[4]) ein Begegnen, aus dem bald die edelste Freundschaft entsproß. Das Verhältniß, in welches Humboldt zu Carolinen von Dacheröden treten wollte, führte ihn gleich vertraulich näher, und wie hätten zwei Naturen, wie Humboldt und Schiller, sich nicht ohnedies schon beim ersten Zusammentreffen gewaltig anziehen sollen! Wie sympathisirten sie gleich über die damaligen Pariser Begebenheiten, die zur ernstesten Theilnahme und Unterhaltung den nächsten Stoff boten! Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band Humboldt in der Folge so sehr an Schillers Umgang, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und als er sich von dem Freunde trennen mußte, doch in immer lebhaften Briefwechsel mit ihm

3) Fr. v. Wolzogen a. a. O., II. 16.
4) A. a. O., II. 48. u. 58.

blieb. Alles, was über die Verwandtschaft ihrer Naturen, ihr Verhältniß und ihr gemeinschaftliches Streben zu sagen ist, spare ich auf den Zeitpunkt ihres vertrauten Zusammen-Lebens und Wirkens auf, das uns im nächsten Buche beschäftigen wird.

Die glückliche Verbindung Wilhelm v. Humboldt's mit Carolinen v. Dacheröden hatte sich auch in Weimar entschieden[5]). Es waren heitere Tage, sagt Frau v. Wolzogen. Sie genossen alle des Glückes, das die enge Verbindung eines kleinen Kreises edler, geistvoller, ganz harmonirender Menschen gewährt, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt. Sich selbst genügend, nahm dieser Zirkel von den übrigen Menschen wenig Notiz, ja er machte in seiner originellen Abgeschlossenheit einen eignen Contrast gegen das andre gesellige Leben. Da man durch fremde Existenzen sich nicht belästigen lassen wollte, gab es manche wunderliche Situation. Man achtete zuletzt selbst der nothwendigen Weltformen nicht genug, und der jugendliche Scherz steigerte sich wohl bis zum Uebermuth.

Doch nur in einem solchen Kreise konnte es Menschen wie Schiller und Humboldt wohl werden. Auch knüpfte man an die glückliche Gegenwart sogleich die Aussicht einer dauernden, in gleicher Innigkeit fortgesetzten Vereinigung. Dalberg hatte Schillern schon versprochen, ihm, sobald er Kurfürst sein würde, ganz nach seinem Sinn und Wunsch anzustellen. Um ihren edlen Freund und Beschützer dachten sich die Freunde in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Dasein. Auch unser Humboldt wollte dort leben. Schwerlich, sagt uns die Augenzeugin[6]), hat je ein so schönes

5) A. a. O., II. 58—59.
6) A. a. O., II. 60.

Leben existirt, als es ihre Phantasie dichtete. Nur Dalberg selbst hörte lächelnd diesen Träumen zu, und sagte dann mit verdüsterten Zügen: „Kinder! denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses. Ein Sturm kann das Alles umstürzen!“ Und bald rieth er, den Umsturz der vaterländischen Zustände ahnend, selbst den Freunden, ihr Glücksschiff nicht an das Seinige zu binden.

So schied Humboldt für jetzt von seiner Verlobten und von diesem ganzen Freundeskreise. Vorerst hatte er in Berlin einen Probecursus zu machen und sich dadurch in den Staatsdienst einzuführen. Dann gedachte er zu heirathen. Inzwischen wurde Schiller schon im Februar 1790 getraut.

Zu den Bekanntschaften, die Humboldt muthmaßlich noch in diesem Winter machte, ist wohl auch die mit F. A. Wolf zu zählen. Dieser strahlte damals als neuaufgehendes Gestirn der Alterthumswissenschaft auf der Universität Halle. Schon im Mai 1791 kam Wolf einmal auf der Durchreise nach Erfurt. Kaum war er dort angelangt, so holte ihn der alte Dacheröden, der — Wolf wußte nicht, wie — von seiner Ankunft gehört hatte, in sein Haus. Auch den Coadjutor lernte er im Dacherödischen Hause kennen, und wurde zu ihm geladen. Es ist klar, daß Humboldt den ihm befreundeten Gelehrten dem dortigen Freundeskreise angekündigt hatte.

Ob und wie lange Humboldt sich diesen Winter noch zu Göttingen aufhielt, wird uns nirgends gemeldet. Im Sommer 1790 finden wir ihn schon in Berlin, wohin er nun, nach Beendigung der Studien sowohl als der ersten Reisen, zunächst zurückkehrte, um den Forderungen einer öffentlichen Laufbahn zu genügen. Sein Bruder Alexander bereiste indeß dieses Frühjahr, und zwar in Begleitung

zur Aufklärung der Nicolaiten zum Aeußersten steigern, wurde Berlin bald der Hauptsitz der hyperpoetischen, in alle Extreme geworfnen, eben so geistesfrischen, als — mit wenig Ausnahme — Gedanken- und Gemüthskranken romantischen Schule. Zunächst waren es auch einige weibliche Erscheinungen, jüdischen Ursprungs, die die neue Zeit ankündigten und die junge Generation sogleich an sich zogen, selbst nicht frei von den Einflüssen dieser Ueberbildung, aber doch durch die gleichsam stammvererbten Ueberlieferungen der Lessing-Mendelsohnschen Epoche vor der geistigen und ästhetischen Verweichlichung des folgenden Geschlechts bewahrt — nämlich die Gattin des eben Genannten, Henriette Herz, und die tiefsinnende, wahrheitsdürstende Rahel Levin, welche letztere, in ihren wundersamen Briefen, uns jetzt zugleich als Repräsentantin des damaligen großen Umschwungs dasteht. Göthe war ihr Abgott. Der Cultus, den der große Meister verdiente, ging zuerst zum großen Theile von dem dortigen Kreise aus, ja auch die Abgötterei, die ihm oftmals gewidmet wurde. Jene Frauen aber verbanden mit dieser hingebenden Begeisterung auch die höchste Energie freien, eigenthümlichen und straffen Denkens, während den Nachkommenden auch das Denken zum Dichten, die Welt von ihnen nur mit poetischem Auge betrachtet wurde. Henriette Herz, eine vieljährige perennirende Schönheit, übte auch geistig große Anziehung: Schleiermacher, der straffste Denker der romantischen Epoche, wurde ihr vertrautester Freund. Auch Humboldt fand in ihr eine Jugendfreundin wieder; ihr Haus war um diese Zeit ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wie bald darnach, in größerem Maßstabe, das der Rahel Levin.

Von den neuauftauchenden Köpfen der Hauptstadt zog vorzüglich Friedrich Gentz die Aufmerksamkeit Wilhelm von Humboldt's auf sich. Ja es bildete sich zwischen ihnen

eine Freundschaft, die nie ganz erlosch, während sie, bei der großen Verschiedenheit dieser Männer, auch nie ganz innig werden konnte. Mehr und mehr trennte sie der politische Standpunkt. Nur im ersten Moment stimmte Gentz in die allgemeine Begeisterung für die französische Revolution und wurde sehr bald ihr entschiedener Widersacher. Obwohl er in seiner Anschauung dazumal noch immer Raum für Verfassungsleben hatte, und nur die demokratisirte, ebenso wie die absolute Monarchie von sich wies, so war Humboldt's Standpunkt doch von Anbeginn ein im Innersten entgegengesetzter und freierer. Sein Hauptgesichtspunkt war der Mensch, dessen Selbstentwicklung und Selbstberechtigung, während Gentz jederzeit alles dem Staate und zuletzt der Regierungsgewalt und Monarchie aufopferte. Trotz dem mußten beide Naturen gerade in ihren Gegensätzen großen Reiz für einander haben, um so mehr, da sie doch wieder manche Fähigkeit besonders gemein hatten, manche Empfindung theilten und sich selbst, wenn auch in höchst verschiedner Weise, an verfänglicher Seite berührten. In beiden lag eine dem Grad wie der Richtung nach freilich sehr verschiedene Naturanlage zu schwelgerischem Genusse. Während sie Gentz in den Abgrund der herrschenden Sittenlosigkeit riß, nährte sie in Humboldt die dem antiken Geist verwandtere Beurtheilung oder erschien an ihm auch als eine Richtung seines allseitigen Forschungstriebes, der vom Sinnlichen jederzeit in die Region des Schönen und Ideellen emporlenkte. — An Humboldt wie an Gentz war die Schärfe des Verstandes und die Macht der Beredsamkeit zu bewundern; aber der Verstand war bei jenem unendlich mehr als bei diesem nur äußerliche Macht, und die Beredsamkeit bei Humboldt Dialektik und Uebung, nicht Rhetorik, nicht ausschließende Gewohnheit. In seinem weitumfassenden Gesichtskreis wußte er die großen Fähigkeiten des immer mehr verengernden Publicisten doch

zu würdigen, und einſt nannte er Gentz gegen Schiller [1]) ſogar ſchlechtweg den denkendſten Kopf Berlins, während dieſer erſt gegen das Ende ſeines Lebens dem ausgezeichneten Jugendgenoſſen gemüthlich wieder näher trat, in der Verhärtung der mittlern Jahre aber ſeiner völligen Entfremdung gar kein Hehl hatte. Gentz, der nachher in öſterreichiſche Dienſte ging, ſah Humboldt dann erſt nach zehn Jahren wieder, und fand ihn, wie er an ſeine Freundin Rahel ſchreibt, [2]) durchaus nicht verändert; „eben ſo klug, eben ſo amüſant, eben ſo dämoniſch als ſonſt.“ „Sie haben mir,“ fügt er dann bei, „meine Intimität mit H. nie verzeihen können, ſie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophiſten(!) von ſolcher Ueberlegenheit daß ich, ihn einmal beſiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, ſelbſt dieſer eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — dieſe Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu ſtark. Am Ende kann ich indeſſen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Weſentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.“ Und im nächſten Jahre ſchrieb er abermals an dieſe Vertraute: [3]) Humboldt habe das alles verloren, wodurch er ſonſt tragiſch auf ſie wirkte und ſei jetzt nichts als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter. „Gewalt — wie Sie mir neulich einmal ſchrieben — übt er ſo wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz ver-

1) Im Briefe vom 15. Aug. 1795.

2) 21. Sept. 1810 (in den von mir herausgegebnen „Schriften von Fr. von Gentz.“)

3) 8. Aug. 1811 (a. a. O.)

schwunden ist." So charakteristisch diese Aeußerungen für den damaligen Gentz, ebenso sind sie es für die ganze Freundschaft dieser Männer. Dennoch ist zu verwundern, daß Jener gar nicht spürte, warum Humboldt, der damals als preußischer Gesandter zu Wien war, seine Ueberlegenheit so wenig fühlen ließ, die doch während der Zeiten des Congresses wieder fühlbar genug wurde. Wie sehr auch Richtung und Stellung ihre Verbindung lockerte, für Humboldt behielt Gentz immer Interesse und in seinen späteren hingebenderen Jahren sprach er dies auch ganz unverholen aus. Ueberhaupt hatte er den noch so entgegengesetzten hervorragenden Zeitgenossen gegenüber den großen Vorsprung, daß er, der entschiednen Richtung seines Strebens gewiß, mit größter Empfänglichkeit auf alle, auch noch so fern stehenden Betrachtungsweisen einzugehen und auch vom Entgegengesetzten das Bessere sich leicht anzueignen vermochte. Seine Geistesfreiheit und humane Denkart scheute nicht vor einem Irrthum zurück, der ihm in geist- und talentvoller Erscheinung begegnete; vielmehr stählte sich, im harmlosen Umgang mit solchem die eigne Gesinnung und eigene Kraft, welche letztere, bald kämpfend, bald sich absichtlich verhüllend, in fortwährender Uebung blieb. Geist, Geschmack, Bildung — dies war es was ihn selbst an unfreien Köpfen noch anzureizen vermochte. Wie er in frühern Jahren nicht blos mit Jacobi, auch mit Schlosser, Lavater ꝛc. verkehrte, so schreckten ihn später auch die katholisirenden Romantiker nicht, noch Gentz, als Geheimschreiber der heiligen Allianz. Manches Geistige und Tiefe schätzte er gerade an ihnen oft besonders, so namentlich an Fr. Schlegel. Bei treffenden Veranlassungen aber verfehlte er doch nicht seinem Spott und Sarkasmus Luft zu machen; aber er durfte, selbst in widerwärtigen Zeitströmungen, auch schweigen, ohne fürchten zu müssen, daß man vergesse, woher er komme und wohin er ziele.

Wohin die Schreckniß vor der Revolution die phantastischen sowohl als einseitig verständigen Menschen führen würde, das trat unserm Humboldt vielleicht schon lebhaft vor Augen, als er gleich nach seiner Ankunft in Berlin, wenn auch nur flüchtig, einem Manne begegnete, der, als geborner Aristokrat, mit schnellsten Schritten allen contrerevolutionairen Richtungen voraneilte. Fr. Leopold Graf zu Stolberg war gerade als dänischer Gesandter am Berliner Hofe, welchen Posten er jedoch alsbald wieder aufgab. Humboldt, ohne Zweifel von Fr. Jacobi eingeführt, lernte ihn noch kennen und dieser, in seinem schon entschiedenen Grimme gegen alle Aufklärung, erkannte Humboldt's Wesen sogleich und schrieb wehmüthig an Jacobi:[4]) „Ach, warum muß ihr liebenswürdiger H. in der wichtigsten Sache so verschieden von mir denken. Gott wolle uns und unsre Kinder vor dem Gifthauche des Genius unserer Zeit bewahren!"

Der Eintritt in das geschäftliche Leben nahm Humboldt in diesem und einem Theile des nächsten Jahres fast ganz in Anspruch. Zumal den fernen Freunden und dem Briefwechsel mit ihnen konnte er sich jetzt nicht, wie er doch wünschte, widmen. „Die Humboldt", schreibt Forster (26. Dez. 1790) an Jacobi, „sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn sein Jahr herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen. Der jüngere

4) Der Brief ist vom 31. Aug. 1790 und steht in Jacobi's Briefwechsel, II. 39. Aus Rücksicht auf den lebenden Humboldt hat der Herausgeber dessen Namen nur angedeutet. Daß er und kein Anderer gemeint sei, geht aus dem Zusammenhange der Correspondenz zur Genüge hervor.

ist bei Büsch in Hamburg, studirt das Praktische des Comptoirwesens, morsondirt sich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Christian Stolbergen besucht und ist voll seines Lobes, geht zuweilen aus, um Moose zu sammeln, die im Winter blühen, und schreibt possierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit. Der älteste ist immer noch der brave Mann, der er war." — Den 6ten August 1791 schreibt Forster abermals an Jacobi über diese Gebrüder. Wilhelm hatte nun schon beschlossen, seiner höhern Ausbildung wegen jede Amtsthätigkeit fürerst aufzugeben. „Alexander Humboldt", sagt Forster, „ist in Freiberg und fängt an mir abzusterben. Wilhelm ist längst todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinen Talenten zu bedauern ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu."

Wirklich fing Humboldt, wie schon die wenigen brieflichen Mittheilungen, die aus dieser Zeit von ihm vorhanden, spüren lassen, während dieser Geschäftsperiode an, seinen entfernten Freunden abzusterben. Doch gänzlich ließ er auch jetzt so werthe Verbindungen nicht fallen. Zwar leuchtet uns nicht klar hervor, welcher von beiden Brüdern eben gemeint ist, wenn z. B. Heyne (22. Dezember 1790) an Forster schreibt: „Von unserm guten Humboldt habe ich nun auch die Versicherung seines freundschaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann ist mir ungemein werth." Es ist aber für gewiß anzunehmen, daß beide Brüder noch viele Jahre auch brieflich in dankbarer Berührung mit ihm blieben. — Auch mit Fr. Jacobi knüpften sich doch die philosophischen Unterhaltungen fort. Namentlich fühlte dieser sich von der günstigen Meinung sehr geschmeichelt, die Humboldt noch immer für ihn hegte und besonders gegen

ihn äußerte, als deſſen Briefe über Spinoza von der ſtreng-kantiſchen Jenaer Litteraturzeitung einer, wie ihm dünkte, unbilligen Kritik unterworfen worden. — Jacobi ſendet ihm ſeine neueſten Abhandlungen, drückt aber zugleich ſein brennendes Verlangen aus, ſich einmal ausführlich über Kant und deſſen Syſtem zu erklären, wobei er auf dieſen auch von ihm groß erachteten Manne den Ausſpruch Turgot's anwendet: Il a perfectionné les abus — ein Wort, das man von dieſer und andern Seiten, auch auf alle ſpätern Syſteme, ja gegen dieſe in erhöhtem Maße, geltend zu machen ſich bewogen gefunden. Wer in der Philoſophie gerade das ſucht oder in ſie hineinträgt, was ihrer Behandlung im Innerſten widerſtrebt, der wird als Philoſoph vom Fach, ſo geiſtvoll und ſinnig er immer ſei, nie über einen exoteriſchen Platonismus hinauskommen und da, wo die Philoſophie eigentlich erſt anhebt, nichts als Mißbrauch erkennen. Mag man jedoch immerhin einen eignen Weg gehen und vor gänzlicher Hingebung an Syſteme warnen, die ein Allgemeingefühl mehr oder weniger verletzen; aber — in herausfordernder Polemik an den wiſſenſchaftlichen Gedankengängen eines ganzen, ſo erregten Zeitalters und einer ſo zum Denken geſchaffnen Nation nur den Mißbrauch des philoſophiſchen Vermögens hervorzuheben, iſt, namentlich wo nicht ſittliche oder politiſche Nothwendigkeit dazu drängt, von Seiten deſſen, der etwas Genügenderes nicht an die Stelle zu ſetzen vermag, ſtets ein noch vermeſſeneres Beginnen, und auch an Jacobi hat es ſich ſchmerzlich genug gerächt. Mit Humboldt wünſchte er noch immer ein gutes Vernehmen zu erhalten. „Künftigen Monat, den 31ſten", ſo ſpricht er dieſen in dem Briefe, dem wir Obiges entnommen, am 9ten Sept. 1790 an, „werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum erſtenmal ſah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Mann, wo ſehen wir uns einmal wieder?" ...

„Was ich unaussprechlich bedaure, ist, daß bürgerliche und politische Geschäfte Sie allmählig ganz verschlingen werden. Werden Sie, ich bitte flehentlich darum, der Philosophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk.“ [5])

Mit Forstern finden wir auch jetzt Humboldten ganz so vertraulich wie früher. Die neuesten Arbeiten des genialen Freundes begrüßte er mit bewundernder Theilnahme, wie die „Ansichten vom Niederrhein“ und — was uns in Rücksicht auf den Beurtheiler besonders interessirt — die Uebersetzung der indischen Dichtung Sakontala. „Lange,“ sagt er, „hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit!“ An Forster's Reiseansichten rühmt er besonders, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“ [6]) — Forster hatte den Wunsch ausgedrückt, einen älteren Humboldtischen Aufsatz mit in seine kleinen Schriften aufzunehmen, zu deren Herausgabe er sich eben jetzt anschickte. Letzterm war es aber unmöglich, ihn so hin zu geben, oder ihn umzuarbeiten. „Ich bin,“ sagt er,

---

5) Fr. Jakobi's Auserlesener Briefwechsel, II. 40—44. Humboldt's Antworten sind nicht mit abgedruckt worden; die Sammlung erschien, da er noch lebte. Aber auch sonst beklagen wir den Uebelstand, daß man zum großen Theile nur das aufgenommen, was Jacobi selbst in möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu stellen schien. Die häufig darin vorkommenden Gedankenstriche enthalten für den einsichtigen Leser manchmal das Allerinteressanteste.

6) Ein einziger Brief an Forster ist uns aus dieser Zeit erhalten und zwar ohne Datum. Er ist aber aus dem Frühjahr 1791, nicht aus dem J. 1792, wie die Herausgeberin der Forster'schen Briefsammlung vermuthete und auch in Humboldt's Werken beibehalten ist.

„zu dieser Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müssen erst eine größere Reife durch Lektüre und Nachdenken erhalten. Die Reife die man ihnen so giebt, indem man sich hinsetzt, nachdenkt, und sie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte." Der erste Aufsatz aber, den er jetzt glücklich zu Stande bringe, solle seinem Schutze vertraut sein. — Endlich erwähnt Humboldt in diesem Briefe noch eine „sonderbare Schriftstellerarbeit", die er geliefert, nämlich im Prozesse, den damals der Buchhändler Unger in Berlin gegen den Oberconsistorialrath und Censor Zöllner vor dem dortigen Kammergerichte geführt hatte. Das Urtheil war von Klein, der damals noch Kammergerichtsrath war, aber noch im J. 1791 als Director der Universität und Professor der Rechte nach Halle versetzt wurde, die Protokolle von Humboldt. Eisenbergen gehörte nur die Unterschrift. Das Ganze wurde gedruckt.[7]) „Diese an sich unbedeutende Arbeit — bemerkt Humboldt — freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität, oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch statt Akten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei."

Am unterbrochensten war Humboldt's Briefwechsel um diese Zeit gewiß mit seiner Geliebten in Erfurt. — Mit Schiller war die Bekanntschaft doch erst mehr äußerlich.

---

7) Und zwar als Broschüre, unter dem Titel: Prozeß des Buchdruckers Unger gegen Zöllner in Censurangelegenheiten. Berlin bei Unger, 1791. 8. Angeblich von K. L. Amelang zum Druck befördert. Mir ist sie noch nicht zu Gesicht gekommen. Wird man eine so frühe Arbeit Humboldt's, und dazu über einen so interessanten Gegenstand, nicht mit in seine gesammelten Werke aufnehmen?

Wenigstens scheint der Verkehr zwischen ihnen erst von 1791 an reger geworden zu sein, wo sie auch in geringerer Entfernung von einander lebten.[8]) — Alexander H. war bis zum Frühjahr 1791 auf der Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, besuchte dann die Seinigen in Berlin und begab sich von da, noch zu weiterer Ausbildung für seinen Beruf, auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er im Juli desselben Jahres eintraf und unter dem berühmten Geognosten Werner, bis zum März des folgenden Jahres studirte.[9])

Auch den ältern Bruder drängte es, Berlin so bald als thunlich wieder zu verlassen. Unmöglich konnte er sich unter den damaligen Gewalthabern in den Geschäften gefallen, so klug er auch in seinen Briefen diesen Punkt verschweigt. Das Böse, das er abhalten, das Gute, das er wirken konnte, schlug er so hoch nicht an. Seine Freunde mochten allerdings gewünscht haben, daß er seinen Posten behaupte, um in besserer Zeit gleich zur Hand zu sein. Humboldt aber konnte sich dazu nicht verstehen, und hatte dafür noch andre entscheidende Motive. Einmal wollte er heirathen und ganz seinem Familienkreise leben. Hauptsächlich aber hatte er das Verlangen, der ganzen Summe seiner Lebens- und Menschheitsbetrachtungen ein noch tieferes Fundament zu geben. Hiezu schien ihm die Philosophie nicht hinzureichen, vielmehr hatten ihm seine frühern philologischen Studien die

---

8) Wenn Humboldt in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 3. sagt: „Vorher (vor 1793) kannten wir uns wenig," so wiedersprechen dem doch seine früher geschriebenen, schon sehr innigen Briefe an Schiller. In diesen Jahresangaben scheint Humboldt augenblicklich vom Gedächtniß verlassen worden zu sein, wie er denn auch gleich S. 5. die Rückkehr Schillers aus Schwaben, d. i. den Zeitpunkt, wo allerdings sein ganz intimer Umgang mit diesem anfängt, aus Versehen ins J. 1793 setzt.

9) Freiesleben, a. a. O.

Ueberzeugung verschafft, daß nur in einer umfassenden Ergründung der alten, und vorzüglich griechischen Welt und Litteratur, für seine Weltanschauung die vollendete Reife und wissenschaftliche Ausbildung zu finden sei. Hiezu aber bedurfte er mehrere Jahre wenigstens, in geschäftsfreier Muße. Wo hätte er solche besser finden können, als in der Stille des Landlebens, entfernt genug von dem zerstreuenden und besonders damals gefährlichen Strudel der Hauptstadt, auf einem der großen Güter seines Schwiegervaters, die schon so gut wie die seinigen waren, nur umringt von dem Glücke das ihm die Liebe und der Umgang eines gleichgestimmten Weibes gewährte. Hauptsächlich also die Sehnsucht nach einer so vollendeten Bildung bewog den jungen Mann, die ihm glänzend eröffnete Dienst-Laufbahn fürerst zu verlassen. Er gab seine Stellung auf und ging im Sommer 1791 von Berlin ab. Der Titel eines preußischen Legationsrathes war das Einzige was er in sein nunmehriges Leben mit hinübernahm. Zehn Jahre — gewiß länger als er anfangs gemeint hatte — dauerte die Zeit, die er nur in wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit und auf einigen größern Reisen verbrachte. Vielleicht die glücklichste Epoche seines Lebens, und wie fruchtbar für alle Folge! In ungestörter, fein beobachtender Stille entwickelte sich die ganze Fülle seines reichen Genius, — die Wissenschaft und Litteratur traten in ihren glänzendsten Erscheinungen ihm auch persönlich in vertrauteste Nähe, und öffneten ihm Verbindungen voll des köstlichsten Genusses und die auserlesenste Veranlassung zu wirken, — endlich blieb ihm vergönnt, von sichrer Warte aus den immer zunehmenden politischen Jammer und die unglücklichen Kämpfe mit Frankreich vorüber gehen zu lassen. Ein günstiger Stern wahrte seine Thatkraft für eine bessere Zeit.

Humboldt eilte nach Thüringen, und schloß im Juli 1791 den ehelichen Bund mit Carolinen von Dacheröden. Wir haben oben schon eine kurze Charakteristik dieser Frauengestalt zu geben versucht, die von nun an einen fortlaufenden Antheil an seinem innern Leben und einen nicht minder bedeutenden an den verschiedenen Zuständen seiner äußern Laufbahn hatte. Das Glück dieser Liebe wurde ein wesentlicher Theil des so überaus glücklichen Humboldt'schen Lebenslaufes. Nicht das Geringere jedoch trug er selbst zu dem Gedeihen wie zu der Dauer dieses beglückenden Bundes bei. „Alle Kraft," sagt Varnhagen,[1]) „der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hieher zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schrecklichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen." Er genoß

1) A. a. O., IV. 291—92.

auch des Glückes, die Zärtlichkeit ſeines Herzens erwiedert zu ſehn; in weiblicher Anmuth ſtrahlte ihm das Innerſte ſeines eignen Weſens aus ihrem Bilde zurück. Frau v. Humboldt, wie ſie namentlich in einzelnen von ihr bekannt gewordenen Briefblättern erſcheint, möchten wir, ſeinem vorwiegend antiken Geiſte gegenüber, einen romantiſchen Genius nennen. Alle Bildung, ja Gelehrſamkeit, verdrängte das in ihr vorwaltende ächt weibliche Gemüth nie, auch nicht in ihrer Neigung zu Geiſtesgenuſſe und zur Kunſt. So hatte ſie z. B. eine beſondere Vorliebe für die Werke der Malerkunſt, für die Muſik, während Humboldt, der ſonſt ſo vielſeitige, ſo kunſtſinnige Geiſt, für das in dem eigenſten Weſen der Weiblichkeit liegende Kunſtelement, für den Ton, durchaus kein Organ hatte — ein Sinn, der bekanntlich auch dem großen Kunſtkenner Leſſing völlig abging. Wir haben früher ſchon das weibliche Prinzip auch in Humboldt's Natur nachgewieſen. Es war nicht blos vorhanden, ſondern machte als Theil ſeines idealiſch ſchwärmeriſchen Triebes einen Grundzug ſeines Weſens aus. Zu Tage jedoch tritt es immer geklärt von dem mächtigen Verſtande, ſo daß auch dies Weibliche in ihm eine durchaus männliche Form annimmt. Caroline ſpricht einmal in einem Briefe an Rahel [2]) von ihrer älteſten Tochter, und ſchließt am Ende mit den ſehr bezeichnenden Worten: „Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich und ähnelt ihrem Vater.“ Bei Frau v. Humboldt aber erſchien dies ſchwärmeriſch-Gemüthliche auch in entſprechend weiblicher Form, jedoch erhellt genug, um an den Geiſt und Verſtand des Mannes zu erinnern. Mit dieſer, wenn es geſtattet iſt das Wort zu wiederholen, romantiſchen Seite ihres Weſens paarte ſich die anmuthigſte

2) Aus Wien, 19. Aug. 1813. In Varnhagen's Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel, I. 149.

Heiterkeit, mit ächt weiblicher Zartheit große Seelenstärke. Als Humboldt — in Rom — seinen ältesten Knaben verlor, war Schiller gleich überzeugt, daß die gebeugte Mutter sich doch über diesen schweren Schlag erhoben habe. „Eine starke Seele," schrieb er an seinen Freund,[3]) „bei aller zarten, feinen Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen." Humboldt fand dies Wort ganz treffend, und erwiederte Schillern:[4]) ihre Natur habe sich auch in dieser Lage herrlich bewährt. „Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit." Dabei steht sie uns in allen Briefen und Zeugnissen, welche vorliegen, zugleich als liebende, zärtlichste Mutter und als sorgsame Pflegerin der Ihrigen vor Augen.

Für die Welt war sie von anderer Seite eine sehr hervorragende Erscheinung. Was man von Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit und geselligen Eigenschaften voraussetzt, um Jemand wie geschaffen zum Anziehungspunkt eines reichen Lebenskreises zu denken, war in Frau v. Humboldt in seltner Fülle vorhanden, so daß sie selbst des Gatten gesellschaftliche Anlagen durch die ihrigen ergänzte. Humboldt, des geselligen Umgangs in hohem Grade Meister, übte diese Virtuosität, sei es in Beeiferung oder Ansichhalten, anziehend oder fernhaltend, doch stets mit so bewußter Absicht und freier Willkühr, daß man sich ihm unwillkührlich nur mit vorsichtigem Schritt nahte, bei minderer Vorsicht aber oft genug empfindlich getäuscht wurde. Mit voller Hingebung schloß sich Humboldt nur an wenige höchste Lieblinge des Herzens und werthe Studiengenossen an. Gleichgültigere

3) 12. Sept. 1803.
4) 22. Okt. desselben Jahres.

mußten oft ſeine Ueberlegenheit oder augenblicklichen Degout in ſpöttiſchem Sarkasmus oder verhülltem Muthwillen fühlen, ohne dem taktvollen und überlegenen Meiſter nur im geringſten Widerpart leiſten zu können. Die Gattin dagegen war eine von Grund aus geſellige, zur Liebe und Freundſchaft in reichſter Ausdehnung geborne Natur. In der früheſten Zeit ihrer Ehe, wo Humboldt nur den Wiſſenſchaften, der Litteratur und einer viel erwählteren Geſellſchaft lebte, da hatte ſie dieſe Gaben noch nicht in ſolchem Umfange zu zeigen, aber glänzend traten ſie ans Licht, als ihr Gemahl wieder ins öffentliche Leben eintrat und der weiteſte Kreis ſich um ihr gaſtliches Haus ſammelte. Da erſchien ſie innen als der waltende Geiſt, während er, ins Große und Allgemeine wirkend, im geſelligen Umgang mehr ſeinen Neigungen und Zwecken folgte. Eine bedeutende Rolle war ihr damit zugefallen, ja ſie ebnete dadurch auch den Boden, auf dem der Gemahl zu wirken berufen war. Schon in Jena, in weit größerem Maße aber ſpäter zu Paris, Rom, Wien, Berlin und Tegel — war das Humboldt'ſche Haus ein glänzender, weltbekannter Mittelpunkt geiſtigen und geſelligen Verkehrs, ein „point de ralliement," wie ſie ſelbſt ſagt, für Einheimiſche und Fremde. Jeder Mann von Geiſt und Talenten hatte ohne weitere Empfehlung Zutritt in dieſem Hauſe. Wenn man eine Staël und Recamier als ſolche hervorhebt, die im geſelligſten Lande Europas die eminenteſten Vereinigungspunkte des geiſtigen Lebens neuerer Zeit geweſen, ſo können wir von unſern Landsmänninen Frau v. Humboldt und Rahel Levin (nachmals Frau v. Varnhagen) mit allem Recht als Ebenbürtige gegenüberſtellen, und dieſen in Ermanglung von Eigenſchaften, durch die eine Staël glänzte, andre Vorzüge zuſprechen, welche deutſchen Frauen ſolcher Art unter denen aller andern Nationen vielleicht einzig zuſtehen. Die Liebenswürdigkeit

des Geistes und Charakters, — so drückt sich Herr von Varnhagen über die gesellschaftliche Erscheinung Carolinen von Humboldt's[5]) aus — der hohe Rang geselliq-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daseins und Wirkens, welche diese herrliche Frau während eines höchst begünstigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, sei den noch lebenden Zeitgenossen in zu frischem und theurem Andenken, als daß es einer Schilderung für sie bedürfte. — Für uns freilich würde es ein großer Gewinn sein, wenn das reiche Leben der Frau v. Humboldt in einem solchen Spiegel festgehalten wäre, wie z. B. das der Rahel in ihren Briefen; — ein solches Denkmal würde auch Humboldt's Gestalt in noch schärfern Tinten beleuchten, da so vieles, was ihn bedeutend macht, in ihrer Erscheinung, nur veranmuthigt, wiederkehrt, vorzüglich aber, weil gerade durch solche Ueberlieferungen der Mensch bis in die geheimste Tiefe seines Wesens, ja selbst seiner Schwächen, enthüllt wird. Zum Glück bedarf Humboldt's Bild, um erkannt zu sein, des emsigen Ausgrabens aller Schattenseiten entschieden weniger, nicht deshalb allein, weil sein eigentliches Leben und Wirken von ihnen so gar nicht berührt wird, sondern auch, weil das für sein ganzes Wesen Charakteristische in dem uns Ueberlieferten wahrhaft schon enthalten ist, sein Bild daher auch durch Enthüllung irgend welcher Menschlichkeiten nicht erschüttert werden würde. Auch wir unsrerseits haben uns nach Pflicht und Gewissen jeden dahin gehörigen Zug zu nutzen bestrebt, wenn anders die Quelle, aus der geschöpft werden konnte, irgend als lauter und zuverlässig zu achten war.

Dies möge, im Allgemeinen, zur Schilderung seines ehelichen Glückes hinreichen. Unsre Leser glauben wir nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in den

5) In der Gallerie von Bildnissen, I. (Leipzig, 1836), S. 141.

Erinnerungen an Humboldt die Gattin nur so weit unser Interesse fesseln darf, als durch diese Verbindung sein Wesen, sein Wirken und seine Laufbahn wesentlich erhellt und umfassender charakterisirt wird. Frau v. Humboldt aber wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbstständigkeit genoß. Ihr in dies Eigenleben zu folgen, liegt aber nicht nur, wie Jeder begreift, außer unserm Vermögen, sondern hier sicher auch außer unserer Sphäre.

Die erste Zeit seines beglückten häuslichen Lebens verbrachte Humboldt auf dem schönen Schlosse Burgörner, einem Gute, das, mit dem dazu gehörigen Vorwerk Siersleben, durch die Mutter der Frau v. Humboldt an das Dacheröden'sche Haus gekommen war und durch Letztere nachher an das Humboldt'sche vererbte. Das Amt Burgörner, mit dem an der Wipper gelegenen Schlosse und Dorfe dieses Namens, gehörte schon ehemals zu dem kurbrandenburgischen Antheil der Grafschaft Mansfeld, und liegt ungefähr in der Mitte zwischen Aschersleben und Eisleben.

Humboldt hatte nichts dringenderes zu thun, als die fast abgerissene Verbindung mit seinen alten Freunden anzuknüpfen, und Einigen derselben zugleich die vorzüglichsten Gründe darzulegen, die ihn bewogen hätten alle öffentlichen Geschäfte von sich abzuschütteln. Uns sind über diesen Gegenstand zwei sehr denkwürdige Blätter von Humboldt erhalten — ein Schreiben an einen seinen Berliner Freunde, den schon mehrmals genannten David Friedländer († 1834, in hohem Alter zu Berlin), und ein Brief an

G. Forſter. Beide müſſen wir, ihres hohen Intereſſes wegen, hier zum größten Theile aufnehmen. Sie geben uns nicht nur jene Motive, ſondern ſchildern uns auch ſeine ganze damalige Stimmung.

Den erſten dieſer Briefe ſchrieb er am 7. Auguſt 1791.[1]) „Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erſte bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu ſagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und beſonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geſchäften entfernte, ſo werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schickſalen einen freundſchaftlichen Antheil zu nehmen.

„Ich lebe, wie Sie ſchon aus meinen Planen wiſſen, und aus der Ueberſchrift dieſes Briefes ſehen, auf dem Lande . . . und mein Leben iſt ſo einfach, daß es Ihnen nicht ſchwer ſein wird, ſich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beſchäftigung mit den Studien, die mir immer die liebſten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart faſt ganz hatte vernachläſſigen müſſen, wechſeln mit Spaziergängen und meinem höchſt angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein ſtilles, aber ſehr genügendes Glück. Für mich iſt der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmſte; es iſt der, den ich am beſten auszufüllen vermag, und ſollte es nicht wichtiger ſein, ſeinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade dieſen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieſer Kreis fordert, nun ſo findet ſich vielleicht auch ein

---

1) Dies Schreiben wurde in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Bd. 4. (Berlin 1840), S. 42—44 mitgetheilt.

größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

Nachdem er sich über Friedländer's Befinden und das seiner vortrefflichen Familie und seiner Söhne erkundet, fährt er also fort: „Wenn ich mich je mehr mit politischen Dingen beschäftigt hätte, so wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu schwatzen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand diese Dinge vor zwanzig Jahren geweissagt, so hätte man ihn verlacht. Nach dieser Analogie zu schließen, wer weiß, was noch zu erwarten steht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, sollten die Leute doch klug machen, und sie nicht so auf Begebenheiten vertrauen lassen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweissagt? Wie nah ist jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf ersparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon ist wohl die, daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansieht, sich daraus nimmt, was gut und heilsam ist, das Uebrige als Hülfe betrachtet, und nur jenem innern Ideengesetze vertraut."

„Schreiben Sie mir bald," schließt er. „Es ist ja ein Wort, das Sie in die Wüste sagen."

An Freund Forster wendet sich Humboldt erst am

16. Auguſt, nach langem Stillſchweigen, um deſſentwillen er ſich aufs angelegentlichſte entſchuldigt. „Ich wollte,“ ſagt er, „die Zeit erſt abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und dieſe Zeit iſt erſt ſeit einigen Wochen gekommen.“

„Ich habe mich nun von allen Geſchäften losgemacht, Berlin verlaſſen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, ſelbſt gewählten, unendlich glücklichen Exiſtenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es ſage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich beſorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von ſo vielen Andern erfuhr. Sie ſchätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu ſehr, um allen Nutzen nur von einer ſolchen zu erwarten, die durch äußere Geſchäftslagen beſtimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innerſten Ueberzeugung, für meine höchſte und vielſeitigſte Bildung den meiſten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn beſtimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden ſo wichtig iſt, als die höchſte Kraft und die vielſeitigſte Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erſtes Geſetz iſt, bilde dich ſelbſt, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du biſt; dieſe Maximen ſind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigte, auch nur mit langſamen Schritten zu nähern, wie konnte mir ſelbſt der Nutzen Erſatz ſein, den ich freilich ſtiftete, und künftig in unendlich höherm Maße geſtiftet haben würde? Ich zog alſo das beſcheidner

Loos vor, ein ſtilles häusliches Daſein, einen kleineren Wirkungskreis. In dieſem kann ich mir ſelbſt leben, den Perſonen, die mir am nächſten ſind, ein heiteres zufriedenes Leben ſchaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, ſelbſt wider ſeinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unſrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage."

Flehentlich bittet er, ſein bisheriges Schweigen zu verzeihen. Wie oft habe ihn die Erinnerung an die glücklichen mit Forſter verlebten Tage gefreut. Sie ſei es auch, die ihn ermuthige, noch auf ſein Andenken zu rechnen: „Theurer, guter Forſter, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, ſelbſt in der Zeit, da ich Sie gewiß noch blos durch die Wärme intereſſiren konnte, mit der ich mich ſo gern an große und gute Menſchen anſchloß. Durch Sie habe ich einen ſo großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geiſt und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch ſegnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverſtändniß, wozu mein Stillſchweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erſtickt hätte, die mich ſonſt ſo innig beglückten." —

Um aber ſolchen Beweggründen, wie Humboldt hatte, bei der Wahl der Lebensbahn ſich völlig überlaſſen zu können, dazu gehörte freilich auch die unabhängige äußere Exiſtenz, die das Glück ihm zugeworfen hatte. Nur mit einem Bruder hatte er die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters zu theilen. Von den Gütern fiel Ringeswalde — bei Soldin in der Neumark gelegen — Alexandern zu, der es verkaufte und von dem Ertrag ſeine große Reiſe nach Amerika ausführte. Wilhelm erhielt das Schloß Tegel,

und das Gut Hadersleben im Magdeburgiſchen. Durch die Heirath wurde der Beſitz ſeines Hauſes noch bedeutend vergrößert. Frau von Humboldt war die Erbin von Burgörner und Auleben, welche Güter ihr, durch Aufhebung des Dacherödiſchen Lehnsnexus, beim Tode ihres Vaters gänzlich zufielen, und deren Einkünfte allein man jährlich auf 10,000 Reichsthaler berechnete, was in früherer Zeit eine noch viel bedeutendere Summe war.

Das Hauptſtudium, dem Humboldt während der erſten dieſer Muſejahre (1791 bis 1794) oblag, war die Alterthumskunde. In dieſe verſenkte er ſich ganz; ſelbſt die politiſchen Unterſuchungen, mit denen er ſich wohl dazwiſchen abgab, gingen nur nebenher. Auch ſeine erſten eigentlich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gehören dieſem Zeitraume an; es waren Ueberſetzungsverſuche aus griechiſchen Dichtern und Fragmente eines politiſchen Ideencyclus. Das Wenigſte jedoch von ſeinen Ausarbeitungen und von den Ergebniſſen jener Studien wurde dem Druck übergeben; meiſt dachte er gar nicht daran, und theilte oft das Bedeutendſte davon nur denjenigen ſeiner Freunde mit, mit welchen fruchtbringende Verhandlungen darüber gepflogen werden konnten. Ihn, dem jedes Studium noch immer nur Mittel zur höheren Selbſtbildung war, konnte es gar nicht reizen, die Reſultate ſeiner Forſchung auch dem größeren Publikum zu überliefern.

Wir wollen nachher, aus Anlaß der uns aus dieſer Zeit erhaltenen Humboldt'ſchen Schriften, ſeine Richtung in den beiden genannten Gebieten etwas näher beleuchten, hier aber fürerſt den äußern Gang dieſer Studien und Arbeiten mit den Begegniſſen ſeines Privatlebens zuſammenfaſſen. Von letzterem iſt freilich im Ganzen nicht gar viel zu

richten, aber so lückenhaft die uns zu Gebot stehenden Quellen sein mögen, soviel geht doch aus ihnen hervor, daß sein äußeres Daseyn in dieser Epoche ziemlich einförmig war, da fast nur der Umgang und Briefwechsel mit einigen nahen oder auswärtigen Freunden das glückliche Stillleben unterbrach.

Von allen seinen äußern Verbindungen war ihm in dieser Zeit keine wichtiger, als die mit F. A. Wolf, dem großen Alterthumsforscher in Halle, und auch von diesem wissen wir, daß ihn während seines hallescheu Leben nichts so beglückte als die Freundschaft Wilhelm von Humboldt's, „συμφιλολογοῦντός τινος ποθ' ἡμῖν καοῦ κἀγαθοῦ," wie Wolf sich ausdrückte, als er dieses fördernden Umgangs zum erstenmal öffentlich erwähnte. Um 1790 lernten sie sich kennen. Der Verkehr wurde bald ein ganz inniger und dauerte unverändert durch ihr ganzes Leben fort. Jene Zeit gerade, wo Humboldt sich fast ausschließend den humanistischen Studien hingab, mußte diesen für immer an Wolf ketten. War auch dem Einen nur Mittel, was der Andere als Beruf trieb, so trafen doch Beide im Hauptgesichtspunkt wunderbar zusammen und arbeiteten, aus ursprünglich ganz verschiednen Absichten, vereint auf ein und dasselbe Ziel, nämlich eine tiefere Gesammtauffassung des classischen Alterthums zu begründen. Beide Männer entwickelten ihre angeborne Individualität an der Lebensansicht und Kunst der Alten, Beide waren große Dialektiker und von sehr verwandtem Forschungsgeiste. Dabei waren sie aber doch sehr verschiedenen Charakters, und verschiedener Anlage. Wenn Wolf mehr vom Alterthum aus einen weiten Umblick erfaßte, brachte Humboldt einen solchen schon zu dessen Betrachtung heran. Doch auch in jenem wußte dieser gerade den Umfang des Geistes zu schätzen, und überhaupt fesselte ihn die Originalität der Wolf'schen Natur

mit nie versiegendem Reiz. Dagegen bewährte sich Humboldt dem Anderen auch im Leben als unschätzbarer Genosse, da er in den Verhältnissen der Gegenwart viel heimischer war, und Wolf's, wie H. selbst von ihm sagte, oft „göttliche Vermessenheit" nicht allein zu achten, sondern zugleich durch seine Zusprache zu mildern wußte. Es gab für Wolf kein wichtiges Lebensverhältniß, in dem er sich nicht mit dem welterfahrnen Freunde berieth, und in seiner ganzen Umgebung sehen wir Niemand, dessen Rath er auch wirklich so beachtet hätte. [1])

Auch in unmittelbarster Nähe fand Humboldt die wohlthuendste Theilnahme an seinen Alterthumsbeschäftigungen. Seine Gattin, in ihrer hohen Bildung, war im Stande, auch hier dem Zuge seines Geistes zu folgen. Ein innres Bedürfniß wandte ihren Sinn zu den alten Sprachen und Dichtern. Sie begleitete Humboldt's Studien, las mit ihm den Homer, Pindar, Herodot ꝛc. in der Ursprache und nahm, wenn Wolf den Freund in der Stille des Landlebens aufsuchte, an ihren Unterhaltungen Theil, „den wissenschaftlichen

---

1) Als Hauptquelle für den Verkehr dieser Männer dient uns das treffliche Werk von Wolf's Schwiegersohne, Dr. W. Körte: „Leben und Studien F. A. Wolf's." 2 Thle. Essen 1833. Von ihrem wichtigen Briefwechsel sind bis jetzt leider nur wenige Bruchstücke der Humboldt'schen Briefe veröffentlicht worden. Einige dieser Bruchstücke finden sich bei Körte, dann hat auch Varnhagen am Schluß seiner Skizze über Humboldt (Denkw. u. Verm. Schr. IV. 304 — 322) eine Anzahl Briefe desselben an Wolf mitgetheilt. Die ganze Reihe der Humboldt'schen Briefe an Wolf (wohl hundert an der Zahl) befindet sich in Körte's Besitz, der schon längst versprochen hat, die brieflichen Schätze aus Wolf's Nachlaß zur Oeffentlichkeit zu bringen. Möchte doch Herr Dr. Körte sich nun bewogen fühlen, Humboldts Briefe nicht länger zurückzuhalten! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat Humboldt sich um die Zeit, als Körte Wolf's Leben herausgab, seine Briefe von diesem vorlegen lassen, manches ausgestrichen und sie ihm dann zurückgestellt. Zeugniß genug, daß der Briefsteller selbst der Veröffentlichung nicht entgegen war und nur darum einiges allzu Persönliche, das in dem so vertrauten Briefwechsel berührt sein mochte, aus Rücksicht auf die Betroffenen getilgt wissen wollte.

Ernſt der Männer mit allen Grazien weiblicher Anſchauung der älteſten Kunſt und Poeſie verſchönend.“ [2]) Dem glücklichen Gatten verging kein Tag ohne Griechiſches. Ihr widmete daher auch Humboldt ſpäter (1816) die gedruckte Ueberſetzung des Agamemnon, die reifſte Einzelfrucht ſeiner helleniſtiſchen Studien, zur Erinnerung an ſo manches in dieſen gemeinſamen Genüſſen durchſchwelgte Jahr.

Von Burgörner, wo Humboldt die erſte Zeit ſeiner Ehe verlebte ſchrieb er im Auguſt 1791 einen Brief, wahrſcheinlich an einen ſeiner Berliner Freunde, in welchem er, aus Anlaß der neuen franzöſiſchen Conſtitution vertrauliche Ideen über Staatsverfaſſung und politiſche Entwicklung niederlegte. Dieſer Brief kam hernach, durch Zufall, ja eben darum von Druckfehlern entſtellt, durch die Berliner Monatsſchrift (Januar 1792) ins Publikum. Humboldt's Name jedoch wurde nicht genannt; es war aber, wenn wir die Protokolle im Unger'ſchen Proceß ausnehmen, das Erſte, was von ſeiner Hand zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir werden nachher im Zuſammenhang auf das Schreiben zurückkommen.

Von auswärtigen Freunden beſuchte ihn auch Gentz während des Aufenthaltes in Burgörner. Sie ſetzten hier jene politiſchen Debatten fort, die ſie ſchon in Berlin oft auf Spaziergängen bis tief in die Nacht hinein verfolgt hatten. Auch Gentz erinnerte ſich in ſpätrer Zeit noch dieſes anregenden Zuſammenlebens und ſchrieb während des Laybacher Congreſſes, unter anderem, an Alexander v. Humboldt: „J'ai eu à Troppau deux lettres très amicales et très intéressantes de Votre frère; elle m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre,

2) Körte, a. a. O. I. 140—41.

ne s' est effacé; et qu' à quelque époque qué je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il était dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgörner." [3])

Im Februar 1792 begab sich Humboldt nach Erfurt, um da, in der Nähe des Schwiegervaters und umgeben von städtischen Hülfsmitteln, die Niederkunft seiner Frau zu erwarten. Caroline v. Beulwitz (Wolzogen) erfreute ihr Haus auf längere Zeit mit ihrem Besuche; auch sie nahm an den geistigen Beschäftigungen Theil, die durch diese Ortsveränderung keine Unterbrechung erlitten. Denn der Aufenthalt zu Erfurt war von dem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden. Viele Monate waren sie daselbst, ohne daß Humboldt auch nur Gotha oder Weimar, Orte die doch so nah waren, besucht hatte. Der Gesellschaften bot Erfurt wenige, die meiste Zeit lebte er auf seinem Zimmer, im Kreise seiner gewohnten Beschäftigungen. Scherzhaft auf die erwartete Niederkunft seiner Frau anspielend, schrieb er an Schiller (3. Mai), es müsse mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache sein. Seit sie Drei in Erfurt zusammen seien, vergehe kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes, zur Welt komme. Er selbst fühlte sich poetisch gestimmt und übersetzte aus Pindar. „Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus." Der Coadjutor von Dalberg war der einzige Mensch, den Humboldt unter den am Orte Einheimischen interessant nennen konnte. Er genoß auch seinen Umgang, so viel es dessen Geschäfte und Lebensart möglich machten.

Seine Hauptbeschäftigung blieb auch hier das Studium

3) Brief von Laybach, 3. Febr. 1821. (In meiner Sammlung „Schriften von Gentz.")

der Alten. Wie tief er in dieſes Reich eindrang und was er eigentlich bezweckte, legt uns ein in dieſem Jahre an Wolf gerichteter Brief dar. Um dieſe Zeit war es beſonders Pindar, der ihn reizte und zwar ſo ſehr, daß er ſogar einen Verſuch wagte, dieſen ſchweren Dichter in einer der Urſchrift möglichſt treuen dichteriſchen Ueberſetzung ins Deutſche zu übertragen. Die Frauen, denen er natürlich dieſe Verſuche gleich im erſten Entſtehen mittheilte, munterten zur Fortſetzung auf; die Luſt dies zu thun, nahm mehr und mehr zu, obſchon er fürchtete, daß er den Beifall vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke. Noch immer ſchwankte der Entſchluß. „Wenn ich nun auch glauben dürfte," ſchrieb er an Schiller (an demſelben Tage), „mit gehörigem Fleiß, des Griechiſchen hinlänglich Meiſter zu ſein, wenn ich mir ſogar ſchmeicheln könnte, die ſo nothwendige Gewandtheit des deutſchen Ausdrucks zu beſitzen; ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die einen Ueberſetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, ſo groß, ſo habe ich vorzüglich nie eigentlich poetiſches Talent in mir wahrgenommen, und ſo kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verſe zu machen, ohne von Genie oder wenigſtens Talent unterſtützt zu ſein, unnütz verſplittert." Er ſandte deshalb mit dieſem Briefe gleich den erſten Verſuch an Schiller, eine Probe, die er doch für entſcheidend anſah, da die erſte Luſt ſie begünſtigte und er ihr allen Fleiß gewidmet habe, deſſen er jetzt wenigſtens fähig geweſen. Zugleich bat er um ein völlig offenherziges Urtheil. Rührend iſt die Beſcheidenheit, mit der er, wie früher Forſtern gegenüber, ſo jetzt Schillern ſich ſo ganz unterordnet. Schon in dieſem erſten Briefe, der uns von ihrer Correſpondenz erhalten iſt, ſetzte er das größte, unbedingteſte Vertrauen in deſſen Urtheil, ſelbſt über Dinge, die dieſer doch auch nur von einer Seite zu würdigen vermochte. „Wenn

ich überhaupt," schrieb ihm Humboldt, „Niemandes Urtheil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin ich auch bei Niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung." Ueberdies befinde er sich gerade in einer Stimmung, wo ihm Schiller's Urtheil in der That unentbehrlich sei. In gewissen Momenten halte er die Uebersetzung für sehr schön, und eben jetzt erscheine sie ihm wieder kaum mittelmäßig. Finde er also nach dieser Probe keinen Beruf in ihm zu solchen Arbeiten, so solle er ihn gewiß folgsam sehen. Urtheile er anders, so könne er ihm vielleicht, besonders in Absicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das gewählte Silbenmaß habe er hinten ein paar Worte angefügt, und übrigens bei der Uebersetzung die genaueste Treue zu erreichen gesucht, und „nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden." — Frau v. Beulwitz hatte gemeint, Schiller werde der Ode einen Platz in seiner Thalia gönnen. Dies, sagte Humboldt, würde ihm unendlich schmeichelhaft sein. Aber er möge es ja nicht anders thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren

erſcheinen könne. Er ſelbſt vermöge darüber durchaus nicht zu richten. — Schiller's Antwort haben wir nicht. Daß er Humboldten ſehr zugeſprochen, in dieſen Verſuchen fortzufahren, iſt nicht zu bezweifeln. Dieſen nicht in die Thalia aufzunehmen, hatte er ſicherlich andre Gründe. Humboldt ſetzte nicht blos ſolche Arbeiten fort, ſondern Schiller nahm ſelbſt einige derſelben ſpäter in die Horen und Muſenalmanache auf; ja dieſen erſten Verſuch ſogar, die Ueberſetzung von Pindars zweiter Olympiſcher Ode, gab Humboldt in dieſem Jahre noch abgeſondert heraus. Außerdem ließ er im folgenden die Ueberſetzung eines Chors aus Aeſchylos' Eumeniden in der Berliner Monatſchrift abdrucken.

Ob übrigens Schiller und Humboldt vor ihrem Zuſammenleben im J. 1794 ſich auch perſönlich wiedergeſehen, und ob öfter, wiſſen wir nicht beſtimmt. Vermuthen läßt es ſich aber bei der geringen Entfernung ihres Wohnorts. Und auch angedeutet ſcheint es in den Schlußworten dieſes erſten Briefes von Humboldt, wo er ſagt: das Vergnügen, Schillern wieder zu ſehen, ſei es nun in Erfurt, oder in Rudolſtadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, ſei ihm und ſeiner Frau eine überaus frohe Ausſicht. — Durch Schiller wurde auch ein jüngerer Freund deſſelben, der nachmalige bekannte Naturrechtslehrer Carl Heinrich Gros, unſerm Humboldt bekannt. Gros, auch ein Schwabe, war Hofmeiſter bei dem Prinzen von Würtemberg, ging dann 1792 nach Jena, um die Rechte zu ſtudiren, und bezog im Herbſt 1793 auch noch Göttingen. Er gehört zu denen, die Kant's Philoſophie im Rechtsfache am ſchärfſten verarbeiteten; Schiller rühmte ſeinen hellen Kopf und großen Scharfſinn, und auch Humboldt intereſſirte ſich ſehr für ihn, correſpondirte mit ihm und empfahl ihn zur Anſtellung dem dirigirenden Miniſter der preußiſchen Fürſtenthümer in Franken. „Wegen Gros," ſchreibt er (17. Juli 1795) an

Schiller, „habe ich mit Hardenberg geſprochen. Er iſt noch immer der Meinung, ihn anzuſtellen.“ Schon im J. 1796 wurde er zum ordentlichen Profeſſor in Erlangen ernannt, von wo er, nachher in ſein Vaterland zurückgerufen, die ehrenvollſte Laufbahn durchſchritt († 1840 zu Stuttgart.)

In der Mitte Mai 1792 wurde Humboldt durch die Geburt des erſten Kindes beglückt, einem Mädchen, welches den Namen der Mutter Caroline erhielt. Forſtern, dem er ſeit ſeinem Aufenthalt zu Erfurt noch nicht geſchrieben, theilt er ſogleich dieſe frohe häusliche Begebenheit in den entzückteſten Worten mit (1. Juni). „Meine Frau iſt vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind ſind vollkommen geſund. Das kleine Mädchen iſt ein allerliebſtes Geſchöpf, ſo groß und ſtark, wie ſelten ein Kind von ſo wenig Tagen, ſo voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die ſie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau ſtillt das Kind ſelbſt; ich, bei meiner gänzlichen Geſchäftsloſigkeit, bin ſo gut als den ganzen Tag bei ihr, und ſo kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unſrigen. Nur Sie lieber Freund, deſſen eignes Herz ſo überaus empfänglich für dieſe Freuden iſt, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich ſüß mir dieſe kleinen Beſchäftigungen ſind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner ſchon beneidenswerth glücklichen Lage geworden iſt.“

Den übrigen Theil dieſes Briefes widmete Humboldt dem ausführlichen Bericht über eine Arbeit, zu der er, kaum nach ſeiner Ankunft in Erfurt, von Dalberg angeregt worden war. Dalberg hatte den oben erwähnten, in der Berl. Monatſchrift abgedruckten Brief geleſen und daraus erſehen, wie ſehr Humboldt ſich mit Fragen der politiſchen Philoſophie beſchäftigt hatte. Er bat ihn daher, ſeine Ideen

über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzusetzen. Daß sich dies nicht so schnell ausreichend behandeln lasse, fühlte H. wohl, wollte aber die Idee, um so mehr, da ein Mann der selbst künftig regieren sollte, die Veranlassung war, doch nicht erkalten lassen und ging, da er Einiges schon vorgearbeitet und noch mehr Materialien im Kopfe hatte, an die Arbeit. Unter den Händen wuchs das Werkchen, seit mehreren Wochen war es fertig und füllte jetzt etwa einen mäßigen Band. Sie stimmten, sagt er zu Forster, sonst, als wir von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Er habe seitdem, so viel er auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Gelegenheit gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber er dürfe behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. — Wir kommen auf diese Arbeit, und Humboldt's Auseinandersetzung derselben für Forster, später zurück. Hier berühren uns nur die äußern Schicksale, die das Werk erlebte. Zuerst ging Dalberg, Abschnitt für Abschnitt, mit dem Verfasser durch; Gründe und Gegengründe wurden erörtert. Dann sendete er es nach Berlin, um es dort, wo er ohne Anstand einen Verleger zu finden hoffen konnte, drucken zu lassen.

Dieser Brief ist der letzte von denen an Forster, die uns erhalten wurden. Zwar sind sie überhaupt lange nicht vollständig auf uns gekommen, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie nach diesem nicht mehr viele gewechselt. Den 21. Okt. zogen die Franzosen in Mainz ein, wo so viele Feuerköpfe für die glänzenden Ideen der Revolution sympathisirten. Auch Forster hatte schon von seiner Reise im J. 1790 die enthusiastischste Stimmung für Frankreich heimgebracht. Jetzt brach die Bewegung in jener Stadt los. Daß Forster fortgerissen wurde, war natürlich. Doch er, der nur Edles

wollte und hoffte, mußte bald erfahren, wie trüglich das Element war, dem er anheim gefallen. Im Auftrag seiner Mitbürger, die Frankreich einverleibt zu werden wünschten, ging er nach Paris. Darüber wurde Mainz von den Verbündeten umschlossen und wieder genommen. Forster mußte während der Schreckensherrschaft in Paris ausharren. Voll Verzweiflung über die Gräuel, deren Zeuge er war, blieb er der Sache doch begeistert zugethan und bewährte, auch wo er sich täuschte, noch den Adel seiner Gesinnung. In die Ferne sah er meist richtig, während er auf die nächsten Begebenheiten immer noch zu viel Vertrauen setzte. Humboldt konnte, wie Forster, die Revolution fortdauernd von einem höhern Standpunkt betrachten, als der war, der seit der Schreckenszeit in Deutschland gäng und gäbe wurde, er konnte in diesem furchtbaren Kampfe ein Mittel des Schicksals sehen, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen — aber er würde an des Freundes Stelle sich zu keiner Theilnahme an einem Drama haben fortreißen lassen, in welchem er doch nichts durchzusetzen hoffen konnte und, als Deutscher, mitzuwirken gar nicht berufen war. Ja nicht einmal Mainz gehörte er durch Bande der Natur an, sondern war nur von dem Kurfürsten dahin berufen worden. — Die Seinigen hatten sich nach der Schweiz geflüchtet. Von den Freunden diesseits des Rheins hörte er schon seit dem Spätsommer 1792 fast kein Wort mehr; nur etwa Heyne, sein Schwiegervater, gab noch gute Rathschläge, als es schon zu spät war. In Noth und Schmerz zehrte eine so herrliche Natur sich auf. Er starb am 12. Jan. 1794. Mit welchen Gefühlen mußte Humboldt dem von ihm so geliebten Manne nachblicken, ohne doch rathen oder helfen zu können. Einigen Trost konnte ihm noch gewähren, daß die Gattin in dem braven Huber, den sie heirathete, für sich und ihre Kinder alsbald einen Beschützer fand. Humboldt widmete ihr fort-

dauernde Anhänglichkeit und blieb mit ihr in theilnehmendem Briefwechsel.

Unter Umständen wäre Humboldt vielleicht selbst nach Paris gereist, natürlich um nur als Zuschauer dort zu sein. Aber auch das hätte übel ablaufen können. In einem Briefe (2. Dez. 1792) fragt er Schillern, was er zu den Vorfällen am Rhein sage? durch welche die Ahnungen des Coadjutors nun schon zu einem großen Theile erfüllt waren; denn Mainz, der Ort ihrer Träume, war schon völlig revolutionirt. Gleich darnach fragt er ihn aber auch, ob es wahr sei, daß er Lust zu einer Reise nach Paris bekommen? Vorausgesetzt, daß Friede werde, erklärte sich Humboldt sogleich von der Partie. Auch Frau und Kind wollte er mitnehmen. „Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen," sagt er, „um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu." Aber nicht der Krieg allein dauerte fort, sondern das Jahr 1793 machte Paris zum Schauplatz von Scenen, die die Freunde mit zu erleben gewiß keine Lust spürten. Wollte doch Schiller schon für den unglücklichen König in einer Vertheidigungsschrift auftreten!

Noch während des Sommers 1792 verließen Humboldt's Erfurt und zogen auf das schöne Landgut Auleben, am Rande der goldenen Aue. Es liegt nicht weit von Nordhausen und ganz nahe bei Heringen. Das Amt Heringen gehörte, unter kursächsischer Hoheit, den Fürsten zu Stolberg und Schwarzburg gemeinschaftlich. Jetzt ist es Preußen unterthan. — In Auleben blieb Humboldt bis gegen das Frühjahr 1793 und setzte in alter Weise sein Studien- und Stillleben fort. „Meine Frau," meldet er (12. Sept.) seinem Freunde Schiller, „und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind

wohl und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben.“ Dennoch war es ein Fest für Humboldt, wenn Wolf von Halle einmal zum Besuch einsprach. Anfang des folgenden Jahres kam er, und blieb mehrere Tage bei ihm.

Jetzt kommen wir zu den ferneren Schicksalen, die Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates trafen. In Berlin, wo er sie drucken lassen wollte, machte die Censur Schwierigkeiten: der eine Censor verweigerte das Imprimatur ganz und der andere fürchtete noch künftig in Verantwortung genommen zu werden. Allen Weitläufigkeiten dieser Art in den Tod Feind, war Humboldt entschlossen, die Schrift außerhalb Preußen drucken zu lassen und wandte sich, in Ermangelung eines Verlegers oder weil er mit Göschen aus zarter Rücksicht nicht persönlich unterhandeln wollte, an Schiller (12. Sept.), ihn um seine Vermittlung ersuchend und nur den Wunsch hinzufügend, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt werde. — Zugleich drückte er seine Freude über die Nachricht aus, daß Schiller auf einige Ideen seiner Abhandlung mit Interesse eingegangen und sich selbst jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftige. Humboldten hatte dieser schon einmal die Mittheilung seiner Ansichten darüber versprochen. Nun mahnt ihn Jener daran und macht ihm den Vorschlag, diese in einer Art Vorrede oder Anhang, der Abhandlung beizufügen. „Es scheint mir zu interessant,“ ruft er ihm zu, „wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen, neuen und originelleren Gesichtspunkten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuweben.“

Schiller ging zwar nicht auf dieſen Vorſchlag ein, intereſſirte ſich aber ſonſt lebhaft für das Erſcheinen dieſer Schrift, bot ſeine Thalia zur Aufnahme einiger Capitel an und machte auch, da Göſchen nicht darauf einzugehen vermochte, einen andern Verleger ausfindig. Sehr leid war es Humboldt, daß Bieſter, dem er das Manuſcript des Werks ſchon früher zur Benutzung einiger Abſchnitte überſendet hatte, ſchon drei derſelben in der Berl. Monatſchrift hatte abdrucken laſſen. Schiller gab aber doch noch ein Stück eines vierten in ſeinem Journale, mit einigen Aenderungen, die Humboldt mit innigem Vergnügen bemerkte, ganz beſcheiden hinzufügend, daß er gewiß dieſen Winken künftig folgen werde. — Unterdeß beabſichtete er ſchon das Werk einer nochmaligen Durchſicht zu unterwerfen, ja einzelne Abſchnitte gänzlich umzuarbeiten. Doch für die nächſte Zeit hatte er ſchon ganz heterogene Beſchäftigungen gewählt. Er wünſchte alſo den Druck lieber aufgeſchoben; die Ideen, meinte er, würden dadurch nur gewinnen; der Gegenſtand ſelbſt ſei überdies von allem Bezug auf momentane Zeitumſtände frei — als Schiller ihm gerade durch Frau v. Beulwitz melden ließ, daß er einen Verleger für die Schrift gefunden habe. Humboldt faßte aber doch den Entſchluß, die Herausgabe auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen, da er jetzt weder Zeit noch Stimmung zur nöthigen Umarbeit habe, über Einiges ſogar ſeine Ideen durch Geſpräche erſt klarer zu machen wünſche, alles Gebundenſein in dergleichen Dingen aber gar ſo unangenehm ſei. Je mehr mich die vorgetragenen Ideen intereſſiren, und je günſtiger ich ſogar von meiner Arbeit urtheile, um ſo weniger könnte ich mir die Nachläſſigkeit verzeihen, ihr nicht dieſe letzte Sorgfalt gewidmet zu haben.“ Er bat daher Schillern, der ja zuerſt dieſer Meinung geweſen, das Geſchäft, ſofern es nur thunlich wäre, rückgängig zu machen. In keinem Falle könne das

Werk vor Michaelis erscheinen; eine völlige Loszählung bleibe ihm aber immer das Liebste. Schiller entsprach seinen Wünschen, und das Werk als Ganzes wurde nun gar nicht gedruckt, wahrscheinlich weil Humboldt mit der Ausführung immer weniger zufrieden war und zur Umarbeitung in seinem Sinne die rechte Stimmung nicht wiederfand.

Ging es ihm doch ebenso mit seinem an sich vollendeteren Aufsatz über das Studium des Alterthums, insonderheit der Griechen, in welchem er die Ergebnisse aller seiner bisherigen Forschungen darüber zusammengefaßt hatte. Auch diese Abhandlung war eigentlich nur für ihn und seine Freunde geschrieben. Er theilte sie im Spätjahr 1792 Wolfen, Schillern und dann auch Dalberg mit, und bat sie, ihre Glossen an den Rand zu setzen. Mit Wolf unterhielt er sich viele Jahre über diesen Gegenstand; Schiller warf einige geniale Gedanken an den Rand, „obgleich er in das Ganze, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig war, wenig einging.“ Doch nur Dalberg hatte den Aufsatz ganz mißverstanden, es war ihm überhaupt nicht leicht, auf fremde Ideen einzugehen, dennoch hatte er die Ränder reichlich mit Noten gefüllt, die Humboldt originell und ordentlich komisch fand, weil er sich durchgängig zu zeigen bemühte, daß die griechische Litteratur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu denen er nicht einmal den Verfasser des Aufsatzes rechnen mochte. Gerade die Anpreisungen der Griechen in Humboldts Aufsatz reizten ihn zum Widerspruch. Humboldt erkannte wieder bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit habe. „Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus,“ — schrieb er an Wolf, dem er von Erfurt aus, 31. März 1793, die ferneren Schicksale dieses Aufsatzes kund

that[4]) — „daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indeß soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszukäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht.“ Auch dieser Aufsatz blieb ungedruckt, oder wurde eben auch nur in Bruchstücken bekannt. Selbst in seinen Ausarbeitungen dachte er in damaliger Zeit nur an die Selbstverständigung; erst die Freundschaft zu Schiller und Göthe regte ihn eigentlich, doch auch nur vorübergehend, zu umfangreicherer, öffentlicher Mitwirkung an, und erst im höheren Alter arbeitete er, wie aus Pflichtgefühl, mehr für die Welt und die Wissenschaft, als zu seinem Genügen.

„Mir selbst aber“ — fährt Humboldt in dem Schreiben an Wolf fort — „ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.“

Vor Ausgang des Winters (1793) kam Humboldt abermals mit seiner Familie nach Erfurt. Der Frühling schenkte ihm das zweite Kind, einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt und ihm, bis zu dem frühen Tode, auch das Liebste von seinen Kindern war.

Im Sommer ging er, zum erstenmal mit seiner Gattin,

---

4) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 304—7.

auf kurze Zeit nach Berlin. Hier fand er noch völlig die alten Verhältniſſe. Von Bekanntſchaften, die er machte, dürfen wir wohl die mit dem ſchwediſchen Diplomaten Guſtav von Brinckmann hervorheben, einem regen Theilnehmer an deutſcher Litteratur und Wiſſenſchaft, der auch mit Gentz und Rahel innig verbunden war, und den größeren Theil ſeines früheren Lebens als Geſchäftsträger in Berlin zubrachte. Auch Göckingk, der Dichter, wenn wir nicht irren, mit Humboldt von früherer Jugend her vertraut, hatte jetzt ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt genommen. Noch immer aber war Berlin nicht der Ort, der Humboldt lange zu feſſeln vermochte.

Den Herbſt und Winter verlebte er, vermuthlich wieder zu Auleben, im alten Gleiſe einſamer Freuden und Studien. Auch Fr. Jacobi, der ſeit mehreren Jahren unter den Stürmen des Kriegs am Rhein ein unruhiges Leben verbracht, dazwiſchen aber ſeinen früh begonnenen philoſophiſchen Roman Woldemar vollendet hatte, gab ihm ein Lebenszeichen und überſendete Anfang 1794 dieſes Werk, [5]) wohl mit der leiſen Andeutung des Wunſches, es von einem Mann wie Humboldt öffentlich beſprochen zu ſehen.

Während Wilhelm den Studien lebte, hatte Alexander von Humboldt ſowohl ſeine bürgerliche als ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreten. Wir verließen ihn in Freiberg. Schon im Frühjahr 1792 wurde er Aſſeſſor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, und noch in dieſem Jahre als Oberbergmeiſter in den vor kurzem erſt Preußen zugefallenen fränkiſchen Fürſtenthümern nach Bayreuth verſetzt, wo er das Bergweſen wie neu aufzurichten hatte. Dieſe Fürſtenthümer leitete damals der nachher ſo berühmt gewordene Freiherr von Hardenberg, als Provinzialminiſter. Schon 1794 begleitete Alexander dieſen in

5) Jacobi's auserl. Briefw. II. 137 u. f.

diplomatischen Geschäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannt, der, auch in der Zurückgezogenheit, von den preußischen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht übersehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenstellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unser Humboldt einst noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforscher erhob sich schon jetzt. Mit größeren Planen im Kopf, bereitete er sich auf Reisen in die Alpenländer, Schlesien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für seinen höheren Beruf vor. [6])

Als nun W. v. Humboldt sich schon mehrere Jahre fast nur mit dem Alterthum beschäftigt hatte und er das Hauptziel dieser Studien erreicht sah, regte sich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauschen und wußte sich in diesem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu suchen, als den mit Schiller, dessen Forschungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin auf's gewaltigste anzogen. Diesem Interesse zu Lieb begab er sich im Frühjahr 1794 mit seiner Familie nach Jena, um daselbst längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieses innre Bedürfniß aber und das Interesse für Schiller verschaffte Humboldten die Gelegenheit, sich zugleich Verdienste zu erwerben, an die er selbst gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünstigenden Umstände abgerechnet, das natürliche Ergebniß seines für alles Höchste in Leben, Kunst und Wissenschaft erweckten Sinnes so wie seines vorausgegangenen Strebens nach einer so auserlesenen und umfassenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächst an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

6) Freiesleben, a. a. O.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — ſo wie an dem innigen Zuſammenwirken dieſer Männer den denkwürdigſten Antheil zu nehmen, ja als Autor ſelbſt, wenigſtens durch Theorie und Kritik, die höchſten Standpunkte unſerer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieſer Geiſter zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen ſeines Weſens er vorzugsweiſe dazu befähigt wurde, und wie gerade ſeine bisherigen Studien ihn zu dieſer Beſtimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächſten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche ſeines Lebens erhalten ſind, und dabei die Richtung und Reſultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menſchen, der politiſchen Philoſophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, ſind folgende philoſophiſch-politiſchen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfaſſung, durch die neue franzöſiſche Conſtitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom Auguſt 1791).[1] II. Vier Abſchnitte aus ſeinem Werke, das die Aufſchrift führen ſollte: „Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staats zu beſtimmen, worin dieſe Frage in Rückſicht auf alle Gegenſtände, beſonders der innern Politik, in Unterſuchung gezogen war. Von dieſen Bruch-

1) Gedr. in der Berliniſchen Monatſchrift, herausg. von Bieſter. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Geſamm. Werken, I. 301—17.

stücken trägt das wichtigste die Aufschrift: „Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?“ Aber auch dieser Abschnitt ist nicht vollständig, sondern nur seinem bedeutendsten Theile nach gedruckt worden.[2]) Außer diesem kamen drei kleinere Abschnitte des Werks an's Licht: der 5te „Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“[3]) — der 6te: „Ueber öffentliche Staatserziehung“[4]) — und der 8te: „Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats.“[5]) — Nur Nro. I. erschien anonym, die Bruchstücke aus Nro. II. mit dem Namen des Verfassers.

„Ich beschäftige mich,“ sagt Humboldt in obigem Schreiben vom August 1791, „in meiner Einsamkeit mehr mit politischen Ideen, als ich es je bei den häufigen Veranlassungen dazu, die das geschäftliche Leben darbietet, gethan habe. Ich lese die politischen Zeitungen regelmäßiger, als sonst; und ob ich gleich nicht sagen kann, daß sie ein großes Interesse in mir erwecken, so reizen mich doch am meisten die französischen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich seit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an diesen Gegenständen nahmen, zurück.“ Sein Urtheil über diese, sagt

---

2) In Schiller's Neuer Thalia, 1792. H. 5. S. 131—69. Jetzt in den Werken, B. II. S. 242—63. Die in der Thalia am Schluß versprochene Fortsetzung erschien nie, vermuthlich, weil Humboldt damals entschlossen war, das Ganze von neuem zu überarbeiten, von Schiller's Zeitschrift aber auch nur einige Hefte weiter erschienen.

3) In der Berl. Monatschrift, 1792, Okt., S. 346—54. Jetzt in den ges. Werken, Th. I. S. 312—17.

4) Ebendaselbst, December, S. 597.—606. (Humboldt's Ges. Werke I. S. 336—42.)

5) Ebendaselbst, November. S. 419.—44. (Humboldt's Werke, I. 318—35.)

er ferner, stimme dann mit keinem andern geradezu überein; der Freund würde es vielleicht sogar pavador finden, aber er werde wenigstens Consequenz und Zusammenhang mit seinen übrigen Ansichten nicht vermissen. „Was ich am häufigsten, und, ich kann es nicht leugnen, mit dem meisten Interesse über die Nationalversammlung und ihre Gesetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer so nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntniß, bald Vorurtheil, bald ein kleingeistiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weiß was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, so blieb doch immer der leidige Entschuldigungsgrund, daß 1200 auch weise Menschen immer nur Menschen sind."

Mit der Beurtheilung einzelner Anordnungen, meint Humboldt, komme man also schwerlich ins Reine. Dagegen gebe es eine allgemein anerkannte Thatsache, die schlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des Unternehmens vollständig enthalte. Die constituirende Nationalversammlung habe es nämlich unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufzuführen. „Nun aber kann keine Staatsverfassung gelingen, welche die Vernunft (vorausgesetzt, daß sie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichsam von vornher gründet; nur eine solche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht." Dieser Satz sei ihm so evident, daß er ihn gern auf jedes praktische Unternehmen überhaupt ausdehne.

Er lasse, fährt er fort, den Entwurf der Nationalversammlung zu einer Gesetzgebung zuvörderst für den Entwurf der Vernunft selbst gelten; wolle auch voraussetzen, daß die Gesetzgeber dabei den wirklichen Zustand Frankreichs

auf das anschaulichste vor Augen gehabt, und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet möglich war, angepaßt hätten, und rede auch weder von den Schwierigkeiten der Ausführung, noch von der Trübsal des jetzt lebenden Geschlechts, da, was letztere anlangt, erst der Erfolg zeigen müsse, ob nicht fest gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? Und dennoch sage er, könne das Unternehmen eine völlig neue, wenn selbst ausführbare Staatsverfassung gründen zu wollen, nicht gedeihen. Die Zustände, die dann, wie z. B. auch jetzt in Frankreich, auf einander folgen sollten, seien völlig entgegengesetzt. Wo ist nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut sich Erfindungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? All' unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. bei Gegenständen der Erfahrung, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen wissen wir nur wenig, und doch kommt hier alles auf individuelle Kräfte und individuelles Wirken und Leiden an.

„Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heißen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modifikation. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von Außen gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe

menschlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist's, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie."

Nun bleibe zwar noch immer die Frage, ob die französische Nation nicht trotz des Sprunges aus einem ganz entgegengesetzten Zustand doch hinlänglich vorbereitet sei, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Dieß verneint er aber schlechtweg, denn „für eine, nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein." Hier verläßt Humboldt anscheinend die politische Erörterung, indem er sich zu einer anthropologischen wendet. Diese ist aber, genau besehen, nur die tiefere Begründung des eben Aufgestellten, und leitet auch alsbald auf die politische Frage zurück.

Die Vernunft, fährt er fort, verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Wenn sie aber auf der einen Seite nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Moment übt nur Eine Kraft,

und nur in Einer Art der Aeußerung. Aus wiederholter Uebung dieser Einen Kraft in Einer Art der Aeußerung geht ein bestimmter Charakter hervor. Dieser ist herrschend für eine gewisse Zeit. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung der andern zu modificiren, so erreicht er dies doch nie vollständig: und was er der Einseitigkeit abgewinnt, verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weise verfolgt keine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. — Ebenso ergeht es ganzen Nationen. Sie nehmen auf einmal nur einen Gang. Was thut nun der weise Gesetzgeber, unter welchem hier der Verfasser durchaus nicht etwa einen Einzigen und Allweisen versteht? Er studirt die gegenwärtige Richtung. Dann, je nachdem er sie findet, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen. So erhält sie eine andere Modifikation und diese wieder eine andere, und sofort. In dieser Weise begnügt er sich, die Nation dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. Was aber wird entstehen, wenn sie auf einmal nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam Eine Trefflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit nur, und Unthätigkeit!

Den letzten Beweis führt er endlich historisch, durch einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen, wobei wieder eine Menge vortrefflicher Gedanken auftauchen. In keiner Verfassung, sagt er, finden wir einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Zuerst betrachtet er die Entstehung der

Herrschaft und ihre Abschüttelung in den alten Staaten, und findet den Gang, den die Entwickelung bei ihnen nahm, auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Nationen, wie einzelne Menschen, vermögen außer sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem erstern kommt es auf Kraft und zweckmäßige Richtung derselben an; bei dem letztern auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu diesem Freiheit, zu jenem Unterwürfigkeit unter Einen lenkenden Willen nothwendig. Erst mußten die Nationen nach außen wirken, um die äußere Freiheit zu begründen; aber das höhere Gefühl ihrer innern Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Den Schluß aus diesem überläßt uns Humboldt selbst hinzuzufügen: Man entzieht nun den Herrschern so viel von der vorangegangenen Unterwürfigkeit, als möglich ist, ohne damit die Sicherheit — den nothwendigen Zweck des Staats — oder die äußere Existenz blos zu stellen; denn auch in der Folge kann die Richtung der Nationen nach außen hin, schon der Selbsterhaltung wegen, nie gänzlich aufhören. Man ringt also für die Freiheit und vor allem für die Freiheit und Selbstthätigkeit der Einzelnen. Für diese absonderlich, weil die Verfassung des Ganzen sich auch nur langsam, auch nicht mit einem Sprunge umformen läßt, die individuelle Freiheit aber, namentlich bei den Neueren, die von der Cultur gleichzeitig auch zur Natur erst wieder aufsteigen müssen, zugleich die wesentlichste Bedingung jedes allgemeineren Fortschrittes ist.

Nun kommt er auf das Mittelalter, das er jedoch durchaus nicht in dem günstigen Lichte sieht, wie es neuerdings beliebt worden. In dieser Zeit, „da die tiefste Barbarei alles überdeckte," vermochte nur der Kampf der Herrschsüchtigen unter einander einen Rest von Freiheit zu erhalten — nämlich Freiheit für die Wenigen, die die Unterdrücker der Freiheit der Anderen waren. So konnten im Lehnssystem

die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existiren. Endlich schuf die Eifersucht der Regenten auf die Macht der Vasallen diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke, und es gelang jene zu unterdrücken, ohne daß diese wirklich frei wurden. Im Gegentheil war jetzt alles Sklav: alles diente den Absichten des Regenten.

Dennoch gewann die Freiheit. Schon die weitere Entfernung von dem Unterdrücker verschaffte der Menge Luft. Dann konnten jene Absichten nicht mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sklaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. „Alles Streben ging nun also dahin, von der Nation so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Industrie eröffnet werden; diesen am besten zu erreichen, mußte man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründen sich eigentlich alle unsere heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der Nation beabsichtigt ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieses Wohlstandes, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und so entstand das Princip: daß die

Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren, so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

„Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachlässigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größtmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

„Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten; und in denen jene Stelle ihre

wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt."

In jeder Periode, fügt er noch hinzu, hat es Dinge gegeben, die, verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Aber wir bedürfen nicht einmal der Geschichte. Der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben, von der Kindheit bis zum Greisenalter, ist eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde, indeß alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. Der Mensch existirt in jeder Periode ganz; aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; in den andern ist's der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Sogar ein Individuum Einer Gattung erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle; weder der Mann, noch das Weib. Nur in der Liebe und der Vereinigung der Geschlechter werden die Vorzüge beider, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint.

„Was folgt nun aus diesem allem?" schließt Humboldt. „Daß kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; daß die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen."

Wer mit solchem Blicke die Menschheit und die Geschichte betrachtete, der konnte auch, als die Schreckenszeiten der Revolution begannen, nicht kleingeistig davor zurückschaudern. Hatte doch Humboldt nie einen unmittelbar heilbringenden Gang dieser Begebenheiten erwartet, er, der überzeugt war, daß ein wirklicher Fortschritt des Ganzen nur durch die Entfaltung der individuellen Kräfte, also durch vorangegangene größere Freiheit der Individuen zu erreichen sei. Wir sind

nun aber um so begieriger, Humboldt's eigne politische Ansicht und Richtung, wie er sie, auf Dalbergs Anregung, in der Abhandlung „von den Grenzen der Wirksamkeit des Staats" niedergelegt hatte, und die uns davon verbliebenen Bruchstücke näher kennen zu lernen.

Wir haben früher berichtet, wie diese Abhandlung entstand. In dem Briefe an Forster vom 1. Juni 1792, aus dem wir dies schöpften, hat Humboldt diesem Freunde auch den ganzen Gehalt des Werkes in kurzem Umriß mitgetheilt — eine Skizze, die uns auch deshalb von großem Werth ist, weil sie den politischen Grundgedanken wie vor unsern Augen entstehen läßt und ihn zugleich in seiner ganzen Schärfe zusammenfaßt. Von dieser Seite ersetzt sie uns gleichsam die Abhandlung selbst. Denn leugnen dürfen wir nicht, daß in dieser die Ausführung des eigentlich politischen Theiles, so weit sie vorhanden ist, den kräftigen Andeutungen jenes Briefes nicht ganz entspricht und auf keinen Fall den Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpft. Humboldt fühlte diesen Mangel wohl, und beschloß den Rest ganz zurückzuhalten. Für uns dennoch ein großer Verlust, den wir noch mehr beklagen müßten, wenn uns das Glück in den vorhandenen Bruchstücken nicht den andern Theil, die anthropologische Grundlage, die eben so tief gedacht, als trefflich durchgeführt ist, beinahe ganz erhalten hätte, und für das Uebrige jener Brief an Forster nicht noch einigermaßen schadlos hielte.

„Ich habe," schrieb er an Forster, — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein

theoretiſch in ihrem ganzen Umfange abgeſchnitten. Ich glaubte alſo auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raiſonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menſchen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menſchen, was eigentlich ſeiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchſte und proportionirlichſte Ausbildung aller menſchlichen Kräfte zu einem Ganzen iſt daher das Ziel geweſen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Geſichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich dieſe innere Kraft des Menſchen es allein iſt, um die es ſich zu leben verlohnt, daß ſie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, ſondern auch der einzige Stoff alles wahren Genuſſes iſt, und daß daher alle Reſultate ihr allemal untergeordnet bleiben müſſen. Auf der andern Seite iſt es aber auch eben ſo wahr, daß in der Wirklichkeit und faſt überall, wo auf den Menſchen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Geſetzgebung, im Umgange, faſt nur die Reſultate beachtet werden, wovon ſich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft ſelbſt große Sorgfalt auf die Reſultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Deſto mehr alſo muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung ſo leicht das letzte Ziel ſcheint, wieder an ſeine rechte Stelle ſetzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menſchen, in ein helles Licht zu ſtellen verſuchen. Wenn alſo die Staatskunſt ſich meiſtens dahin beſchränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu ſagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, ſo muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich dieſe Dinge ſehr ſchön und wünſchens-

werth sind, daß sie aber von selbst entstehen, wenn man die Kraft und Energie der Menschen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man sie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um dessen willen sie selbst nur wünschenswerth sind, indem wenigstens in vielen Fällen ein Land freilich schneller bevölkert, wohlhabend, ja sogar in gewissem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles selbst thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn sie dieselben den freilich langsameren, aber auch sicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statistik aufzählt, wie viel Menschen, welche Produkte, welche Mittel, sie zu verarbeiten, welche Wege, sie auszuführen u. s. f. ein Land hat; so muß die reine Theorie sie anweisen, daß man darum nur den Menschen und seinen eigentlichen Zustand fast um noch nichts besser kennt, und daß sie also das Verhältniß aller dieser Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von diesem Gesichtspunkte aus, so konnte ich nicht leicht auf etwas anderes als auf die Nothwendigkeit der Begünstigung der höchsten Freiheit und der Entstehung der mannigfaltigsten Situationen für den Menschen kommen, und so schien mir die vortheilhafteste Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch so viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre. Denn der isolirte Mensch vermag sich eben so wenig zu bilden, als der in seiner Freiheit gewaltsam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirksamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirksamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verschaffung solcher nothwendigen Dinge ankommt, welche diese allein und durch sich sich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet sich, meines Bedünkens, allein

die Sicherheit aus. Alles übrige ſchafft ſich der Menſch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Geſellſchaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entſtehen würden, fordert eine letzte widerſpruchloſe Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats iſt, nur dieſe eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirkſamkeit des Staats weiter aus, ſo ſchränkt man die Selbſtthätigkeit auf eine nachtheilige Weiſe ein, bringt Einförmigkeit hervor, und ſchadet mit einem Wort der innern Ausbildung des Menſchen. Dies iſt ungefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage ſelbſt einer völlig verſchiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln, zu ſchildern verſucht, welche nothwendig entſtehen müſſen, oder wenigſtens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, ſtatt ſich auf die Sicherheit zu beſchränken, auch für das phyſiſche, oder gar moraliſche Wohl ſorgen will. Bei der Sicherheit ſelbſt habe ich mich noch auf die Mittel, ſie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen verſucht, welche zu ſehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufſatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengeſetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unſchädlich und nothwendig zugleich ſcheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rückſicht auf den gewählten Geſichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgeſetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen verſucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch ſo flüchtig und unvollſtändig hingeworfene Auseinanderſetzung meiner eignen Ideen."

Betrachten wir nun die Abhandlung selbst, oder die von ihr vorhandenen Bruchstücke, die uns hinlänglich berechtigen, einen Schluß über das Ganze zu ziehen, so finden wir, daß sie unverkennbar aus zwei Theilen besteht, einem fundamentalen — und dieser ist uns fast ganz erhalten, und einem speciell politischen, der ungleich fragmentarischer vorliegt, obwohl auch hier die Hauptrichtung in voller Klarheit ausgesprochen ist. Den erstern Theil bezeichnete ich schon oben als den viel ausgearbeitetern, und er ist außerdem, ohne damit die Wichtigkeit des politischen herabsetzen zu wollen, doch als der bedeutendere zu betrachten.

Was Humboldt in diesem fundamentalen Theile entwickelt, war das Gesammtergebniß seiner bisherigen Forschungen, der Kern seiner Lebens- und Menschenbetrachtung, der Ausdruck seiner ganzen Richtung. Es sind die Grundzüge einer praktischen Philosophie, die, in Kant's Schule erwachsen, durch tiefere Erforschung der menschlichen Natur die Schranken des Systems durchbrach — einer spekulativen Geistesrichtung, welche, nach unserer Ansicht, ihre wissenschaftliche Durchführung in allen Zweigen ihres Gebietes noch jetzt erwartet. Die systematische Philosophie hat inzwischen andre Bahnen betreten — und sie mußte es vielleicht. Nur einzelne Forscher über den Menschen oder den Staat haben an jene Richtung angeknüpft und auf diesem Wege einzelne Wissenschaften aufs Tüchtigste fortgebaut. So vor allen Burdach, der Anthropologe. Andere auch, besonders aus jüngster Zeit, würden hier eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, auf die zugleich die neuere Entwicklung der Philosophie, wie billig, ihren Einfluß nicht verleugnet hat. — Was aber in der Wissenschaft selbst nicht in dem Grade gelungen ist, hat durch Schiller, der fast um dieselbe Zeit, eine ganz ähnliche Richtung, wie Humboldt, einschlug und diese nicht blos als Denker, sondern auch als Dichter in

seinen Werken ausprägte, im Leben selbst und in der Nation eine desto weitere Verbreitung gefunden. Beide Männer, so sehr sie in einzelnen Ansichten wieder entfernt sein mochten, so verschieden der Art und dem Grad nach ihre Einwirkung auf die geistige Welt und die Nation sein mußte, stehen in dieser Hauptrichtung als deren Gründer und gleichstrebende Genossen da. Betrachten wir, was um jene Zeit Humboldt in den Gebieten der Anthropologie und Politik, Schiller für die Ethik, und Beide in der Philosophie der Kunst geleistet haben, so erkennen wir in diesen, fast gleichzeitigen Bestrebungen eine seltne Gemeinsamkeit — der Richtung sowohl als der Methode. Keiner wurde in der Grundrichtung von dem Andern influirt, und doch begegnete sich ihr Denken auf die überraschendste Art. Daß Kant ihr gemeinsamer Führer gewesen, that freilich viel dazu. Um aber auf dem Wege dieses Meisters so gleichlaufend fortzuschreiten und die Schranken seiner Ansicht so unisono zu durchbrechen, dies erforderte eine tiefere Verwandtschaft der Naturen. Auf diese gründete sich auch ihre nachherige innige Verbindung in ihrem Leben und ihren Studien. Von Keinem dieser Beiden können wir behaupten, daß er die Richtung zuerst eingeschlagen. Vom frühesten Auftreten an finden wir sie bei Beiden wenigstens schon im Keime vorhanden: sie arbeitet sich auch in Schillers früheren Abhandlungen und Dichtwerken zu Tage. Doch so ausgebildet und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt erscheint sie uns zuerst in diesen Humboldt'schen Fragmenten vom J. 1792. Schiller war um diese Zeit noch im innern Kampf mit dem kritischen Systeme begriffen; erst in den seit 1793 erschienenen Abhandlungen über Anmuth und Würde und den nachfolgenden Aufsätzen der Thalia und der Horen finden wir ihn ganz im Mitbesitze dieser eigenthümlichen, die Schranken des Systems wieder durchbrechenden Ansicht. Schillern aber gebührt zugleich das Hauptverdienst,

dieſer Anſchauungsweiſe einen ſo ausgebreiteten Einfluß verſchafft zu haben, während Humboldt, dem dieſer apoſtoliſche Trieb fern lag, zunächſt nur auf einen engeren Kreis erwählter Geiſter und Nachfolger wirkte. Am fruchtbarſten ohne Zweifel auf Schiller ſelbſt, der ihm dafür den Genuß gewährte, dieſe gemeinſchaftliche Ideenwelt, von dem Perlenglanz der Dichtung und einer hinreißenden Darſtellungskraft geſchmückt, der Mit- und Nachwelt überliefert zu ſehen. — Nur ein großer Zeitgenoſſe mußte ſich noch mit dieſen Männern verbinden, wenn einmal der ganze Kern deutſcher Weltbetrachtung in ſeltnem Bunde vereinigt daſtehen ſollte, nämlich Göthe, der auf ſeinem Pfade, inſtinktmäßig und in ſinniger Natur-, Welt- und Kunſtbetrachtung, zu ähnlichen Grundanſichten gelangt war, ſie jedoch zugleich von ſeinem Standpunkt aus erweiterte und ergänzte. —

Die Abhandlung, in welcher Humboldt die Fülle ſeiner Ideenwelt niederlegte, und die wir hier beſprechen, hat, ſo will uns ſcheinen, nicht die Geſtalt empfangen, die die ihr angemeſſenſte und zugleich die wirkſamſte geweſen wäre, und zwar aus dem Grunde, weil ſie von vorn herein nicht auf eine eigentlich politiſche hätte angelegt werden ſollen. In dieſem Betracht möchte Dalberg's Einfluß auf die Arbeit eher ungünſtig geweſen ſein. Hätte der Verfaſſer ſich zu jener Zeit an Schiller's Seite befunden, ſo würde dieſer ihm gerathen haben, den fundamentalen Theil zur Hauptaufgabe zu machen, wie er auch in ſeine Thalia gerade einen ſolchen Abſchnitt des Werks ausgewählt hat, der vorzugsweiſe zu jener Hälfte gehört. Dann würden wir ein Werk bekommen haben, das in jeder Rückſicht vollendet daſtünde und einen mächtigen Einfluß auf die Welt und die Wiſſenſchaft hätte erlangen müſſen. Dieſes Werk würde die Aufſchrift erheiſcht haben: „Von der Natur und den Zwecken des Menſchen, und den zuläſſigen Mitteln, ſie zu

erzielen.“ Auch dann hätte Humboldt, unter den Mitteln, den Staat und deſſen Aufgabe als integrirenden Theil berührt, auch ſo hätte er dieſe auf ihr richtiges Maß zurückführen können, aber dieſer praktiſch vielleicht wichtigſte, auf Humboldt's Standpunkt aber doch nur beilaufende Geſichtspunkt wäre dann nicht zur Hauptſache erhoben worden. Zwar tritt auch in der jetzigen Behandlung die allgemeinere Betrachtung in den Vordergrund, doch weder dieſer noch der politiſche Theil hat bei dieſer Verrückung gewonnen. Auch würde in jenem Falle das Werk gleich beim erſten Entſtehen die volle Reife und Rundung gehabt haben, die der Verfaſſer, nach dieſem vorwiegend politiſchen Plane, im damaligen Moment ihm zu geben ſich außer Stand fühlte, was für uns zuletzt den weſentlichſten Verluſt zur Folge gehabt hat.

Jetzt noch einige Blicke auf den philoſophiſchen Theil dieſer Abhandlung! Wir finden Humboldt durchaus auf dem Wege, auf dem wir ihn von ſeinen Göttinger Jahren her Schritt vor Schritt vorſchreiten ſahen, erblicken ihn aber wie auf einem Gipfelpunkt angelangt, auf dem der weite Kreis der Weltverhältniſſe ausgebreitet vor ſeinen Augen liegt. Der Menſch als Individuum iſt und bleibt ſein Geſichtspunkt — alle Anſtalten der Geſellſchaft erſcheinen ihm nur als Mittel, jenen ſeiner Natur und Beſtimmung gemäß zu entwickeln. Die Bildung aller Kräfte des Menſchen zu einem Ganzen, ohne Verluſt ſeiner erſten und einzigen Tugend, der Energie — damit hebt ſeine Betrachtung an, damit endet ſie. Wie Schiller, überwand er den mönchsartigen Charakter der Kant'ſchen Moral, ohne darüber die erhabene Anſicht von der menſchlichen Willenskraft zu verlieren. Tiefer, als Kant, erfaßte er auch die ſinnliche Natur in ihrer Selbſtberechtigung und ihrem Verhältniß zu unſerm geiſtigen und moraliſchen Weſen. In der Erhellung des

geheimnißvollen Bandes zwiſchen dem Sinnlichen und Ideellen ſah er, mit einer Klarheit wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, nicht nur die Aufgabe dieſer Zeit, ſondern die Ære, um die alles Forſchen und Philoſophiren ſich in ſeiner Tiefe bewege. „Sinnlichkeit und Unſinnlichkeit," ſagt er einmal in dieſer Abhandlung, „verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unſerm Auge verſagt iſt, dieſes Band zu ſehen, ſo ahnet es unſer Gefühl. Dieſer zwiefachen Natur der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieſer und dem Gefühl der gleichſam ſüßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Weſen des Menſchen entſprungene, conſequente, philoſophiſche Syſteme; ſo wie eben daraus auch die ſinnloſeſten Schwärmereien entſtehen. Ewiges Streben, beide dergeſtalt zu vereinen, daß jede ſo wenig als möglich der andern raube, ſchien mir immer das wahre Ziel des menſchlichen Weiſen. Unverkennbar iſt überall dies äſthetiſche Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geiſtigen und das Geiſtige belebendes Princip der Sinnenwelt iſt. Das ewige Studium dieſer Phyſiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menſchen." (Geſ. W. I. 324—5) — Nämlich des forſchenden und intellektuellen Menſchen, den Humboldt aber ohne den ſchaffenden und moraliſchen nicht denken kann. Auch in dieſen Anſchauungen tritt der Gegenſatz zu Tage, den wir von vorn herein in Humboldt's Natur erkannten. Er, der im Tiefſten Idealiſche, zum Denken, Betrachten und Genießen Geſchaffne erweitert die Grenzen ſeiner Natur und ſtellt unmittelbar daneben ein ſinnenkräftiges und werkthätiges Leben als unerläßliche Forderung zur Vollendung des Menſchen auf. Unter den ſinnlichen Empfindungen hebt er wieder die energiſch wirkenden über alle empor; ſie ſind es, die uns der unendlich regen Thatkraft des ewig Unſichtbaren am nächſten rücken, durch die wir mit dieſem Urweſen in einer oft überraſchende

Wahrheit enthüllenden Sprache reden. Wie Mancher möchte bei Humboldt's anscheinend alleinherrschender Richtung auf Intellektualität neben einer so hohen Bildung und solcher Cultur auch die Verweichlichung und Ueberfeinerung der Gesinnung und Denkart erwarten, die jene Vorzüge nur so oft begleiten! Und doch ist dies keineswegs so. In ihm war ächte Naturkraft; die geistige Anlage wurde durch den Verstand von ihren Verirrungen befreit; er war nicht blos Geist, sondern auch Charakter. Daher finden wir seine Gesinnung wie seine Denkart, so oft es am Ort ist, wirklich tapfer. Hier ist nicht von einer blos intellektuellen oder ästhetischen Bildung die Rede. Dem Geschmack, sagt er, muß allemal Größe zu Grunde liegen, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf. Größe fordert er nicht nur von dem Individuum, um es auszuzeichnen — eine Größe, die sich natürlich nicht allein in Handlungen des bürgerlichen Lebens zu bethätigen vermag, — sondern er hält auch die Ideen der heroischen Größe und des Ruhms für nichts weniger als chimärisch, sondern für unentbehrliche Reizmittel unseres geistig sinnlichen Wesens. Daher er selbst den Krieg für ein wohlthätiges Mittel der Menschheitsbildung ansieht und ihn nicht einem bloßen Gefallen am Frieden geopfert wissen will. Man solle ihn ja nicht künstlich beseitigen. Wenn die Menschen und Nationen sich nur frei regen können, werden auch ihre ursprünglichen Leidenschaften auftauchen, und es wird Krieg von selbst entstehen. Und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist. Denken wir ein Fortschreiten von Generation zu Generation, so müssen die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. „Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die

freien Menſchen, friedlich geworden. Jetzt — das beweiſt Ein Jahr europäiſcher Geſchichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menſchlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichſam unendlichen Wirkſamkeit ſtrebend, wenn ſie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen ſich. Welche Geſtalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man ſonſt nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab." (I. 317). Das heißt von dem Grade wahrhaft innerlicher Veredlung. Denn eine Nationalverfeinerung, die ſich auf einer Seite Provinzen rauben und unter das Joch beugen läßt, während ſie auf der andern — als Zeichen ihrer Friedlichkeit! — ohne allgemeine Entrüſtung ihre Beherrſcher an der Zerſtücklung eines bedrängten Nachbarreiches Theil nehmen ſieht — eine ſolche Verfeinerung, wie ſie zum Theil noch heute Europa beherrſcht, konnte Humboldt nicht für ächt und geſund halten. Aechte Cultur hat ihren Grund nicht in der Schwächung unſerer natürlichen Kraft. Im Gegentheil — davon war Humboldt gründlich überzeugt — müſſen wir in uns die Einheit der Gefühle und Kräfte des natürlichen und cultivirten Menſchen zu erlangen oder zu erhalten ſuchen.

Doch nicht allein in die ſinnliche, geiſtige Natur unſeres Weſens und unſerer Beſtimmung ſchärft und erweitert Humboldt den Blick; auch über die Bedingung, unter der ſie allein entwickelt werden könne, läßt er uns nicht in Zweifel. Um unſere Kräfte zu einem Ganzen zu bilden, und doch zugleich die Energie zu ſtärken, mit einem Wort, um uns dem Ideale zu nähern, hält er Freiheit für die erſte und unerläßliche Bedingung. Der nächſte Zweck dieſer Freiheit iſt die Selbſtbeſtimmung und Selbſtthätigkeit aller Einzelnen und die daraus entſpringende Mannigfaltigkeit der Lebenslagen und Richtungen. Nichts hemmt die freie Entwicklung

ſo ſehr als Einförmigkeit der Verhältniſſe oder das, was eine ſolche zu erzeugen pflegt. Die wahre Vernunft kann daher keinen andern Zuſtand für den Menſchen fordern, als den, in welchem der Einzelne der ungebundenſten Freiheit genießt, ſich aus ſich ſelbſt ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln. Dieſer Satz führt ſofort zu den Verhältniſſen der Geſellſchaft und zur Staatseinrichtung ſelbſt.

Wir können und wollen hier dem Verfaſſer in ſeiner Auffaſſung des menſchlichen Weſens nicht in alles Einzelne folgen, ſondern wünſchen vielmehr den Leſer auf die vorhandenen Abſchnitte jenes Werkes ſelbſt hinzuführen, die ein Studium jedes ſtrebenden Geiſtes zu ſein verdienen.[6]) Wie viele einzelne Punkte böten zu ausführlicher Erörterung Stoff! Durchaus vortrefflich behandelt Humboldt das Verhältniß des Geiſtigen und Sinnlichen im Menſchen. Das Sinnliche will er nirgends unterdrückt, ſondern durch Veredlung des innern Gefühls und Stärkung der Willenskraft in ſeine Schranken gewieſen ſehen. „Wo die ſinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenſchaften ſchweigen, ehe noch Cultur ſie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, da iſt auch alle Kraft erſtorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie ſind es gleichſam, welche wenigſtens zuerſt der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerſt zu einer eignen Thätigkeit anſpornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieſelbe: unbefriedigt, machen ſie thätig, zu Anlegung von Planen erfindſam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern ſie ein leichtes, ungehindertes Ideenſpiel. Ueberhaupt bringen

6) Leider ſind in den Humboldt'ſchen Werken die einzelnen Stücke dieſer Abhandlung nicht einmal in der Reihenfolge geordnet, die der Verfaſſer ſelbſt in einem Briefe an Schiller (7. Dez. 1792) angiebt. Und einen dieſer Aufſätze müſſen wir ſogar erſt in der Mitte eines andern Bandes aufſuchen.

ſie alle Vorſtellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ausſichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verſchiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organiſation, und dieſe wieder — auf eine Weiſe, die uns freilich nur in den Reſultaten ſichtbar wird — auf die Seele zurückwirkt." (I. 319—20.) Die ſinnliche Kraft iſt demnach die Vorausſetzung für die Thatkraft und Energie. Wer durch Schwächung bilden will, tödtet nur Kraft und bringt eine unheilbare Störung in die Harmonie unſers Weſens. In dem ächten Menſchen aber müſſen Kraft und Bildung, und wieder die einzelnen Kräfte richtig gegen einander abgewogen ſein. — Die intereſſanteſten Bemerkungen findet man auch da, wo Humboldt über das Gegeneinanderwirken der verſchiednen Individualitäten und die Mannigfaltigkeit der Bildungsformen und durch Freiheit erzeugten Lebensſituationen ſpricht, oder den Einfluß betrachtet, den Natureinrichtungen, wie die Ehe und das Verhältniß der Geſchlechter, oder die mit Willkühr durchgeführten geſellſchaftlichen Anſtalten, vor allem die Staatseinrichtung, auf den Charakter der Individuen und Nationen ausüben. Mit beſondrer Vorliebe verweilt er bei dem Studium der Geſchlechtsbeziehungen, und vorzüglich der weiblichen Natur, von der er mit Schiller behauptet, daß ſie dem Ideale der Menſchheit *näher* ſtehe, wenn ſie es auch in der Wirklichkeit *ſeltener* erreiche, vielleicht, weil es überall ſchwerer ſei, den unmittelbaren, ſteilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Auf dieſe Unterſuchungen Humboldt's kommen wir jedoch, da er ſie ſpäter beſonders ausführte, noch einmal zurück. — Alles, was ſonſt zur Ausbildung der Menſchlichkeit wirkt, vor allem die Kunſt und Wiſſenſchaft, zieht er, wie man ſich denken kann, mit Vorliebe in den Kreis der Betrachtung; ja hier, in einer urſprünglich politiſchen Abhandlung, manchmal auf eine,

wie er selbst recht wohl fühlte,[7]) fast befremdende Weise. Er thut es aber absichtlich, weil, wie er dabei bemerkt, von dem hier genommenen Standpunkte aus noch nicht über diese Dinge geschrieben worden sei, diese aber von selbst zu einer ähnlichen Behandlung einluden. Da begegnen wir den reichhaltigsten Andeutungen über die Wirkung der verschiedenen Künste, wie der Kunst überhaupt. Die Poesie trägt natürlich den Preis davon. „Die Dichtkunst", sagt er, „ist auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andern Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Malerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang und die Musik. Allein, freilich vergißt man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorher bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innern, wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet." (I. 323.) — Hier wollen wir nur noch an die feine Weise erinnern, mit welcher Humboldt auch an die Kunst die Forderung stellt, daß sie unsere Natur von allen Seiten bilde, insgesammt also auf den ganzen Menschen wirke. Wodurch aber vermag sie dies zu erreichen, als durch den verschiedenen Charakter der Künstler? Die Kunst, sagt er, soll den Menschen auf zweierlei Weise ergreifen, durch das Erhabene und durch das Schöne. Jenes wirkt besonders auf das moralische Gefühl und den Sinn für richtig abgewägte Größe; dieses auf den Geschmack. Doch nur von der Kunst überhaupt, nicht von dem einzelnen Künstler oder Kunstwerke fordert er, daß beide Wirkungen gleichmäßig erzielt werden. Das Schöne ist auch für sich eine Macht. Der Geschmack, den dieses entwickelt, ist es allein, der alle Töne

7) Ges. Werke, I. 324. 330.

des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie vereint. „Er bringt in alle unsre, auch blos geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Segenskraft." (I. 326.)

Bemerkenswerth, wie uns dünkt, sind auch die Schriftsteller und Werke, die er an einzelnen Stellen der vorliegenden Fragmente anzieht. So stellt er z. B., wo er von der Anlage zum Philosophen spricht, zuerst den Satz auf, daß sie, noch außer der eigentlichen Tiefe, mannigfaltigen Reichthum und innere Erwärmung des Geistes, und eine Anstrengung der vereinten, menschlichen Kräfte erfordere, und belegt ihn sofort mit dem Vorbild Kant's. Der Philosoph und der Dichter, fährt er fort, bedürfen desselben Maßes und derselben Bildung der Geisteskräfte, nur der Stoff und die Art ihrer Beschäftigung sind verschieden. Selbst ein gewisser Grad von Phantasie und ästhetischer Cultur gehöre nothwendig zum Philosophen. Auch um den ruhigsten Denker zu bilden, sei es unerläßlich, daß Genuß der Sinne und der Phantasie ihm oft um die Seele gespielt habe. — Dann citirt er Rousseau und zwar den Emil, und einige sehr merkwürdige Stellen aus Mirabeau's Schrift über öffentliche Erziehung. Endlich auch Göthe — eine Stelle des Tasso und die Metamorphose der Pflanze. Dies ist das erste Zeichen, das uns beweist, wie sehr sich Humboldt, auch vor der Zeit des persönlichen Umgangs, für unsern größten Dichter interessirte.

Bis hieher konnten wir Humboldt mit ungetheiltem Beifall folgen, und höchſtens Lücken wahrnehmen; Stoff zur Kritik giebt uns die Abhandlung erſt, wo der politiſche Theil anhebt, d. h. die Unterſuchung über die Zuläſſigkeit von Staatseinrichtungen als Mittel, um auf die Ausbildung des Menſchen zu wirken. Den Kern ſeiner Anſicht darüber haben wir oben in dem Briefe an Forſter geleſen. Hier tritt die Eigenthümlichkeit und Neuheit ſeiner Anſchauungsweiſe in ein grelleres Licht; hier erſt fällt es uns auf, daß die Richtung, die ihn und ſeine Ideenwelt im Tiefſten beherrſcht, nicht allein von Schiller, dem er ſo nahe ſtand, ſondern noch weit mehr von den übrigen Zeitgenoſſen abgeht. Wir wiſſen, wie außer Schillern, ſich beſonders Herder, ſelbſt Göthe, doch dieſer nie ausſchließlich, für das Leben in der Gattung begeiſterten. Bei Humboldt dagegen war durchaus die Richtung auf das Individualleben herrſchend. Auch er fordert von dem Menſchen, daß er ins Ganze wirke, aber nur deshalb, weil alle Kräfte ſich gegen einander und an dem Ganzen erproben müſſen, um als Einzelne ihre Vollendung zu erreichen. Auch ihm konnte der Zuſtand der Gattung oder großer Gemeinſchaften der Menſchen nicht gleichgültig ſein, aber nie ſah er in ihm den letzten und abſoluten Zweck und in keiner Hinſicht will er dem Ganzen oder deſſen Stellvertreter in der Zeit, dem Staate, die höchſten Anſprüche des Individuums und deſſen Freiheit opfern. Dieſes in der neueren Menſchheitsentwicklung nur zu ſehr wieder hintangeſetzte Princip der individuellen Freiheit — zugleich eine Bedingung chriſtlicher Weltanſicht — erfaßte Humboldt, ohne alle Berufung auf dieſe, in ſeiner ganzen Schärfe und erhebt es, wie kein anderer Denker früherer oder ſpäterer Zeit, zum Mittelpunkt der praktiſchen Philoſophie. Nach unſerem Gefühl hat er die Wahrheit getroffen und gerade darin, nicht allein einen großen

Beweis ſeines „von der Gegenwart nicht beſchränkten Sinnes,“ ſondern auch die fruchtbarſten Andeutungen einer für die Fortentwicklung der Menſchheit unentbehrlichen Richtung der Denkweiſe und Spekulation hinterlaſſen. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die Unbedingtheit, mit welcher Humboldt, wenigſtens in dieſer Abhandlung, jene Anſicht ausſprach, gar keine Einſchränkung wünſchen laſſe! Wir glauben vielmehr, daß ſie dieſe nothwendig erheiſcht, um in ihrer ganzen Wahrheit zu Tage zu kommen. Hier iſt aber nicht von einem Aufgeben des Grundprincips oder einem baaren Vergleich mit der entgegengeſetzten Richtung die Rede — wir verlangen nur, daß der Theil von Wahrheit, aus dem, faſt nur zum Vortheil eines gebrechlichen Ganzen, oder des Staats, oder der Kirche, ſich jene Afterrichtung erhoben hat, nicht völlig über Bord geworfen, ſondern mit ihm das Princip ſelbſt in ſeiner Reinheit ergriffen und ſeiner vollen Anwendbarkeit verſichert werde. Humboldt ſtellt den Menſchen in ſeiner Würde dar, — aber zu wenig in ſeiner mehrfachen Bedürftigkeit allgemeinerer Bande und geregelterer Unterſtützung. Er betrachtet die Menſchen, ich möchte ſagen, mehr von der Seite der Gleichheit ihrer höhern Abkunft, als von der Verſchiedenheit des Grades derſelben. Er ſieht zu ſehr darüber hinweg, daß die Durchſchnittsbildung der Menſchen zu allen Zeiten ein Band wirkte, womit ſie die geiſtigeren wie die roheren Brüder an ſich kettet — ein Band, das an ſich oder vom Staate zu ſeinen Zwecken ausgebeutet, freilich oft zur drückendſten Sklaverei wird. Exiſtirt aber dieſes Band d. h. die Sitte in unſerm Sinne, einmal, ſo werden dieſelben Menſchen, die es ſtifteten, auch zu allen Zeiten von der Staatsgewalt eine größere oder geringere geſetzliche Sicherung dafür verlangen, und ſo oft es auch wünſchenswerth erſcheinen mag, wird es doch unthunlich ſein, dieſes, aller-

dings unfreiwillige Band völlig zu lösen. Aus demſelben Grund der großen Verſchiedenheit unter ſich hat die Menſchheit das inſtinktmäßige Bedürfniß, von dem Staate mehr als die bloße Sicherheit zu begehren. Climatiſche Bedrängniß oder ein gewiſſes, meiſt durch unglückliche Schickſale geſteigertes Phlegma wird dann bei einzelnen Völkern dieſes Bedürfniß wirklich oder ſcheinbar vergrößern; die Staatsgewalt wird auch hier ihren Vortheil erhaſchen, und zuletzt eine Bevormundung entſtehen, die Niemand wollen und wünſchen konnte. In dieſer doppelten Sklaverei des Staats und der Sitte fand Humboldt — neben den ausgelaſſenſten Durchbrüchen edlerer und gemeinerer Natur — die Menſchheit neuerer Zeit. Er forſchte nach der Wurzel des Uebels und wagte, von der Wahrheit eines dem neueren Staatsleben ganz entgegengeſetzten Princips durchdrungen, zugleich Bande und Einrichtungen zu verwerfen, die man, wenn nicht das Stetige und Allgemeinere menſchlicher Entwicklung gefährdet werden ſoll, nur lockern, nur auf ein für die innre Natur der gegenwärtigen Menſchheit und der Nationalitäten angemeſſenes Maß zurückführen, aber gewiß nicht ganz entbehren kann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er durch ſein tiefes Studium der alten Welt zu dieſem Aeußerſten geführt wurde. Sein Geiſt mußte der Menſchheit eine dem Leben und der Kraft der Alten verwandtere Entfaltung wünſchen. Mit Sicherheit erfaßt er das Grundprincip der neueren Zeit; zugleich aber die Gefahren durchſchauend, womit die für uns nothwendig gewordnen Staatsformen uns jederzeit bedrohen werden, verbannt er alle Einrichtungen, die dieſe Gefahr vermehren, und die ohnedies beſchränktere äußere Sphäre des Menſchen im neueren Staate auf eine jetzt nicht mehr erträgliche Weiſe verengern. — Es iſt ein Gegenbild der antiken Welt, das Humboldt vor Augen hat; in dieſem Sinne kann man ſeine Politik eine antike nennen,

ob ſie ſchon im Grunde die allermodernſte iſt. Er ſelbſt fühlte das deutlich und hat es kein Hehl. So erwiedert er denen, die den Erziehungsanſtalten durch den Staat das Wort reden: „Man beruft ſich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfaſſungen würde bald zeigen, wie unpaſſend dieſe Vergleichungen ſind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anſtalten dieſer Art waren Stützen der freien Verfaſſung, welche den Bürger mit einem Enthuſiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einſchränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder ſchädlich werden ließ. Dann genoſſen ſie auch übrigens einer größereren Freiheit als wir; und was ſie aufopferten, opferten ſie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unſern meiſtentheils [und in ihrem Fundament faſt durchweg nothwendig] monarchiſchen Staaten iſt das Alles ganz anders. Was die Alten von moraliſchen Mitteln anwenden mochten: Nationalerziehung, Religion, Sittengeſetze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiſte, was man jetzt oft für Wirkung der Klugheit des Geſetzgebers hält, blos ſchon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Geſetzes bedürfende Volksſitte. Die Uebereinſtimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meiſten uncultivirten Nationen hat ſchon Ferguſon meiſterhaft gezeigt; und da höhere Cultur die Nation verfeinerte, erhielt ſich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich ſteht, dünkt mich, das Menſchengeſchlecht jetzt auf einer Stufe der Cultur, von welcher es ſich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor ſchwingen kann; und daher ſind alle Einrichtungen, welche dieſe Ausbildung hindern, und die Menſchen mehr in Maſſen zuſammendrängen, jetzt ſchädlicher als ehemals." (I. 336—337).

Man kann dieſen Worten völlig beiſtimmen, ohne doch zugleich alle Einrichtungen, die Humboldt im Auge hat, ſchlechtweg zu verbannen.

Wir können auch dem politiſchen Theile nicht in alle ſeine Einzelnheiten folgen, und begnügen uns mit einigen näheren Andeutungen. Humboldt verwirft jede auf *poſitive* Zwecke gerichtete Wirkſamkeit des Staats, denn wo dieſer auf den Charakter der Nation zu influiren ſuche, hemme er nur die individuelle Entwicklung, und bringe da Einförmigkeit hervor, wo die größte Mannigfaltigkeit zu wünſchen ſei. Denn der Staat achte nur auf die Reſultate, nicht auf die Kraft und Bildung der Menſchen. Deshalb liegt alle beſondere Aufſicht deſſelben auf Erziehung, Religionsanſtalten, Luxusgeſetze ꝛc., nach Humboldt's Anſicht, ganz außerhalb der Schranken ſeiner Thätigkeit. Auch ſei die Gefahr des Sittenverderbniſſes gar nicht ſo groß und dringend. Er giebt zu, daß die Freiheit manche Vergehen veranlaſſe, und dennoch behauptet er, daß, je müſſiger, ſo zu ſagen, der Staat ſei, auch die Zahl der letzteren geringer ſein werde. „Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlaſſen, und welche ſie verhüten; die Zahl der erſtern würde allemal größer ſein.“ (I. 334.) — Eben ſo erklärt er ſich gegen die öffentliche d. h. vom Staate geleitete Erziehung, indem dadurch der Menſch dem Bürger geopfert und jener wohlthätige Streit verhindert werde, welchen der individuell Gebildete gegen die Lage führe, die der Staat ihm anweiſt — ein Streit, der bald den Einzelnen anders forme, bald die Verfaſſung des Staates verändere. Darum ſei es ganz verkehrt, den Menſchen von früh auf zum Bürger zu bilden. „Gewiß,“ ſagt er, „iſt es wohlthätig, wenn die Verhältniſſe des Menſchen und des Bürgers ſo viel als möglich zuſammen fallen; aber es bleibt dies

doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben." Daher muß, nach seiner Meinung, die freieste, sowenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. So gebildet trete er in den Staat, und die Verfassung des Staats möge sich dann gleichsam an ihm prüfen. Nur die Privaterziehung erhalte dem Menschen die Energie — die sogar, bei fehlerhafter bürgerlicher Einrichtung, an Größe zunehmen könne, während sie da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, sich fast nicht erheben und erhalten könne. Denn „jede öffentliche Erziehung, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form." Wolle man es der Regierung zur Pflicht machen, blos die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünstigen, so sei das nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung habe, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringe. Auch sei die Privaterziehung in freien Staaten lang nicht so schwierig, als man meine. „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang, blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwen-

diger gemeinſchaftlicher Erziehung fehlen." (I. 341.) Nachläſſigen Eltern könne man Vormünder ſetzen, dürftige unterſtützen. — Nirgends giebt der Verfaſſer eine Einmiſchung des Staats in die Privatangelegenheiten der Bürger zu, als da, wo unmittelbar die Rechte des Einen durch den Andern gekränkt werden. Auch das Band der Ehe und der Geſchlechtsverbindung, wie feſt oder locker es zu knüpfen ſei, ſolle kein Geſetz beſtimmen, und der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, ſondern überhaupt von der Ehe ſeine ganze Wirkſamkeit entfernen, und „dieſelbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, ſowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlaſſen. (II. 262—3). Die Beſorgniß, dadurch alle Familienverhältniſſe zu ſtören, würde ihn, ſagt er, — von Lokalumſtänden abgeſehen — nicht abſchrecken. „Denn nicht ſelten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Geſetz löſt, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs iſt einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entſprechen der Abſicht ſchlechterdings nicht." (II. 263). — Daß Humboldt den Krieg als nothwendiges Bildungsmittel für die noch nicht zur vollen innern Cultur gelangte Menſchheit anſieht, wurde ſchon erwähnt. Dennoch iſt er gegen die Bewaffnung im Frieden, gegen die ſtehenden Armeen, ja gegen die ganze Art der modernen Kriegführung, die, was der Krieg entwickeln ſolle, den perſönlichen Muth und Heroismus, weit weniger hervortreten laſſe und ſomit die heilſamen Folgen verringere. Der Verfaſſer ſpricht hier zu allen Nationen zugleich, denn die Nothwendigkeit, ſich in den Angriffs- und Vertheidigungsmitteln den Nachbarn gleichzuſtellen, verkannte er gewiß nicht. Doch im Allgemeinen ſoll ſich „der Staat aller poſitiven Einrichtungen

enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn ſie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, ſchlechterdings nothwendig ſind, eine ſolche Richtung geben, daß ſie derſelben nicht blos die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, ſondern den Geiſt wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit ſind." (I. 317.) — Ueberall erkennen wir Humboldt's Abſicht, die Bürger vor jeder Abrichtung durch den Staat zu ſchützen. Dagegen macht er an die Form der Staatsgewalt durchaus keinen zu weit gehenden Anſpruch. Er würdigt die monarchiſche Inſtitution, doch verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie, wenn ſie irgend vollkommner ſein ſoll, mit ſtreng geſetzlichen Formen und mit wirkſamen Antheil erwählter Bürger an der Geſetzgebung verbunden ſein müſſe. Auch, wo er die Verfaſſungen der alten mit den wirklichen oder möglichen unſrer Zeit vergleicht, iſt er durchaus nicht befangen für jene. Die alten Verfaſſungen gaben ja dem Menſchen eine beſtimmte, wenn auch ſchöne, doch immer einſeitige bürgerliche Form. Nach Humboldt aber iſt es nicht gut, wenn eine Nation ausſchließlich eine beſtimmte Charakterbildung erhält; denn es fehlt dann an aller entgegenſtrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. „Vielleicht", ſagt er, „liegt ſogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfaſſung der alten Staaten. Jede Verfaſſung wirkte ſo ſehr auf den Nationalcharakter; dieſer, beſtimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor." (I. 342.) Eine ſolche beſtimmte Form wird in den neueren Staaten doch nicht hervorgebracht, wenn auch trotzdem Einförmigkeit und Verbürgerung genug. Doch ſchon dieſe Verminderung ſieht Humboldt als ein nicht geringes Glück für die Bildung des Menſchen und deshalb als eine Wohlthat monarchiſcher Verfaſſungen an. Für

dieſe iſt nämlich eine ſo beſtimmte Form der Bürger durchaus nicht Bedürfniß, denn der Bürger iſt in monarchiſchen Verfaſſungen unendlich weniger zur Theilnahme an der Staatsgewalt oder zum Mitregieren berufen. „Es gehört," ſagt Humboldt, „offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzuſehen iſt, nicht ſo viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken." (I. 339.)

Unleugbar athmet dieſe Theorie eine großartige Begeiſterung für Recht und Freiheit des Menſchen; viele werden, kleingeiſtig genug, hinzuſetzen: eine eben ſo gefährliche. Wir unſern Theils glauben, daß Humboldt die innerſte Wahrheit erfaßt, ſie aber in der Theorie nur zu ausſchließend verwendet hat. Manche werden ſagen, die Theorie des bloßen Rechtsſtaates ſei nichts Neues, ſondern ſchon von älteren Denkern gelehrt und namentlich von Kant zur Tagesordnung gemacht worden. Abgeſehen aber, daß Kant auf ſeinem Wege auch wieder zur Anerkennung einer ausgedehnteren Wirkſamkeit des Staates umlenkt, hat doch auch er, wie unſeres Wiſſens, alle angeſehenern Denker früherer und neuerer Zeit, ſelbſt Rouſſeau nicht ausgenommen, mit dem Humboldt in der Begeiſterung für Menſchenrecht noch am nächſten zuſammenkommt, immer nur die Geſellſchaft und den Staat zum Mittelpunkt erhoben, und nicht die individuelle Freiheit. Die Neueren beherrſcht durchaus eine gewiſſe Vergötterung des Geſammtlebens, beſonders ſeitdem ſie erkannt haben, daß ſie ſo wenig Tüchtiges davon beſitzen. Ihre ganze Richtung geht auf freie Verfaſſung des Staats, weil ſie fühlen, wie viel ſie einmal dieſem von ihrer Privatfreiheit geopfert haben und an einer gründlicheren Aenderung des geſellſchaftlichen Lebens verzweifeln. Auch die Capacitäten der franzöſiſchen Revolutionszeit hofften auf dieſem

Wege zu beglückenden Reſultaten zu gelangen — und die unmittelbare Folge war, daß ſie im Namen des Rechts der Mehrzahl, die Freiheit ſelbſt, alle Verſchiedenheit und Selbſtbeſtimmung der Tyrannei eines kleinen Häufleins überantworteten und die Individualfreiheit, mehr als je, begruben. — Aber als ſolle auch der einſame Denker von einem Extrem nicht ſofort auf die richtige Bahn gelangen, führte Humboldt das Princip, das er entgegenſtellte, auf ein andres Extrem hinauf. Er ſelbſt hatte, als er den Druck der ganzen Abhandlung vertagte, das Gefühl, daß er einzelnes in ſeinen Ideen noch länger zu bedenken habe, und dies weitere Bedenken hat ihn vielleicht, auch in der Theorie noch zu allgemeinerem Zugeſtändniß bewogen. So wie ſie vorliegt, fordert ſie Einſchränkung, muß ſie Widerſpruch finden. Der Staat iſt nur Mittel für die Zwecke des Menſchen. Auch iſt er nur für eine beſtimmte Sphäre ein nothwendiges Mittel. Aber auch über dieſe Sphäre hinaus kann er, bis zu einem gewiſſen Punkt, ein zuläſſiges ſein. Dieſen Punkt zu beſtimmen, darauf kommt es an. Es gibt Zwecke des Menſchen, die ſich durchaus nicht durch Zwang erreichen laſſen, und zu deren Förderung ſich der weltliche Charakter der Staatsgewalt nicht eignet. Da wird ſich der Staat mit dem Oberaufſichtsrecht und einer negativen Einwirkung zu begnügen haben, ſich aber jedweder poſitiven beſſer enthalten. Dagegen belegt es die Geſchichte, daß die Einzelnen die Hülfe eines mit ſo wirkſamer Gewalt ausgeſtatteten Dinges, wie die Staatsgewalt, weiter anſprechen, als Humboldt zugiebt. Auch wird ſich der Einzelne nie in dem Grade, wie Humboldt meint, aller unfreiwilligen Bande entſchlagen können, die die Mehrzahl und die von ihr ausgehende Sitte ihm auflegt. Die Sitte jedoch beachtet Humboldt in dieſer Abhandlung zu wenig, wahrſcheinlich, weil er ſie, inſofern ſie

kein freiwilliges Band oder die ſittliche Humanität ſelbſt iſt, als eben ſo arge Tyrannei verabſcheute. Gewiß iſt, daß ſich die Sitte nie in ſo unbedingter Freiheit und Reinheit dargeſtellt oder erhalten hat. Es iſt auch natürlich, ja nothwendig, daß der Menſch ſich gegen ihre Mißbräuche erhebe. Dennoch wird es unmöglich ſein, ihren Einfluß und gewiſſe von ihr ausgehende Anordnungen des Beiſammenlebens ganz zu entbehren oder ganz zu verbannen. Mit der gänzlichen Verbannung geſetzlicher Einrichtungen, die nicht die Rechte des Einen gegen den Andern beſtimmen, oder, was eben ſo viel ſagen will, mit dem gänzlichen Aufhören einer gewiſſen Berechtigung der Mehrzahl über die Minderzahl würde das Stetige und Allgemeinere in der Geſellſchaft ganz abhanden kommen und dieſe ohne Zweifel in Auflöſung gerathen. Wer will denn die Staatsgewalt ſelbſt in ihren Grenzen halten, wer ſie aber auch ſchützen, wenn nicht zuletzt die überwiegende Zahl der Bürger? — Humboldt wird auch ſchwerlich nur bei ſeinen Freunden volle Zuſtimmung gefunden haben. Schon Dalberg, dem die Abhandlung doch zunächſt gewidmet war, opponirte. „Er berechtigt den Staat", bemerkt Humboldt gegen Forſter, „zu einer weit ausgebreitetern Wirkſamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenſtand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunſch der Nation abwarten."

Können wir alſo den politiſchen Theil der Abhandlung nicht ganz von dem Vorwurfe einer gewiſſen Schwärmerei losſprechen, ſo müſſen wir doch ſogleich wieder das Wort für ſie einlegen. Einmal iſt ſie eine ſehr unſchuldige; denn es wird nicht leicht eine Nation oder ein Herrſcher auf den Gedanken kommen, der Theorie, ſo wie ſie vorliegt, Raum zu geben. Dann konnte die dem Ganzen zu Grunde liegende

Wahrheit, nachdem ſie ſo ſehr aus den Begriffen der Menſchen verdrängt worden, zuerſt vielleicht nur durch ſo extreme Hingebung wieder erfaßt werden. Man hält auch dem Kranken gern das grellſte Bild ſeines Zuſtandes und ein manchmal ſchwärmeriſches der wieder zu erlangenden Geſundheit vor, um ihn nur einmal zu einer ernſten Kur zu bewegen. Endlich iſt auch dieſes Extrem gewiß nicht gefährlicher, als die Mißgriffe, die das entgegengeſetzte Princip ſchon veranlaßt hat und noch häufiger veranlaßt haben würde, wenn nicht ein beſſerer Inſtinkt die Menſchen von den meiſten Extremen zurückhielte. Das Humboldt'ſche iſt ſogar nicht ſo phantaſtiſch wie die Extreme entgegengeſetzter Art, die Idee des Platoniſchen Staats, der Staat der Jeſuiten, die pädagogiſche Provinz des Dichters, und die Träume der Saint-Simoniſten. In der Praxis ſchaden überhaupt die Extreme weniger, als die unter dem Schein größter Verſtändigkeit hinſchleichenden Irrthümer und falſchen Principien. — Im Intereſſe der Wiſſenſchaft möchten wir wünſchen, daß Humboldt die Idee nicht auf dieſe Spitze getrieben hättte. Wie oft wird das Beſte überſehen, ſobald es nicht in ſeiner vollkommenen Geſtalt auftritt. Zum Theil iſt es vielleicht daher zu erklären, daß dieſe Aufſätze zur Zeit ihres Erſcheinens ſo wenig Einfluß erlangt haben. Doch dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß ſie bisher in den Journalen, in denen ſie erſchienen, wie eingeſargt lagen. Kein Wunder, wenn unſere Politiker und Staatswiſſenſchaftslehrer die darin niedergelegten Ideen ſo ungenutzt ließen. — Von den neueren Denkern ſcheint Schleiermacher dieſer Humboldt'ſchen Anſicht vom Staate noch am nächſten zu kommen, doch im hauptſächlichen Intereſſe der Religion. Auch Schiller, trotz ſeiner Begeiſterung für das Leben in der Gattung, war manchmal in einer Stimmung, wo er wenigſtens über den Staat nicht viel anders als Humboldt dachte. So ſchrieb er im

November 1788 an seine nachherige Schwägerin: „Ich glaube, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (?); aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk (?); aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer (?) des Gedankens.“ [8]) Doch mit diesen etwas grellen Worten lassen sich andere Aeußerungen Schiller's nicht wohl in Einklang bringen; vielmehr scheint er im Allgemeinen zum vollendeten Zustand der Menschheit die höchst mögliche Freiheit der Individuen bei des Staates höchster Vollkommenheit gefordert und somit beide coordinirt zu haben. Aber gerade in dieser Coordinirung liegt wieder noch das Schwankende, obschon so viel gewiß ist, daß Schiller dem Staate den Menschen wenigstens nicht opfern wollte. — Erwähnung verdient noch, daß, wenige Jahre später als Humboldt, ein zwar nicht berühmter, aber tüchtiger und geistvoller Denker, Pörschke in Königsberg, sich die Grundidee jener Aufsätze und zwar in gleicher Ausschließlichkeit aneignete, und sie in Schriften auszubreiten gedachte. [9]) Ob und wie er es aber ausgeführt hat, ist mir gänzlich unbekannt.

Was aber die Ausführung anlangt, so war Humboldt weit entfernt, das, was er überhaupt oder in früherer Zeit als Theorie aufgestellt hatte, schlechtweg oder unmittelbar in

---

8) Fr. v. Wolzogen, a. a. O. I. 330.
9) Fichte's Leben und Briefwechsel, II. 367.

die Wirklichkeit ſetzen zu wollen. Dazu war er viel zu ſehr auch von ſtaatsmänniſchem Geiſte beſeelt. Viel zu ſehr mit der Gabe ausgerüſtet, die Dinge, wenn er ſie für ſich zurecht gelegt, auch von andrer Seite zu würdigen. So ſagt er mitten in dieſen Fragmenten einmal: „Bei dieſem Tadel der ſtehenden Armeen ſei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Geſichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbeſtrittenen Nutzen — wodurch ſie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem ſonſt ihre Fehler ſie, wie jedes irdiſche Weſen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, ſei fern von mir. Sie ſind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menſchlicher Vernunft, ſondern die ſichre Hand des Schickſals gebildet hat. — Wie ſie in alles Andre, unſerm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie ſie, mit dieſem, die Schuld und das Verdienſt des Guten und Böſen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde ſchildern, welches uns, treffend und vollſtändig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu ſtellen wagte.“ (I. 316.) Humboldt erkannte wohl, daß, wie man ſich auch in der Theorie der Wirklichkeit entgegenſtelle, man dieſe doch nur verändern kann, indem man ſich ihr und beſonders ihrem Fortſchreiten mit geſundem Sinne anſchließt, und den höchſten Principien nur da Platz verſchafft, wo ſie ſich ungezwungen an jene Bewegungen knüpfen laſſen. Nur allmählig wirken theoretiſche Anſichten auf die Geſinnungen, nur nach und nach bewegen dieſe die Welt. Wie tief, wie freiſinnig und ſtaatsklug zugleich hat Humboldt in dem Schreiben über die neue franzöſiſche Conſtitution den Gang der Menſchen- und Nationalentwicklung gezeigt! Warnt er denn nicht ſelbſt vor nicht genug vorbereiteter Anwendung auch richtiger Theorieen? Wie ſollten aber unſere Zeitgenoſſen, die ſo tief in den entgegengeſetzten Verhältniſſen

befangen ſind, jetzt plötzlich ſo auf eignen Füßen ſtehen können, wie ſie es nach Humboldt's Anſicht, ſelbſt wenn wir dieſe auf ein richtiges Maß zurückführen, müßten. Wer gehen ſoll und nicht anders kann, dem läßt man billig die Krücke. Was wir nicht unmittelbar fördern können, müſſen wir auf Umwegen zu erreichen ſuchen. Andrerſeits bringt uns aber nichts ſo leicht von Einſeitigkeiten der Theorie zurück, als der Eintritt in das praktiſche Leben ſelbſt. Daher darf es uns nicht wundern, daß Humboldt, der in ſeinen Theoremen ſo weit gegangen war, alle vom Staat geleiteten Erziehungs- und Bildungsanſtalten zu verwerfen, ſpäter, als Chef des Cultus und Unterrichts in Preußen, nur daran arbeitete, Schulen und Gymnaſien zu wirklichen Erziehungsanſtalten zu machen, und in der neu zu gründenden Univerſität Berlin eine Muſteranſtalt ihrer Art zu errichten, — dabei aber doch auch ſein letztes Princip noch im Auge hatte, indem er gleichzeitig das Verbot unbedingt aufhob, das den Preußen den Beſuch auswärtiger Schulen und Univerſitäten unterſagt hatte. Er, der ſich, vor der Entwicklung größerer Individualkraft, gewiß keine beſonders glänzenden Reſultate von einer freien Staatsverfaſſung verſprach, ſchloß ſich doch mit ganzer Seele dieſer Bewegung an, ſobald er erkannte, daß nur auf dieſem Wege dem Syſtem der Bevormundung entgegengearbeitet und der Sinn für Recht und Freiheit verjüngt werden könne.

Sehr nahe liegt hier die Frage, welche Anſichten Humboldt ſchon in jener Zeit über den andern, gewöhnlich vorherrſchend berückſichtigten Theil der innern Politik, nämlich über die Verfaſſungsform gehegt habe, und welche Stellung er hier zu der Wirklichkeit und den Bewegungen ſpäterer Zeit einzunehmen vermochte. In den uns erhaltenen Stellen des Werks, das wir beſprechen, iſt dieſer Gegenſtand kaum berührt, doch können wir ſeine Anſichten über dieſen Punkt

aus einzelnen faſt gleichzeitigen Andeutungen und gelegentlichen Aeußerungen wohl ziemlich ergänzen. Sicher iſt, daß Humboldt hier durchaus nichts Uebertriebenes forderte. Er würdigte die Veränderungen, die das Zuſammenleben der Völker in größern Maſſen herbeigeführt hat und erkannte auch die Vorzüge der monarchiſchen Verfaſſungen an. Was die Form dieſer Verfaſſung anlangt, ſo können wir bei einem Mann wie Humboldt vorausſetzen, daß er der geſchichtlichen Entwicklung nicht durch Feſtſtellung unveränderlicher Normen entgegentrat. Bei dieſer Entwicklung hängt ja das Meiſte von dem Charakter, dem ganzen Leben und der äußern Lage der Nation ab. Deshalb vermag der philoſophiſche Politiker nur höchſt allgemeine und negative oder hypothetiſche Sätze aufzuſtellen. Dies thut auch Humboldt. So weiſt er zum Beiſpiel rein demokratiſche Ideen entſchieden zurück. Schon an Kant war ihm ein manchmal zu grell durchblickender Demokratismus nicht nach ſeinem Geſchmacke.[10]) Der Geiſt der Republik und Monarchie läßt ſich nun einmal nicht vereinen, oder nur durch Inſtitute, die die fortſtrebende Menſchheit eher zertrümmert, als aufrichtet. Wir haben geſehen, welchen Weg Humboldt einſchlug, die Menſchen vor dem gefährlichen Einfluß der Staatsgewalt möglichſt zu ſchützen. Während er aber die Wirkſamkeit derſelben durchaus in engere Grenzen einſchloß, zerſtörte er dennoch den Charakter der Einherrſchaft nicht, ſondern erkannte vielmehr auch der monarchiſchen Staatsgewalt, in der ihr zuſtehenden Sphäre, größere Selbſtſtändigkeit zu, als mit demokratiſchen Anſichten vereinbar iſt. Aber auch dieſe Selbſtſtändigkeit kann gar wohl mit Beſchränkung und in conſtitutioneller Form beſtehen, ja ſie muß, früher oder ſpäter, dieſe Form

---

10) Siehe oben Seite 67.

annehmen, wenn ſie nicht mit dem Freiheitsgeiſt der Einzelnen und Nationen einen Kampf auf Leben und Tod, d. h. einen ſehr ungleichen Kampf beſtehen will. Humboldt war weit entfernt, die unbeſchränkte Regierung als eine irgend vervollkommnetere oder der Idee des Staats und den Rechten der Einzelnen entſprechende anzuſehen. Wie alle Unbefangenen forderte er als Bedingung deſſen: Theilung der geſetzgebenden Macht zwiſchen der Staatsgewalt und dem Volke, möglichſte Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen, endlich Controle der Ausübung des Geſetzes durch die Regierten d. h. auch hier durch Repräſentanten derſelben. Das Princip der Theilung der geſetzgebenden Macht beſteht darin, daß von keinem beider Theile einſeitig eine geſetzliche Neuerung oder Aenderung des Beſtandes der Staatseinrichtung durchgeſetzt werden könne. Es iſt dies die Theorie der Gegenwirkung und Transaktion, die, ſo manche Streitfrage noch zu löſen ſein mag, die Einſichtigen täglich mehr gewinnt und in Deutſchland, trotz aller Hemmung von andrer Seite, ſchon einen urbaren Boden gefunden hat. — Wie dann dieſe Verfaſſung im Einzelnen durchgebildet werde, hängt von der fortſchreitenden Individualentwicklung des Volkes ab; und hier wird es dann die Aufgabe des auf das Maß und Gewicht gegebener Zuſtände raiſonnirenden Politikers, die Bedürfniſſe eines Volkes in einem beſtimmten Zeitalter recht ſcharf in's Auge zu faſſen, wovon uns z. B. Dahlmann ein ſo tüchtiges Beiſpiel gegeben hat. — Iſt es aber auch am Platze, die conſtitutionellen Formen bei einem Volke einzuführen, das, ſo vorbereitet und würdig es durch ſeine übrige Bildung ſei, für das Gemeinleben wenig Sinn zeigt und gerade in dieſem Punkt die Schwäche unſerer neueren Cultur recht auffallend an den Tag legt? Wäre es z. B. bei den Deutſchen vor der Jenaer Schlacht die rechte Zeit geweſen, dergleichen einzuführen? Auch Hum-

boldt würde dies bezweifelt haben. Als aber in dem heldenmüthigen Kampf gegen den auswärtigen Feind ein nationaler und politiſcher Sinn zu erwachen begann und man von vielen Seiten laut nach Verfaſſungsformen begehrte, da fühlte jeder Freiheitsliebende, daß etwas Dauerndes an dieſe Bewegung zu knüpfen, daß nur durch ein wahrhaft öffentliches Leben der kaum erweckte Sinn angefacht und fortdauernd geſtärkt werden könne. Da war auch Humboldt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, mit einſtweiliger Ausnahme des ſo vielfältig zuſammengeſetzten und zu einem weſentlichen Theil auf außerdeutſchen Grundlagen ruhenden Oeſterreich, für alle deutſchen Staaten die Aufnahme eines wirklich conſtitutionellen Lebens Pflicht und für Preußen zumal eine Nothwendigkeit ſei. Wohl hätten früher dieſe Forderungen hinausgerückt werden können, wenn die Regierungen, wenigſtens in den Theilen des Staatslebens, die ihre Exiſtenz nicht berühren, ſich ſelbſt mehr Schranken gezogen und die Individual- und Communalfreiheit nach Kräften gefördert hätten. Es mochte auch, als nun einmal die Zeit erfüllet war, in einem Staate größere Schwierigkeit haben und etwas mehr Zeit und Vorbereitung koſten, jene Formen geſetzlich in's Leben zu rufen. Aber der Wille mußte da ſein, das Ganze und nicht blos die Unterlagen wirklich zu fördern und zu geben; man durfte die Abſicht nicht, wie gewiſſe Verhandlungen im engliſchen Parlament durch Vertagung auf ungewiſſe Zeit, gänzlich fallen laſſen. — Man glaube jedoch nicht, daß Humboldt ſeine eigne, höchſte Richtung aus dem Auge verlor, da er die Beſtrebungen für conſtitutionelle Freiheit mit ſeinem ganzen Gewicht unterſtützte. Auch jetzt war es die Wirkung auf die Individuen und die Nation, die er vorzugsweiſe im Sinn hatte. Er hatte nur die Grundrichtung nach dem dringenden Bedürfniſſe unſrer Nationalität modificirt. Der Deutſche wird zur

allſeitigern Entwicklung ſeiner Individualkraft nur gelangen, wenn er auch auf das gemeine Weſen den Sinn wendet. Da er nun ſo gewohnt iſt, ſich von dem Ganzen leiten zu laſſen, kann ſein Sinn dafür auch nur durch eigne Theilnahme an dieſem Ganzen erfriſcht werden. Ganz beſtimmt drückt ſich Humboldt hierüber in einem Schreiben vom Jahre 1819 aus, auf das wir ſpäter noch unſer Auge richten. „Daß der weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen," heißt es darin, „in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft ſtaatsbürgerlichen Sinnes in der Nation geſucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Weſen einen, von iſolirender Selbſtſucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle deſſelben von einem, durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und ſich auf dieſen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beſchränken, darüber müſſen Alle einig ſein, welchen ein Urtheil über dieſen Gegenſtand gebührt." Das iſt offenbar noch unſer Humboldt von 1792. Er hat ſich in ſeiner praktiſchen Richtung nur enger an das dringende Bedürfniß der Nation angeſchloſſen und ſichtbarlich durch billige Zugeſtändniſſe an das Allgemeine ſeine Individualtheorie vollendet.

Daß Humboldt ſchon in früherer Zeit die oben aufgeſtellten Grundzüge der Theorie der Wechſelwirkung in ſeine Spekulation aufgenommen hätte, wollen wir, zu Beſeitigung jedes Zweifels, näher belegen. Merkwürdig genug nämlich war es Gentz in ſeiner unbefangneren Zeit, der, in einem Aufſatze ſeiner deutſchen Monatsſchrift, Oktober 1795, S. 112—144, eben dieſe Theorie, ſchärfer als vielleicht irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen deducirte und in ihren einzelnen Theilen unterſuchte. „Jenſeits der Theilung der Macht," ſagte damals auch Gentz, „iſt keine brauchbare Regierungs-

form mehr zu ſuchen." Nur einigen acceſſoriſchen Sätzen der Gentziſchen Entwicklung ſtimmte Humboldt gewiß nicht bei, da ſich der Verfaſſer hier ſchon wieder an das Vorbild eines beſtimmten Staates, und zwar die engliſche Verfaſſung, gefangen gegeben hatte. So viel Bewundernswerthes das brittiſche Staatsgebäude bietet, kann es Humboldt doch gewiß nur inſofern für muſterhaft gehalten haben, als es die Thätigkeit der Staatsgewalt in möglichſt enge Grenzen gewieſen. Dagegen hatte die Hauptentwicklung des Gentziſchen Aufſatzes ſeinen Beifall. „Gentz", ſchreibt er 13. Nov. 1795 an Schiller, „hat im Oktober ſeiner Monatsſchrift einen äußerſt braven, politiſchen Aufſatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird." Kaum brauchen wir zu wiederholen, daß in den übrigen Theilen der innern Politik Humboldt auch von der damaligen Anſchauungsweiſe Gentzens himmelweit entfernt war. Denn in dieſer wurde nie der Drang nach individueller Freiheit — der Wurzel wie dem Gipfel aller Freiheitsprincipien — heimiſch. Auch ſein einſtmaliger Conſtitutionalismus war mehr ein dem Verſtande abgenöthigtes, partielles Zugeſtändniß; es war auch nie ein abſoluter, ſondern nur engliſch-ariſtokratiſcher. —

Noch haben wir weder von der Methode der Behandlung geſprochen, die in dieſen Humboldt'ſchen Aufſätzen zu Tage tritt, noch von der äußern Form der Darſtellung, welche darin waltet. Wir wollen auch wenig darüber ſagen. Denn da dieſelben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die dieſen Abhandlungen nachzuſagen wären, in allen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten Humboldt's faſt gleichmäßig wiederkehren, ſo faſſen wir dieſen Gegenſtand lieber an den Stellen ausführlicher zuſammen, wo wir Humboldt's intellektuelles Vermögen überhaupt und insbeſondere ſeine Forſchungs- und Darſtellungsgabe näher zu würdigen ganz

beſonders veranlaßt ſind. — Eine ſolche Veranlaſſung bietet uns z. B. gleich demnächſt ſein Verhältniß zu Schiller, einem Geiſte, dem er ſo nahe verwandt und von dem er dennoch ſo ſichtbar unterſchieden iſt. Beide Männer ſtehen zugleich in ſo ähnlicher Beziehung zu Kant, in Annährung und Entfernung. Dann werden wir finden, daß Humboldt da, wo er ſich weder mit Schiller noch Kant paralleliſiren läßt, nicht ſelten an Leſſing erinnert. Manches hat er mit dem Geiſt ſeines Bruders, des Länder und Völker Ueberſchauenden, gemein; Andres mahnt uns an Göthe's ſtille, auf einen Punkt concentrirte Betrachtung. Faſſen wir dann das Ganze zuſammen, ſo finden wir, auch in der Form und Methode, den Abdruck des eignen, unvergleichlichen Genius, deſſen Grundzüge wir im Eingang dieſes Buches zu charakteriſiren verſucht haben.

Schon aus dieſen philoſophiſch-politiſchen Aufſätzen ſpricht der ganze Charakter Humboldt'ſcher Forſchung und Darſtellung, wie ſie überhaupt zu dem Bedeutenſten gehören, was er geſchrieben. Es herrſcht die kritiſch-anthropologiſche Methode, die überall an die innerſte Empfindung des eignen und an die ſicherſten Erfahrungen des Menſchengeiſtes und der menſchlichen Natur überhaupt anknüpft und ſelbſt da, wo ſie bis auf die höchſten Spitzen der Ideenwelt folgen muß, die Grenzen unſeres Erkennens nicht überſchreitet. Ueberall waltet der Adel und Drang ſeiner Natur: auch das Einzelſte hebt er zum Allgemeinen empor, auch das Gewöhnliche veredelt ſich in ſeiner Hand. Die Darſtellung ſelbſt iſt nur der Abdruck ſeines Weſens, voll Seele, ſo tief eingrabend, manchmal wie auf Fittigen des Dichters getragen, und doch ſtets zur reinſten Klarheit emporarbeitend, nichts Künſtliches und Geſchraubtes, völlig geſund, das Zeugniß ſtrengen Wahrheitſuchens an der Stirn tragend, und doch in der kühlſten Selbſtentäußerung noch von der

Geiſtesfülle und der Empfindung der ganzen Individualität belebt — dabei auch der Ausdruck ein Spiegel dieſes Charakters, die Seele mit leichter Hülle bedeckend, ſo willig in die Tiefe geleitend und doch ſo licht, ſo einfach, ſo ohne Schminke und Ueberredungsgier, daß wir uns von nichts gefeſſelt fühlen können als von der Wahrheit und dem eingebornen Reiz, der an der tiefen und einfachen Innigkeit ſeiner Worte haftet. Denn welchen Stoff er erfaſſe, den ideenvollſten oder den allertrockenſten, immer durchdringt er ihn mit dem vollen Gehalt ſeines Weſens. Daher die große Gleichartigkeit in der Behandlung. Weder die Zeit, noch der Gegenſtand übt Gewalt über ihn: es iſt immer derſelbe, den wir in allen Formen und Verhältniſſen wieder finden. „Es zeigt ſich darin" — ſagt der vertraute Kenner dieſes Geiſtes — „eine eigenthümliche Größe, die nicht aus intellektuellen Anlagen allein, ſondern vorzugsweiſe aus der Größe des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beſchränkten Sinn und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entſpringt."[11])

Wenn der Gang der Entwicklung in dieſen Aufſätzen von 1792 zuweilen etwas deſultoriſches hat, ſo liegt die Schuld davon in der Anlage des Ganzen, deſſen Inconvenienz wir ſchon hervorgehoben. Manches würde in helleres Licht getreten ſein, wenn es nicht hier, in einer politiſchen Schrift, zu kurz und epiſodiſch hätte abgehandelt werden müſſen. Hie und da ringt noch der Ausdruck mit der Bewältigung des Gedankens, was ſeinen Grund in der Schwierigkeit der Unterſuchung, zuweilen aber auch in der noch nicht vollendeten Uebung des Verfaſſers hat, wobei wir jedoch nicht vergeſſen wollen, daß das Ganze die letzte Durchſicht und Feile noch nicht erhalten hatte.

---

11) Alexander v. Humboldt, in der Vorrede zu des Bruders Geſammelten Werken.

Aus dem vorigen Abſchnitt erſahen wir, wie gründlich Humboldt die Schattenſeite der modernen Cultur beurtheilte und auf welchem Wege er ihr aufzuhelfen verſuchte; in dieſem beſchäftigt uns das Studium, das ihm am förderlichſten dünkte, dieſe Einſicht zu erhöhen und das Bild des allſeitig entwickelten Menſchen zu erfaſſen — das Studium des Alterthums und beſonders der Griechen. Humboldt nahm durchweg ein reges Intereſſe an alterthümlichen, ja ſelbſt uncultivirteren Zuſtänden, namentlich ſüdlicher Völker, weil man bei ihnen meiſt ein kräftigeres Naturleben antrifft, als bei den neueren und nördlich gelegenen Nationen. Daher verweilte er ſchon mit beſonderm Antheil unter Italienern und Spaniern; ja die Ueberreſte des Vaskiſchen Volkes reizten ihn noch zu vieljährigen Unterſuchungen. Als er zuerſt nach Italien zu gehen beabſichtete, erwartete er von dieſer Reiſe und dem Studium der Italiener zugleich eine große Erweiterung ſeiner Menſchenkenntniß. „So viel ich ſie jetzt kenne,“ ſchrieb er (12. Okt. 1795), an Schiller, „muß ſie mit und neben aller Cultur ſehr viel urſprüngliche natürliche Menſchheit zeigen, wenn gleich, da die ſinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet ſcheinen, keine ſehr hohe. Sie muß formloſer ſein, als irgend eine andere Nation und daher äußerſt zweckmäßig gewiſſe Seiten der Menſchheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin ſehr mit den Alten übereinkommen, gleichſam ihr zurückgebliebener Schatten ſein. Von dieſer Seite greift ſie ſo in Alles ein, was mich intereſſirt und beſchäftigt, daß ich einer anſchaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen ſehe.“ Rom ſelbſt erſchien ihm als der leibliche Inbegriff jener Vergangenheit, — die ihn am gewaltigſten feſſelte. Rom hielt er wie dazu gemacht, die Bildungsgeſchichte der Menſchheit daran zu ſtudiren. Am kräftigſten äußerte er ſich noch

einmal darüber [1]) in seiner Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt, die er im Jahre 1839 schrieb. An dem Geiste des Alterthums, sagt er, mußte sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, — und zwar vor allem an dem Geiste der Griechen. „Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen." Das alte Rom war nur eine Ergänzung des Hellenenthums, aber eine sehr wichtige und wesentliche. Denn „die griechische Bildung erhielt nicht blos in der römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen." Auch „unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich-

1) Ges. W. II. 327—9.

lebendige Bild ſtehen geblieben. Die Erklärung, wie jene, um ſie kurz zu benennen, idealiſche Eigenthümlichkeit des Alterthums ſich aus der hiſtoriſchen Wirklichkeit entwickelte, (da jene Wirkung doch auf keiner Täuſchung beruht) iſt die Geſchichte ſchuldig, allein bis jetzt von keiner Geſchichte Griechenlands irgend vollſtändig geleiſtet worden."

Den höchſten Genuß und die tiefſte Belehrung ſchöpfte Humboldt aus dem Studium des griechiſchen Alterthums und der von ihm auf uns gekommenen Werke. Er ſah darin nicht blos das Mittel für ſeine eigne Ausbildung, ſondern er forſchte an dieſem Gegenbild zugleich den gebrechlichen Seiten unſerer neueren Cultur nach. Auf die Cultur der Alten ſtützt ſich, nach Humboldt's Anſicht, ein großer Theil unſerer Einrichtungen und unſerer Bildung. Dagegen haben wir unendlich viel gegen die Griechen verloren, was zur allſeitigen Entwicklung ächter Menſchheit unentbehrlich iſt. Durch nichts ſo leicht aber als durch das Studium der Griechen können wir dieſe Einſicht erhöhen, und nicht nur unſere eigene Bildung vervollkommnen, ſondern zugleich erkennen, was uns Neueren überhaupt abgeht, was wir eifrig erſtreben müſſen. Die Griechen waren ein Volk, das vor allen andern eine ſeltene Höhe der Cultur mit einem bewundernswerthen Grad urſprünglicher Menſchheit, Kraft und Natürlichkeit vereinigte. Darin überragen ſie alle neueren, namentlich die nördlichen Völker gewaltig, wenn dieſe auch zum Theil die Alten an Cultur überflügelt haben. Aber trotz dieſer Cultur und gerade durch ſie müſſen wir früher oder ſpäter zu der Ueberzeugung kommen, daß die Menſchheit, um ſich wahrhaft ihrem Ideale zu nähern, auch jene natürlichen Kräfte wieder mehr zu entwickeln habe. Allerdings — und dies hat Humboldt gewiß nicht verkannt — werden wir in dieſer Rückſicht nie auf die Stufe eines Volkes gelangen, das alle Vorzüge, nicht allein eines ſchö-

neren Himmels, ſondern auch eines jugendlichen Weltalters und zwar im eminenten Maße genoß, ſo wie wir Neueren es auch in der Kunſt als ſolcher gewiß nie bis zu griechiſcher Vollendung bringen werden. Mag es uns aber auch immerhin zum Troſt dienen, daß wir uns in vielen Stücken der innern, rein geiſtigen Cultur den Griechen überlegen fühlen dürfen, und daß wir ſogar in der Kunſt durch Gehalt zu erſetzen vermochten, was uns in der Form unerreichbar blieb, mag ſich vor allen der Deutſche rühmen, in den höchſten Kreiſen der Wiſſenſchaft und ſelbſt der Kunſt den Griechen noch am nächſten gekommen zu ſein; dennoch — und dies iſt das Gefühl der Beſten unter uns — müſſen auch wir, und vor allen wir, von der verlorenen Natur ſo viel als nur immer möglich wieder zu erlangen ſuchen, und wie wir ſchon in der Kunſt unſre Vervollkommnung dem Anſchluß an ein Vorbild verdanken, das, tiefer in der Natur wurzelnd, zu ſo ſchönen Formen gelangte, alſo auch unſer volles Daſein im Wetteifer mit dieſem Vorbilde ergänzen. In der Naturkraft und in der Formenſchönheit liegt hauptſächlich das, was die Alten auszeichnet, was wir erſt zu erringen ſuchen müſſen. In der Kunſt wurde uns dies leichter möglich: da wirken einzelne hervorragende Geiſter; die erkennen früher, was zur höhern Entwicklung Noth thut und ſchwingen ſich mächtig über das Zeitalter. Solch einem Vorgang verdanken wir das Größte, was Göthe und Schiller errungen haben. Ueberhaupt konnte bei den Deutſchen — da ihre innere Begabung ſich durchaus ſchneller entwickelte — die Blüthe einer noch immer wunderſam vollkräftigen Litteratur der eigentlichen Lebensentwicklung voraneilen, ja jene wurde, ob ſie auch einerſeits ſichtbar genug das Produkt ihrer Zeit blieb, andrerſeits auch ein Vorbild und gleichſam eine Vorentwicklung unſeres lebendigen Daſeins. Doch in dieſem ſelbſt wurde, was uns mangelt, was uns heben kann, bis jetzt viel ſchwächer

empfunden und langſamer begriffen. Wie Wenige nur erlangen ein Bewußtſein darüber, was das Alterthum war, wie viel wir ihm ſchon verdanken, wie unendlich mehr noch wir uns an ihm bilden ſollten! Haben wir nicht vielmehr ſo manche Reaktion gegen den doch immer nur leiſen Einfluß unſerer claſſiſchen Studien erlebt? Dennoch haben wenigſtens die vorzüglichſten Geiſter die Wahrheit, die hier angedeutet wird, vorausgegriffen und mehr oder minder klar empfunden, daß, unbeſchadet der tieferen Innerlichkeit und freieren Selbſtentwicklung, alſo des Grundprincipes, das, wenigſtens in der Idee, die Neueren beherrſcht, dieſe dennoch und gerade um ihr Ziel zu erreichen, ſo viel an ihnen iſt, auch das wieder zu erlangen ſtreben müſſen, was die alte Welt in ſo hohem Grade voraus hat. Gleicht denn ein Individuum von ſo überwiegend geiſtiger Bildung und ſo wenig ſinnlich natürlicher und urkräftiger Menſchenart nicht mehr einem vollendeten Skelett als einem vollkommnen Menſchen? Das fühlten faſt alle großen, und vor allen die größten Geiſter unſrer Nation. Durch unſere ganze Litteratur geht ein mächtiger Zug nach der antiken Welt. Es gäbe ein denkwürdiges Werk, wenn man einmal unſere ausgezeichnetſten Köpfe lediglich unter dieſen Geſichtspunkt vorüberführen wollte: einen Leſſing, Winckelmann, Herder, Göthe, Voß, Heinſe, Schiller, die Schlegel, beſonders den jüngeren Bruder vor ſeiner katholiſchen Zeit, auch Schelling in ſeiner Jugend, Hölderlin, Hegel, Niebuhr, ohne der bloßen Alterthumsforſcher vom Fach hier zu gedenken. Wer würde aber unter den Genannten nicht den ſogleich vermiſſen, der dies Bedürfniß der Neueren vielleicht am tiefſten erkannt und gewiß am ſchärfſten ausgeſprochen hat, ja der, wie Wenige ſeiner Landsleute, in der hohen und allſeitigen Durchbildung ſeines Weſens und in der Tüchtigkeit ſeines Charakters den fruchtbringenden Einfluß antiker Studien

und Geſinnungen wie verkörpert darſtellt. Humboldt's ganze Lebens- und Menſchenanſicht kräftigte ſich an jener vergangenen, naturfriſchen und doch ſo hoch gebildeten Welt; er ſenkte ſich recht eigentlich in die ſo entgegengeſetzten Zuſtände, um dann mit höheren Schätzen an die unſrigen heranzutreten; auch fand er faſt nirgends dieſen Hochgenuß als an den Ueberreſten der Alten, das ſinnige Anſchauen jener Welt gewährte ihm eine Befriedigung wie die Mitwelt ſelten, und auch dann nur in Kunſt und Wiſſenſchaft. Von Humboldt, der ohnedies mehr im Reiche der Ideen lebte, kann man mit Recht ſagen, daß er in die auf das Gegenwärtige und Nächſte gerichtete Betrachtung nie ganz aufging, ſondern die Dinge immer auch ſo anſah, wie ſie ſein würden, wenn die Kraft der Alten unſer Daſein erhöhte, wenn der Strom, der die Dinge fortreißt, zugleich an jenen Ausgangspunkt wieder angelangt wäre, auf den wir mit ewiger Sehnſucht zurückblicken. Die Ideen waren ihm das Höchſte; in der Geſchichte und ſofern er nicht handeln mußte, auch in der Gegenwart, ſpürte er hauptſächlich den Entwicklungsgeſetzen nach; nur im Alterthum allein, das jene Ideenwelt, zwar auch beſchränkt, doch am ſichtbarſten verwirklicht hatte, konnte er, ſoweit ihm überhaupt möglich war, einem einzelnen Daſein anzugehören, ſich wohl und gleichſam heimiſch fühlen. —

Wir haben im Zuſammenhange berichtet, was ihn bewog, das Geſchäftsleben, in das er ſchon eingetreten war, wieder zu verlaſſen. Sogleich warf er ſich mit vollem Eifer in die Studien, die er, um ſeine höchſten Abſichten zu erreichen, erwählt hatte. So vergingen Jahre, in denen er ſich beinahe ausſchließend in die griechiſche Welt vertiefte. Aber ehe dieſe Zeit um war, ſehen wir ihn ſchon zu einer unendlich tiefern Auffaſſung des Alterthums gelangt, als ſelbſt die tüchtigſten Philologen jener Tage ſich rühmen

konnten, ſo daß wir uns nicht wundern, wenn die Ergründung dieſer Geſammtanſicht, die eigentlich nur das beiläufige Ergebniß ſeines Studiums geweſen war, jetzt zum Theil ſelbſt der Zweck dieſer Studien wurde. Wie er auf dieſen Weg gelangte, und was er zunächſt dabei im Auge hatte, zeigt uns ein Brief,[2]) den er ſchon im Jahre 1792 an F. A. Wolf ſchrieb: „Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich", ſchrieb Humboldt damals, „daß ich die Weisheit haben werde, meine jetzige Lage nicht zu verändern, und wenn dies geſchieht, daß das Alterthum, und vorzüglich das griechiſche, meine ausſchließende Beſchäftigung ſein wird. Als Philologe von Métier kann ich nicht ſtudiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jetzt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatiſchen Kleinigkeiten, ſtrebe, ſo bringt man es doch, wenn man ſo ſpät anfängt, nicht weit genug. Hingegen dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Geſichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein iſt. Es wird mir ſchwer werden, mich kurz darüber zu erklären, und iſt doch das Reſultat ungefähr folgendes: es giebt allen Studien und Ausbildungen des Menſchen noch eine ganz eigene, welche gleichſam den ganzen Menſchen zuſammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, beſſer, ſtärker von dieſer und jener Seite, ſondern überhaupt zum größern und edleren Menſchen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moraliſchen, und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der äſthetiſchen Fähigkeiten gehört. Dieſe Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, während ſie in ſehr hohem Grade unter den Griechen war. Sie nun kann, dünkt mich, nicht beſſer gefördert werden, als durch das Studium großer und gerade in dieſer Rück-

2) Mitgetheilt von Körte, a. a. O. I. 181—82.

ſicht bewunderungswürdiger Menſchen, oder, um es mit Einem Worte zu ſagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, wovon einer der vorzüglichſten der iſt, daß kein anderes Volk zugleich ſo viel Einfachheit und Natur mit ſo viel Cultur verband und keines zugleich ſo viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck beſaß, — ich glaube, ſage ich, beweiſen zu können, daß nicht blos vor allen modernen Völkern, ſondern auch vor den Römern, die Griechen zu dieſem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieſer Rückſicht alſo und die Darſtellung ihrer politiſchen, religiöſen und häuslichen Lage in ihrer höchſten Wahrheit, wird mich für mich ſo lange beſchäftigen, bis meine Aufmerkſamkeit gewaltſam auf etwas anderes gelenkt wird, oder ich damit auf's Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, ſchwerlich ein Leben hinreicht." — Aus dieſen Schreiben geht hervor, daß Humboldt eben im Begriff war, ſich ganz in den Gegenſtand zu vertiefen und die ihm nachher geläufige Fundamentalbetrachtung über das Alterthum und das Studium deſſelben in ihrem ganzen Umfange hervorzuarbeiten. Er fuhr zwar Zeit ſeines Lebens fort, den Geiſt des Alterthums ſich immer eindringender zu vergegenwärtigen; doch ſchon vor Ende dieſes Jahres (1792) war, wie wir ſogleich berühren werden, die Auffaſſung des Ganzen, namentlich in ſeiner Bedeutung für uns, in ihm zur Reife gediehen. Ohne Zweifel war Humboldt, als er an dieſe Studien ging, ſchon tüchtig für ſie vorgeſchult. Wie hätte er ſonſt in ſo kurzer Zeit einen ſo weiten Ueberblick gewinnen können? So beſcheiden er, in obigem Briefe, von ſeinen blos philologiſchen Kenntniſſen ſpricht, ſo dürfen wir doch überzeugt ſein, daß er es auch vor dieſer Zeit darin ſchon ſehr weit gebracht hatte. Er, der nachher das Gebiet der Sprachen in ſo ungeheurer Ausdehnung beherrſchte, ſollte ſich nicht

ſchon früh in der griechiſchen feſtgeſetzt haben? Beſchäftigte ihn doch, wie wir bald ſehen werden, um dieſe Zeit auch ſchon die Philoſophie der Sprache! Wie ſoll man ſich aber bei einem Manne von Humboldt's Solidität eine Richtung dieſer Art ohne gründliche Kenntniß der alten und einiger neueren Sprachen nur denken können? Nein! Bei den Forderungen, die wir ihn durchweg an ſich ſelbſt machen ſehen, kann man in den angeführten Worten nichts als die achtſame Beſcheidenheit erkennen, mit der er dem eigentlichen Fachgelehrten, und beſonders einem Wolf gegenüber, in deſſen eigenſten Gebiete, nicht als ebenbürtig angeſehen ſein wollte. Verhehlt es doch um dieſelbe Zeit gegen Schiller keineswegs, daß er ſich „des Griechiſchen hinlänglich Meiſter fühle," um den ſchwerſten griechiſchen Dichter, den bis jetzt von Niemand ganz Bewältigten, in den Rhythmen der Urſchrift zu übertragen! Dagegen iſt es richtig, daß Humboldt, dem ja das Studium der Alten überhaupt nur als Mittel diente, eigentlich philologiſche Kenntniß nie, auch nur theilweis, zur Hauptaufgabe zu machen ſich bewogen fühlen konnte. Allein je tiefer er den Geiſt und das Leben der Alten ſich zu erfaſſen vornahm, deſto weniger konnte er irgendwo bei einer nur äußerlichen Kenntniß ſtehen bleiben, ſondern er mußte dann auch das ganze Gebiet dieſer Wiſſenſchaft, ſelbſt bis in grammatiſche Kleinigkeiten, verfolgen. Denn in der Wiſſenſchaft giebt es nichts, das an ſich den Namen Kleinigkeit verdiente. Sehr entſchieden ſprach dies Humboldt ſelbſt, ſchon im Jahre 1795, in einer kritiſchen Anzeige der Wolf'ſchen Odyſſee[3]) mit den Worten aus: „Es iſt ſchwer zu ſagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heißen ſolle? Für denjenigen, der ſich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wiſſenſchaften mit philoſophiſchem Geiſt

3) Geſ. Werke, I. 264—65.

zu ſtudiren, hat kein Theil deſſelben eine abgeſonderte Wichtigkeit, ſondern jeder erhält dieſelbe nur durch ſein Verhältniß zum Ganzen. Nur durch den Geſichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen. Nun aber hängt in der Wiſſenſchaft alles mit allem zuſammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange ſtudiren muß, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erſchöpfend, ſondern allenfalls nur bis zu einem gewiſſen beliebigen Grad ſtudiren könne." So vertiefte ſich auch Humboldt bei allem, was er ſich einmal zur Aufgabe ſetzte, bis in die entlegenſten oder ſcheinbar unbedeutenden Theile, und trieb jedes Studium, deſſen er für ſeine Zwecke bedurfte, ſo, als wenn es an ſich Zweck und Beruf ſeines Lebens wäre.

Schon am Anfang des nächſten Jahres (1793) ſendete er Wolfen, von Auleben aus, eine Abhandlung über das Studium der Alten und vorzüglich der Griechen. Haben wir oben darauf hingewieſen, welche Wirkungen dieſes Studium auf die Neueren überhaupt hervorbringen ſolle — wornach es uns trachten und zu ringen lehre — ſo machte ſich Humboldt zur nächſten Aufgabe, es jedem Einzelnen zu ſeiner Selbſtbildung anzuempfehlen und ihm alle möglichen Beweggründe dafür an die Hand zu geben. Die Paragraphen dieſes Aufſatzes ſollten in den künftigen Geſprächen mit Wolf geprüft werden und dann als Grundlage ihrer weiteren Studien dienen.[4]) Wir haben oben ſchon erwähnt, daß er die Arbeit auch Dalberg und Schillern zur Begutachtung mittheilte. Doch im eigentlichſten Sinne war ſie Wolfen gewidmet. Denn dieſer war, unter den Denkern und Alter-

4) Körte, a. a. O. I. 183.

thumsforſchern jener Zeit[5]) der Einzige, der weder durch die überlieferte Werthſchätzung dieſer Studien, noch davon befriedigt wurde, daß man im Einzelnen, wie z. B. beſonders damals von Seiten unſrer erſten Dichter, die Größe der Alten verehrte, ja ihr ſichtbar nacheiferte, ſondern der zugleich darauf ausging, das Alterthum tiefer in ſeinem Totalwerth, und beſtimmter in ſeiner Wichtigkeit für uns zu erfaſſen. Er berührte daher Humboldt in dieſen Studien am allernächſten. Da er aber dieſe Forſchungen als Beruf trieb, ſo dachte er ſogleich daran, ihre Ergebniſſe auszubreiten, ja er ſteuerte auch dahin, eine Art Encyclopädie der Alterthumsſtudien auf dieſe Grundanſichten zu ſtützen, und ſo die Geſammtheit dieſer Studien zur Einheit und Gliederung einer Wiſſenſchaft zu erheben. Wolf erkannte ganz richtig, daß dies der einzige Weg ſei, dieſe Studien den übrigen Forſchungen und Strebungen unſrer Zeit ebenbürtig zu erhalten. Er wäre auch ſonder Zweifel, ohne irgend eine bedeutendere Anregung, zu einer ähnlichen encyclopädiſchen Behandlung gekommen, wie er ſie nachmals in der bekannten „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft“ (in ſeinem und Buttmanns Muſeum, Berlin, 1807, B. I.) gegeben hat. Dagegen iſt es wohl als gewiß anzunehmen, daß Wolf, ohne den anregenden Einfluß ſeines Freundes Humboldt, nicht leicht zu der tief philoſophiſchen Grundanſicht über das Alterthum und das Studium deſſelben gelangt ſein würde, daß alſo dann der encyclopädiſchen Ueberſicht zum Theil mindeſtens das rechte Fundament gefehlt hätte. Wolf hat dies auch mit edler Beſcheidung anerkannt, und öffentlich ausgeſprochen. Er citirt in der eben bezeichneten „Darſtellung“ (S. 126—29, 133—37), zur näheren Begründung

5) Wenn man nicht Barthelemy ausnehmen will, der wenigſtens mittelbar, durch Darſtellung der griechiſchen Welt, dieſelbe Richtung verfolgte.

ſeiner Sätze, zwei Bruchſtücke aus der Feder eines Freundes, den er zwar nicht mit Namen nennt, aber ſo ſignaliſirt, daß ihn jeder Kundige leicht errathen konnte. Es ſeien dies, fügt er bei, einige in einem Briefwechſel zerſtreute Gedanken eines Gelehrten, wie man deren in unſern Zeiten höchſt ſelten unter Männern ſeines Standes finde. Mit dieſem habe er ſeit vielen Jahren gemeinſame Studien gepflegt. Dieſe Bruchſtücke, die durch einen angenehmen Zufall [?] in ſeine Hand gekommen, ſeien zwar vom Jahre 1788. Doch gehe ihnen dadurch nichts von der „Neuheit" ab, die alles haben werde, „was der in Geſchichte und Philoſophie mit dem hellſten Blick und dem tiefſten Sinn forſchende Verfaſſer dem Publikum allzu lange vorenthalte." Zugleich machte Wolf darauf aufmerkſam, „wie viel er für dieſe Betrachtungen — die Geſammtauffaſſung des Alterthums — aus den mündlichen und ſchriftlichen Unterredungen eines ſolchen Freundes gelernt habe." Freilich vermochte auch gerade Wolf, wie nicht leicht ein Anderer, die Winke eines Humboldt zu verfolgen und ſomit auch das Fremde zu ſeinem Eigenthum zu machen. Wie viel Genuß und Belehrung konnte andrerſeits Humboldt aus dem Umgang eines in dieſer Sphäre wieder ſo ſelbſtſtändig heimiſchen und ihn doch ſo nah berührenden Freundes ſchöpfen! Allerdings mag auch die gleichzeitige Richtung unſerer großen Dichter und beſonders noch die Tendenz eines Ueberſetzers der Alten, wie Voß, die damaligen Forſchungen Humboldt's gefördert haben; eine klare, allſeitige Sympathie jedoch durfte er zunächſt nur bei Wolf zu finden gewärtig ſein. Demnach ſind unſtreitig dieſe Beiden als gemeinſame Begründer unſerer neueren wiſſenſchaftlichen Geſammtauffaſſung dieſer Studien zu betrachten. Humboldt betrieb dieſe Forſchungen zunächſt nur zu ſeiner Selbſtbildung oder für einen engeren Kreis; dieſem jedoch theilte er die Ergebniſſe auch aufs freigebigſte mit;

beſonders Wolf'en, der allerdings auch ehrenhaft genug war, da, wo er die gemeinſamen Reſultate dem Publikum vorlegte, auf den geiſtvollen Mitbegründer, ja, in gewiſſem Sinne, Urheber hinzuweiſen. Die frühe Gemeinſamkeit dieſer Studien und der Einklang ihrer Betrachtungsweiſe war auch der vorzüglichſte Grund ihrer innigen, durch das ganze Leben fortdauernden Verbindung. Mit keinem andern unſerer neuern großen Alterthumsforſcher wurde Humboldt in gleichem Grade vertraut, wie mit Wolf, er ertrug ſelbſt ſeine Schwächen, und würdigte auch da noch den ſeltnen Geiſt, der in ihm wohnte, wo Andere nur die Vermeſſenheit, die ihn groß, aber eben ſo oft auch unleidlich machte, im Auge behielten.

Da Humboldt's Aufſatz über die Griechen nicht gedruckt worden iſt, ſo muß uns jetzt Wolf's Darſtellung des Alterthums[6]) zum Theil auch für jenen als Erſatz dienen. Doch tritt vielleicht auch jener ſelbſt noch ans Licht. Sollte er ſich nicht auch unter Wolf's Papieren, nur etwa von deſſen Hand geſchrieben, auffinden laſſen?[7]) Im Uebrigen müſſen wir uns bis jetzt mit den Bruchſtücken, die Wolf, gleichſam als Commentar ſeines Textes, aufgenommen hat, und die, ſeiner Ausſage nach, vom J. 1788 herrühren ſollen, begnügen. Dieſe letztere Angabe iſt aber ſicherlich ein Irrthum. Denn aus allem, was wir bisher mitgetheilt haben, geht unzweifelhaft hervor, daß Humboldt ſich erſt ſeit Anfang 1792 ſo gründlich in dieſe Studien vertiefte. Wir ſind daher der Anſicht, daß dieſe Bruchſtücke, falls ſie nicht der Abhandlung über die Griechen ſelbſt entnommen wurden, aus gleichzeitigen Briefen, vielleicht aus denen an Wolf herſtammen müſſen. Daß eine beſtimmte Perſon darin angeredet wird, widerſpricht

6) Iſt auch einzeln abgedruckt erſchienen: Leipzig, 1833.

7) Iſt er vielleicht gar in dem Manuſkript erhalten, das Dr. Körte in dem Verzeichniß von Wolf's litterariſchem Nachlaß, a. a. O. II. S. 291, alſo aufführt: „Ueber das Studium des Alterthums, inſonderheit des Griechiſchen.“ (25 Bll. 4 to.)

der Zuläſſigkeit der erſten Vermuthung noch nicht, denn die Abhandlung konnte gar wohl in der Form eines Schreibens an den Genoſſen dieſer Studien gerichtet ſein.

Es wurde ſchon bemerkt, daß Humboldt zunächſt weniger beabſichtigt, die Wirkung des Alterthumsſtudiums auf die neuere Menſchheit überhaupt, ſondern vielmehr die auf jeden Einzelnen unter den Neuern darzuſtellen und ihm daſſelbe unter den verſchiedenſten Geſichtspunkten ans Herz zu legen. Der Erfolg iſt am Ende derſelbe; aber die Zuſprache wird ſo wirkſamer. Auch hier faßt Humboldt vor allem das Individuum ins Auge, die Hoffnungen für das Ganze, die noch dazu Vielen chimäriſch dünken könnten, der Natur der Dinge überlaſſend.

Wolf machte es ebenſo und mußte es wohl für ſeinen Zweck. Wie Humboldt betrachtet er das Studium der Griechen als das förderlichſte Hülfsmittel für die Bildung des Menſchen zu ächter und allſeitiger Menſchlichkeit. Beide Männer waren die Erſten, die dieſe Totalwirkung als den eigentlichen Zweck dieſer Studien erkannten und dieſe Anſicht mit voller Schärfe und Klarheit entwickelten. Blicke man nur einmal auf Heyne, Wolf's unmittelbaren Vorgänger, zurück. Wenn dieſer das Studium der Alten empfahl, hatte er vorzüglich das Poetiſche im Leben der Alten und den poetiſchen Geiſt der alten Dichter vor Augen. Gewiß war es ſchon ein Fortſchritt, den Heyne that, indem er es bei dieſem Studium beſonders auf Bildung des Geſchmacks, Veredlung des Gefühls, ja auf Vervollkommnung unſrer ganzen moraliſchen Natur abgeſehen wiſſen wollte. Aber die Nothwendigkeit dieſer Studien für alle nach höherer Menſchenbildung Strebenden bleibt immer problematiſch, ſo lange das Ziel, das hier erreicht werden ſoll, nur ein äſthetiſches oder höchſtens äſthetiſch-moraliſches iſt. Es darf Einer des äſthetiſchen Organs nur ganz ermangeln ſo wird man ihm

ſchwerlich einreden, daß ihm dieſe Bildungsſchule auch nur das Mindeſte nützen werde. Zwar trug Heyne viel dazu bei, das Alterthum in weitere Kreiſe einzuführen, aber — er that noch immer viel zu wenig, dies Studium in ſeiner abſoluten Nothwendigkeit für unſre moderne Cultur darzuſtellen. Erſt Humboldt und Wolf gelang es, dies höchſte Ziel der Alterthumsſtudien in ſeiner ganzen Bedeutung zu erfaſſen. „Es iſt," ſagt Wolf, „dieſes Ziel kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." Kein niedrigerer Standpunkt als dieſer kann allgemeine und wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Alterthum begründen; kein geringerer iſt hinreichend, um die Meinung derer zu berichtigen, die in der claſſiſchen Bildung nur einen Luxus oder ein bloßes Herkommen erkennen wollen. Erſt ſo betrachtet, dürfen wir dem Studium der Alten den Ehrentitel Humanitätsſtudium beilegen; erſt ſo wird es — neben den Eindrücken, die unſer religiöſes Gefühl entwickeln — die höchſte Bildungs- und Erziehungsſchule der Menſchheit.

Iſt die Totalentwicklung ſeiner Kräfte in richtigem Verhältniß derſelben gegeneinander die Aufgabe des Menſchen, ſo kann ihm nicht leicht etwas ſo förderlich ſein, als was ihn über ſeine Entwicklungsfähigkeit unterrichtet und zugleich zum werkthätigen Streben anſpornt. Beides zu bewirken iſt aber nichts ſo vermögend, als ein großes Vorbild, ſchon das eines Einzelnen, und noch weit mehr das einer großen allſeitig entwickelten Nation. Ein ſolches Vorbild haben wir an den Griechen. Sie zeigen uns die urſprünglichen Kräfte und Richtungen des Menſchen in möglichſter Vollſtändigkeit entwickelt, ſie ſtellen die Menſchlichkeit am reinſten von innen heraus gebildet und am vielſeitigſten gebildet dar.

Mit ihnen müſſen wir uns vergleichen, wenn wir das Ziel unſrer Beſtimmung, eine vollendete Erhöhung unſrer Geiſt-, Gemüths- und Lebenskräfte ſchärfer in's Auge faſſen und unſchwerer erreichen wollen. Während uns ſonſt das Meiſte abſchreckt, was uns zur Selbſt-, was uns zur Menſchenkenntniß führen ſoll, iſt das Studium der Alten ſchon an ſich ein Genuß, ja einer Reiſe vergleichbar, die uns an den wunderbarſten Welterſcheinungen vorüberführt. Wie belohnend, wie ſchon an ſich den Geſchmack bildend iſt der Weg durch die Werke, die das Alterthum hinterlaſſen. Aber nicht blos eine äſthetiſche, ſondern eine viel allſeitigere Wirkung macht ſchon die bloße Beſchäftigung mit dieſen Werken, denn ſie ſchon ſetzt alle Seelenkräfte in gleichmäßigere Thätigkeit. „Um das Leben und Weſen einer vorzüglich organiſirten und vielſeitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längſt verſchwundenen Geſtalten in die Anſchauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müſſen wir unſere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erſcheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig unſere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichſam aus dem ganzen gewohnten Weſen herauszugehen. Hieraus entſpringt aber eine Vielſeitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht für uns Moderne eine ſchönere Stufe der Geiſtescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit iſt, ungewohnte Formen ſich anzueignen, die er eben ſeinen Abſichten angemeſſen glaubt.“ [8]) — Dringen wir aber dann in den Geiſt dieſes Volkes ein, ſo begegnen wir einer Kraftentwicklung, wie ſie kein andres in gleichem Grade erreichte. „Nur im alten Griechenlande,“ ſagt ebenfalls Wolf, „findet ſich, was wir anderswo faſt überall

8) Worte Wolf's in der „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft.“

vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menſchheit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen ungeſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt, zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwicklung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten, nach und nach einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbanden, daß ſie unter ihren Ueberreſten, neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltenen Eigenſchaft, zugleich die erſten bewunderungswürdigen Muſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben.“ — Bei aller Vielſeitigkeit war doch in allem Griechiſchen Ein Geiſt vorherrſchend; auch die Werke, die von ihnen herſtammen, tragen in Gehalt und Form das Gepräge des Nationalcharakters. Bei keinem andern höher cultivirten Volke athmet Litteratur und Kunſt ſo nationale Empfindungen, nirgends entwuchſen ſie ſo aus nationaler Sitte; ſelbſt die Wiſſenſchaft war bei den Griechen von Vorſtellungen und Anſichten des Volkes durchdrungen. Kein Volk ſchuf in ſolchem Grade original, denn mehr als alle höher gebildeten hatte es ſeine Cultur aus eigner innrer Kraft gewonnen. So erſcheint uns bei den Griechen überall ein eigenthümlicher, naturkräftiger, vielſeitiger und wahrhaft organiſcher Entwicklungszuſtand der Menſchheit.

Das ſind die Grundzüge der Humboldt- Wolf'ſchen Betrachtung, die dann der Erſtere noch auf mannigfache Weiſe in ihre Tiefen verfolgt. Nach Humboldt's Anſicht ſoll man die Werke der Alten ſtets mit Hinſicht auf ihre Urheber, auf die ganze Nation, auf die Periode, der ſie entſtammen, ins Auge faſſen. „Nur dieſe Betrachtungsart", ſagt er in den bei Wolf mitgetheilten Bruchſtücken, „kann zu wahrer philoſophiſcher Kenntniß des Menſchen führen, inſofern ſie uns nöthigt, den Zuſtand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforſchen und alle Seiten davon in ihrem großen Zuſammenhange aufzufaſſen. Das Streben nach einer ſolchen Kenntniß (da Niemand eigentliche Vollendung derſelben hoffen darf) kann man jedem Menſchen als Menſchen, in verſchiedenen Graden der Intenſion und Extenſion unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, ſondern auch dem mit Ideen beſchäftigten, dem Hiſtoriker im weiteſten Sinne des Wortes, dem Philoſophen, dem Künſtler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktiſchen Leben zu reden, wenn er wirklich des höchſten Zweckes aller Moralität, der wachſenden Veredlung des Menſchen, eingedenk iſt, ſo wird er durch kein Studium beſſer belehrt, was er moraliſch unternehmen dürfe, und politiſch mit Erfolg unternehmen könne; ſo daß von dieſer Seite ſein Verſtand geleitet wird. Aber auch ſein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menſchen laſſen ſich auf Mißverhältniſſe ſeiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewiſſermaßen aufgehoben, und es erſcheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entſtehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das ſeither einſeitig betrachtete Individuum nach dieſem Ueberblick gleichſam in eine höhere Claſſe verſetzt wird."

„Von dem blos genießenden Menſchen," fügte Hum-

boldt noch hinzu, „ließe ſich eigentlich nichts ſagen, da der Eigenſinn des Genuſſes keine Regel annimmt. Aber ich ſetze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelſten Menſchen, aber der Menſchen in ihren edelſten Momenten. In dieſen nun ſind die vollkommenſten Freuden diejenigen, welche man durch Selbſtbetrachtung und durch Umgang in ſeinen mannigfachen Abſtufungen empfängt. Je höher ſolche Freuden ſind, deſto eher ſind ſie zerſtört ohne ein ſcharfes Auffaſſen des Seins unſerer ſelbſt und Anderer: aber dies iſt nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menſchen überhaupt. Dieſen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der äſthetiſche Genuß der Werke der Natur und der Kunſt gewährt. Dieſe wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußeren Geſtalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Anſichten möglicher menſchlicher Empfindungen uns zu Gebote ſtehen, deſto mehr äußerer Geſtalten iſt die Seele empfänglich. Selbſt der ſinnliche Genuß wird vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantaſie ihm das reiche Schauſpiel ſeiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verſchiedenheit des Genießenden zugeſellt, und indem ſie, dadurch gleichſam mehrere Individuen in uns vereinigt. Endlich mindert ſich durch eine ſolche Anſicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laſter, iſt, näher betrachtet, immer nur partiell; wer das Ganze vor Augen hat, ſieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederſchlägt.“

„Laſſen Sie mich jetzt,“ ſagt Humboldt in dem zweiten vorhandenen Bruchſtück, „nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen ſich vor andern Völkern auszeichnen und die die genaueſte Kenntniß ihrer Nationalität zu den ſchönſten Abſichten unſerer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerſt den Reichthum an mannigfaltigen Formen rechnen, der ſich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine

ſolche Ausbildung des Charakters verbunden iſt, wie er in jeder Lage des Menſchen da ſein kann und da ſein ſollte, ohne Rückſicht auf individuelle Verſchiedenheiten und veränderliche Verhältniſſe. Der Menſch, den uns die griechiſchen Schriftſteller darſtellen, iſt doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Geſichtspunkten aus betrachtet, auch ſchönen Zügen zuſammengeſetzt. Beſonders heilſam muß das Studium eines Charakters, wie der griechiſche, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umſtände die Aufmerkſamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menſchen, mehr auf Maſſen von Menſchen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet iſt, und wo hohe und mannigfache Cultur ſehr weit von der erſten Einfachheit abgeführt hat. In ſolchen Zeiten muß es ſehr heilſam ſein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war.“

Der Grieche in der Zeit, in der wir ihn zuerſt vollſtändiger kennen lernen, ſtand noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur. Er ſtrebte nur ſeine perſönlichen Kräfte zu entwickeln. Sein ganzes Weſen war um ſo mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieſer am ſtärkſten ergriffen wurde. Dieſe Sinnlichkeit gab ihm ſo große innere Beweglichkeit, aber es hing mit ihr auch noch eine andre glückliche Fortentwicklung zuſammen. Humboldt beſchreibt dieſe alſo: „Als die Nation ſich noch nicht gänzlich aus dem Zuſtand der Rohheit herausgeholfen hatte, beſaß ſie ſchon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunſt und einen richtigen Geſchmack, nicht der Kritik, ſondern der Empfindung; und wiederum, als ſie ſchon das männliche Alter überſchritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes urſprünglich einfachen Sinnes. Daher blieb auch immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geiſtige Bildung

ungetrennt von der für die körperliche, und ſtets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth iſt hier beſonders die ſehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unſere Welt wichtiger ſein, als ein Auffaſſen dieſes charakteriſtiſchen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung iſt überhaupt unentbehrlicher als dieſe, da ſie das ganze Weſen zuſammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine ſo große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geſchmack und Schönheitsgefühle entfernen müſſen.

„In den beſſern Zeiten von Athen (und auf dieſen Staat müſſen wir, als auf den am höchſten gebildeten, auch am meiſten zurück kommen) in Athen machte bei einer ſolchen Sinnesart die freie Verfaſſung ſelbſt eine ſo vielſeitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht blos der Natur und Stärke ſeiner Gründe nach; es ſah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anſtand: ſo blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungeſtraft vernachläſſigen durfte. Allein die Eigenſchaften, nach denen er zu ſtreben hatte, bezogen ſich alle eigentlich auf rein menſchliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur beſonderer Talente und Kenntniſſe. Dieſelbigen Vorzüge, die den Griechen zum großen Menſchen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geſchäften Theil nahm, nur fort, ſich ſelbſt höher auszubilden.“

Am Schluſſe dieſes Fragments räth Humboldt noch, nicht bei den Perioden der feinſten griechiſchen Ausbildung zu verweilen, ſondern, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den früheſten Perioden. „Denn in dieſen liegen die fruchtbarſten Keime des eigentlich ſchönen Charakters der Griechen.“ Es ſei von da aus um ſo belehrender zu ver-

folgen, wie er ſich nach und nach veränderte und endlich ausartete.

Es war in dieſer Zeit ſogar Humboldt's ernſtlicher Plan — nicht blos dieſe Hauptandeutungen — ſondern geradezu „eine mit ausführlichen hiſtoriſchen Beweiſen belegte Schilderung des griechiſchen Charakters" zu liefern. Er erwähnt es noch gegen Schiller (27. Nov. 1795), daß er ſich dies einmal vorgeſetzt hatte. Doch deutet er zugleich an, daß er dieſen Gegenſtand wegen ſeines zu großen Umfangs ſchon ſo gut wie aufgegeben habe und ſich jetzt auf eine Schilderung des dichteriſchen Geiſtes der Griechen zu beſchränken gedenke, eine Arbeit, die jedoch ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Es lag ihm einmal in jenen Jahren wenig daran, das, was er ſich klar gemacht hatte, auch andern aufzuhellen. Wir müſſen uns daher, in dieſem Betreff mit den trefflichen Bruchſtücken begnügen, die allerwärts in ſeinen Schriften zerſtreut ſind und, als unvergleichliche Winke, hoffentlich dem zukünftigen Darſteller des griechiſchen Geiſtes und Lebens nicht verloren gehen werden. Der Geiſt eines ſolchen Werks liegt in Humboldt's Andeutungen vorgezeichnet. Dieſen erfaſſe man und dann wird, geſtützt auf das was unſere Alterthumsforſcher nach dem Erſcheinen des Anacharſis ergründet haben, ein Werk zu Tage kommen, wie es Humboldt beabſichtete, ſelbſt zu liefern aber durch andere Strebungen, und vor allem durch die immer vorwärts drängende Richtung ſeines Geiſtes auf das Reich der Ideen, abgehalten wurde.

Von den in Humboldt's Schriften zerſtreuten Winken über den Geiſt und die Bedeutung des Griechenthums ſei hier nur noch *einer* herausgehoben, der zwar aus ſpätrer Zeit herrührt, aber nicht nur alle ſeine bisher angeführten Alterthumsbetrachtungen, ſondern zugleich die politiſch-nationalen Anſichten, die wir im vorigen Abſchnitt beleuchteten, auf höchſt bemerkenswerthe Weiſe ergänzt. Humboldt unter-

ſchied nämlich die Ueberlieferungen, deren auch Griechenland von außen theilhaft wurde, von der ganz ſelbſtſtändigen Weiſe, in der es ſich dieſelben zu eigen machte. Gerade in dieſer Umbildung des Fremden liegt das Wunderbare ſeiner Erſcheinung — in der „plötzlichen Entwicklung freier und ſich doch wieder gegenſeitig in Schranken haltender Individualität.“ „Denn das Bewundernswürdige der griechiſchen Bildung,“ ſetzte er hinzu, „und was am meiſten den Schlüſſel zu ihr enthält, hat mir immer geſchienen, daß, da den Griechen alles Große, was ſie verarbeiteten, von in Kaſten getheilten Nationen überkam, ſie von dieſem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den ſtrengen Begriff in den loſeren der Schule und freien Genoſſenſchaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geiſtes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerſchaften und einzelne Städte, und durch wieder eben ſo aufſteigende Verbindung, die Verſchiedenheit der Individualität zu dem regſten Zuſammenwirken brachten. Griechenland ſtellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dageweſene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daſeins liegt, ſo beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechſelwirkung alles weltgeſchichtliche Fortſchreiten der Menſchheit.“ [9]) Dieſe Worte finden ſich in einer der merkwürdigſten Abhandlungen Humboldt's, und zwar aus dem Jahre 1820. Sie beweiſen uns auf's unverkenntlichſte, 1) wie ſehr ſeine Anſchauung der griechiſchen Welt mit allen ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen verflochten war, und 2) daß er in ſeiner ſpätern, praktiſchen

9) Geſ. Werke, I. 20.

Zeit dem Allgemeinen, sei es Gesellschaft, Staat oder Nation, angemessene Zugeständnisse gemacht hatte, ohne damit von dem Mittelpunkt seiner Betrachtung, in der das Leben, die Berechtigung und das Gedeihen der Individualkraft als Zweck alles Seins und aller menschlichen Einrichtungen feststeht, im Geringsten zu weichen. —

In dem Bisherigen haben wir den Kern aller Humboldt'schen Alterthumsbetrachtung und seiner Richtung dahin zusammengefaßt. Ehe wir nun auf die sonstigen Alterthumsbeschäftigungen und dahin einschlagenden Studien und Uebungen Humboldt's den Blick wenden, sei hier nur noch folgenden Bemerkungen Raum vergönnt. Viele werden zu der eben verkündeten Fruchtbarkeit des Studiums der Alten ungläubig den Kopf schütteln, und selbst, wenn wir Humboldt's eigne Ausbildung und die Tüchtigkeit seines Charakters als glänzenden Beleg entgegen halten wollen, doch immer noch einwerfen, dieser habe schon an sich solche Anlagen und Eigenschaften gehabt, auf die jenes Studium leicht bildend und vollendend einwirken konnte. Auf Tausende dagegen werde diese Schule, wie schon die Erfahrung hinlänglich beweise, geringen Erfolg haben. Nun etwas Wahrheit liegt allerdings in dieser Einwendung; doch läßt sich weit mehr für das Gegentheil anführen. Gewiß ist, daß immer eine gewisse Naturanlage, ein Grad von Vorbildung dazu gehört, um aus den Werken der Alten einen wahren Gewinn zu ziehen. Aber eben, weil „die Bäume doch nicht in den Himmel wachsen," ist es um so nöthiger, die Fähigen dringend auf diese höhere Bildungsquelle hinzuweisen, und ihnen bei rechter Zeit den wahren Werth dieser Studien an's Herz zu legen. Endlich ist ja auch zu hoffen, daß, wenn auch nur Wenige einen wahren Gewinn davon ziehen, nur Wenige sich zu allseitigerer Ausbildung anspornen lassen, diese Wenigen, schon

durch ihr bloßes Daſein, eine wohlthätige Rückwirkung auf Andre äußern werden. Dann thut es auch das Studium der Alten nicht allein. Wird einer z. B. körperlich gewandt, blos weil er die Claſſiker ſtudirt? Wer nicht den Geiſt der Alten einzuſaugen vermag, nicht ihren allſeitigen Uebungen nacheifert, mit Einem Worte nicht, in gewiſſem Sinne, wie Einer der Alten zu leben trachtet, der hat dies Studium, wie ſo vieles Andre, mehr oder minder vergeblich getrieben. Endlich bedenke man doch, daß ja die unendlich größere Menge ohnehin mehr durch das Leben und Beiſpiel gefördert wird, als durch Studien. Für ſie iſt am meiſten von den Formen und Einrichtungen zu hoffen, die unmittelbar oder mittelbar in's Leben zurückzurufen griechiſch geſchulten Geiſtern gelingen mag.

Denen aber, die die Vorzüge griechiſcher Bildung überhaupt beſtreiten und die Forderung, ihr nachzuſtreben, nur als eine Ueberſchwenglichkeit ſolcher anſehn, die von der Schönheit und Claſſicität der aus dem Alterthum erhaltnen Werke hingeriſſen worden, haben wir eigentlich gar nicht zu erwiedern. Sie mögen immer meinen, unſre beſten Köpfe hätten das Alterthum überſchätzt. Allerdings dringt namentlich deutſcher Geiſt tiefer in das Reich der Ideen, und gewiß ruht unſer Streben auf einem ſolideren ſittlich religiöſen Grunde — aber an Allſeitigkeit der Kraftentwicklung, an Charakterform und äſthetiſcher Vollendung der ganzen Menſchlichkeit überragt das Griechenthum dennoch alle übrigen, und beſonders neueren Nationen in ſolchem Maße, daß es in dieſer Hinſicht, trotz ſeiner graduellen Beſchränktheit, gewiß als fruchtbarſtes Vorbild dienen kann. Humboldt ſelbſt überſchätzte den Grad griechiſcher Bildung und Fähigkeit und das Weſen griechiſcher Einrichtungen keineswegs. Die Saatsformen der alten Welt ſtellt er an ſich gar nicht einmal als Muſter für die Neueren auf, und ſelbſt in Kunſt

und Dichtung erkennt er den Vorzug der Neuern, in Gehalt und Empfindung, entſchieden an; aber im Allgemeinen verehrt er in der Kraftentwicklung jener Völker ein Vorbild, das, in ſeiner Totalität und Vollendung, am beſten geeignet ſei, das große Bruchſtück moderner Bildung zu ergänzen und dieſe damit zu vollenden. — Wenn Humboldt ſich bei Einzelheiten auch wohl zu allzu unbedingter Werthſchätzung hätte verleiten laſſen, wen würde dies an dem großen Griechenfreunde verwundern! Die Sprache ſchon übt manchmal einen verführeriſchen Reiz. So würden wir z. B. die attiſche Proſa, deren Einzigkeit und Vollendung kein Kundiger bezweifelt, doch nicht als ſo vollgültiges Muſter hinſtellen, wie es Humboldt wiederholt — auch in den Geſ. W. I. 108—9 — thut. Denn ſo vollendet in ihr auch die Scheidung des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks vollzogen ſein mag, ſo dünkt uns doch, daß die Beweglichkeit und ſüße Geſchwätzigkeit der Attiker eines Theils noch immer zu ſehr unter dem Einfluß dichteriſcher Form ſtand und wie alles Dichteriſche mehr auf den ſchönen Schein als den reinen Ausdruck der Wahrheit abzielte, dann aber überhaupt zu ſehr von dem Element einer den Athenienſern eigenthümlichen unaufhörlichen Dialektik und, wie Humboldt ſelbſt bemerkt, Sophiſtik durchdrungen war. Es iſt gewiß, daß die Griechen jener Zeit auch in der Proſa die Form über den Inhalt ſetzten. Daher wir bei aller Bewunderung für die Schönheit dieſer Proſa, in ihr doch noch mehr den Beleg finden, was ein Volk, dem die Form ſo viel und in gewiſſem Sinne alles gilt, das aber ſonſt mit allſeitigſter Kraft und Fertigkeit gerüſtet iſt, ſelbſt in ungebundner Rede zu erreichen vermag. Es verſteht ſich, daß wir, wenn von attiſchen Proſaikern die Rede, den Thucydides nicht ſpeciel mitinbegriffen haben. Dieſer ſteht ganz einzig da und kann in mehrfachem Betracht als derjenige angeſehen werden, der den Charakter dieſer Proſa zuerſt durchbrochen.

Humboldt war es mit der Forderung, die er an die Mitlebenden und Neueren überhaupt ſtellte, voller Ernſt. Er ſelbſt blieb dem Studium der Alten bis an ſein Ende treu, und ſetzte, um das Band ja nicht locker werden zu laſſen, jene Uebungen, das Alterthum ins Deutſche zu übertragen, ſelbſt unter den wichtigſten und drängendſten Staatsgeſchäften fort. Sogar in den Tagen des Wiener Congreſſes feilte er an griechiſchen Chorgeſängen, und erfüllte ſolche Aufgaben gleich der nächſten und nothwendigſten Pflicht. Selten fing er den Tag anders als mit Griechen oder Lateinern an. „Die Akten“ — ſchrieb er einſt an Wolf — „verderben ſonſt einen Menſchen von Grund aus.“ [10])

Mit Wolf pflog er auch einen regelmäßigen Briefwechſel, in welchem nicht nur die Anſicht über das Alterthum und die Encyclopädie der claſſiſchen Studien erörtert wurde, ſondern alles, was der Eine trieb, auch die Theilnahme des Andern beſchäftigte. Urtheile und Rathſchläge gingen hin und wieder. Mit regſtem Intereſſe begleitete Humboldt Wolf's Forſchungen, und zwar nächſt den encyclopädiſchen vor allen die über Homer, dann die Herausgabe der Homeriſchen Werke und die projectirte der Platoniſchen. Humboldt war der Erſte, dem Wolf ſeine homeriſchen Unterſuchungen mittheilte. „Der Gedanke über die Urheber der homeriſch genannten Gedichte,“ erwiederte ihm Humboldt ſchon im Januar 1793, „beſchäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizonte meiner Kenntniſſe und Beurtheilung näher liegt.“ Er wolle, fügte er hinzu, jetzt den ganzen Homer hinter einander durchleſen, ohne ſich zu präoccupiren, und, als hätte er blos einen ſolchen Gedanken gehört, auf ſeine Empfindungen merken. Dieſe werde er ihm dann en gros ſagen. Das Détail könne er erſt

10) Körte, a. a. O. II. 33.

Wolf's künftigen Détails hinzu oder entgegenſetzen. Dies that er, als die Wolf'ſchen Prolegomena ad Homerum erſchienen waren (1795.) Seine Briefe legen, wie uns Körte verſichert,[11]) hinreichendes Zeugniß darüber ab. Aus dem, was uns bis jetzt von dieſen mitgetheilt worden, geht ſchon hervor, daß Humboldt zwar die überlieferte Anſicht über den Verfaſſer der Ilias und Odyſſee für erſchüttert, die Unterſuchung des Gegenſtandes aber noch lange nicht für geſchloſſen anſah. So ſpricht er ſich offen in einem Briefe an Wolf vom 20. September 1796 aus. Kurz zuvor hatte er Voß in Eutin einen Beſuch gemacht und auch mit ihm über dieſen Gegenſtand geſprochen. Voß war gar nicht einig mit Wolf. Er glaubte, daß Homer wohl dennoch geſchrieben habe, fand nirgends Fugen und hielt die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge für ſo ſchwierig, daß er der Meinung war, Wolf habe nur den Homer um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. „Ich hätte mich gern," ſagt Humboldt, „mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer, mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und andern Theils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verſchiedenheiten des Stils, der Sprache u. ſ. f. ſein ſollen. Bei dieſen, glaube ich, hätten Sie anfangen müſſen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den

11) Körte, a. a. O. I. 277.

Gegner beſtreiten, nie aber ihn beſiegen zu können.“ [12]) Bis zu einem ſolchen entſchiedenen Sieg wird es aber auch ſchwerlich jemals irgend eine Anſicht über die Verfaſſer der Homeriſchen Gedichte bringen, wenn auch das noch als ausgemacht betrachtet werden kann, daß Ilias und Odyſſee nicht zu einer Zeit und nicht von einem und demſelben Dichter niedergeſchrieben worden ſind. — Voller Bewunderung äußert ſich Humboldt über Wolf's Ausgabe des Homer, ja er heißt ſie geradezu ein Ideal von Bearbeitung; man könne hier, meint er, den Ausdruck „Idee,“ gegen deſſen Entweihung Kant ſo ſehr eifere, platonice brauchen. Es ſei in jeder Hinſicht ein großes Werk und müſſe ein Canon alles Edirens werden. Nun werde es doch einmal einen Autor geben, den man bis auf grammatiſche Feinheiten hinunter citiren könne, ohne fürchten zu müſſen, falſche Lesarten und Fehler ſtatt Zeugen der Wahrheit zu finden. [13]) — Auch Wolf nahm an den Studien und Arbeiten ſeines verehrten Freundes nach Kräften Theil. So beſchäftigte er ſich wohl hauptſächlich um deſſentwillen mit der Aeſchyleiſchen Oreſtie und namentlich mit Agamemnon. Daß er von Humboldt auch zu ſpecielleren Forſchungen in dem Gebiete der philoſophiſchen Grammatik angeregt worden, läßt ſich, auch ohne nähere Belege, faſt als gewiß annehmen. An Sinn dafür mangelte es ihm ohnehin nicht. War es doch Wolf, der ſchon 1788 die deutſche Ueberſetzung des bekannten Werks von Harris: Hermes, oder philoſophiſche Unterſuchung über die allgemeine Grammatik, mit Anmerkung von ſeiner Hand begleitet, herausgab!

Es war natürlich, daß ein Mann, wie Humboldt, wenn er ſich einmal ſo gründlich mit dem Studium der Alten beſchäftigte, auch zu einzelnen ſpecielleren Forſchungen

12) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. S. 311—12.
13) S. Körte, a. a. O. I. 276—77.

auf dieſem Gebiete veranlaßt werden mußte und zwar hauptſächlich zu ſolchen, die die allgemeinere Richtung ſeines Geiſtes nahe genug berührten. Nun war ihm aber jederzeit nächſt dem Forſchen über die Natur und die Zwecke des Menſchen und neben der Alterthumskenntniß nichts ſo wichtig als das Studium der Kunſt, und zwar hauptſächlich der Dichtkunſt, und das Studium der Sprache. So finden wir denn ſein beſonderes Augenmerk, auch ſchon in jenen Jahren, auf den Charakter der alten Poeſie gerichtet und unter den Gattungen derſelben wieder beſonders auf die Lyrik. Dieſe Unterſuchungen gingen bei ihm ſtets Hand in Hand mit der Totalauffaſſung des antiken Geiſtes auf der einen und mit äſthetiſcher Speculation und Kritik und vergleichendem Hinblick auf unſere Nationallitteratur auf der andern Seite. Es war für ihn eine Lieblingsaufgabe deutſche und griechiſche Sprache wie die Kunſt und den Charakter beider Völker unaufhörlich zu paralleliſiren. Mit dieſem Triebe hingen auch ſeine Verſuche zuſammen, Muſterſtücke des griechiſchen Dichtergeiſtes in's Deutſche zu übertragen, indem er damit die Fähigkeit unſrer Sprache, ſich bis zu griechiſcher Beweglichkeit und Kunſt emporzuſchwingen, gleichſam mit eigner Hand auf die Probe ſtellte, während ihm die Ueberwältigung ſolcher Aufgaben zugleich als Mittel diente, das eigne Sprach- und Darſtellungsvermögen in immerwährender Uebung zu erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit zu bilden.

So iſt uns denn auch in Humboldt's Schriften und Briefen eine Reihe der trefflichſten Charakteriſtiken antiker Anſchauungsweiſe und Kunſt erhalten. Wir rechnen hieher beſonders ſeine Einleitungen zu einzelnen Pindariſchen Hymnen, die große Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon (1816) und die vielen herrlichen Stellen in ſeinem ſprachphiloſophiſchen Hauptwerk: „Ueber die Verſchiedenheit des

menſchlichen Sprachbaues“ (Einleitung zur Kawi-Sprache, Berlin, 1836.) Ich will nur Einiges hervorheben, z. B. die Darſtellung der antiken Begriffe Nemeſis und Dike (Einl. z. Agamemnon), die Entwicklung der griechiſchen Göttergeſtalten (Geſ. W. I. 217—30), und von den vielen unvergleichlichen Charakteriſtiken griechiſcher Dichtereigenthümlichkeit oder einzelner Werke nur die des Pindar (Geſ. W. I. 297—98. 330—31), des Aeſchylos und des Agamemnon insbeſondere (in der Einleitung zu dieſem), des Lukretius (Geſ. W. I. 99—100), endlich folgende Stellen in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 225: über die Griechen, 253: Griechiſche Litteratur, 255: Römiſche Proſa, 239—40: über eben dieſe und über Tacitus, 250: über Ariſtoteles und Platon. Dieſe Stellen gehören zu dem Herrlichſten, was je über den Geiſt der Alten und ihre Sprache oder einzelne Schriftſteller und Werke geſagt worden.

Am meiſten jedoch beſchäftigten Humboldt die Dichter, vor allem Pindaros und Aeſchylos — eine Vorliebe, die wirklich ſehr charakteriſtiſch, und in mehr als einem Betracht der zu gleichen iſt, die er für Schiller's Dichtweiſe hegte. Pindar und Aeſchylos ſind die erhabenſten unter den griechiſchen Dichtern, Schiller iſt es unter den neueren. Beide Griechen, und namentlich Pindar, ſind vorzugsweiſe ſpruchreich; ſie mahnen, wie Vorläufer, an jene Mitwirkung der Intellektualität, die in Schiller's Dichtungen eine Art Culminationspunkt erreicht hat. Wie aus Schiller, ſpricht uns aus dieſen Griechen ein ſittlicher Adel und die Kräftigkeit eines Charakters an, der, im Bunde mit den übrigen Eigenſchaften, die Wirkung ihrer dichteriſchen Kraft verdoppelt. Für Humboldt hatten jene Dichter auch noch andern Reiz. An ihnen beſonders ſtudirte er die alterthümlich kraftvolle Einfachheit der früheren Griechen. Die Fülle von Poeſie,

die ſich bei dieſem Volk nachher in ſo vielfachen Formen und Geſtalten offenbarte, wirkt bei dieſen ältern Dichtern noch in zuſammengedrängter Kraft, und um ſo ſtärker, da außerdem auch die den Griechen überhaupt eigenthümliche Verſchmelzung plaſtiſcher und muſikaliſcher Elemente vorzugsweis in ihrer Gewalt ſteht. Ueberhaupt ſchienen Humboldt die Lyriker und die lyriſchen Beſtandtheile des Drama am geeignetſten, die Elemente griechiſcher Kunſt und das Charakteriſtiſche ihrer Compoſition aufzufinden. Auch deshalb widmete er nächſt Pindarn dem Aeſchylos beſonderes Studium, weil bei dieſem das Lyriſche weit unvermittelter dem epiſchen Beſtandtheile der Tragödie zur Seite tritt, ſtatt durch innigere Vereinigung mit dieſem das eigentlichſt Dramatiſche hervorzubringen. Humboldt hielt jedoch überhaupt für unumgänglich nothwendig, den Chören der griechiſchen Dramatik ein beſonderes Studium zu widmen, um die lyriſche Poeſie dieſes Volkes in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es ſchien ihm daher wünſchenswerth, daß dieſe Chorſtücke vollſtändig geſammelt und, von deutſchen metriſchen Ueberſetzungen begleitet, beſonders herausgegeben würden. Dann erſt werde ſich ſowohl ihre Verwandtſchaft mit der übrigen Lyrik wie ihre Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit überſchauen laſſen, während ſie jetzt nur zerſtreut und mit einer auf das ganze Stück, dem ſie einverleibt ſind, getheilten Aufmerkſamkeit geleſen zu werden pflegen. Humboldt hatte den Plan, mit der Zeit ſelbſt einmal eine ſolche Sammlung zu veranſtalten. Er ſpricht davon in der Einleitung, die er im J. 1793 der Ueberſetzung eines Chors aus Aeſchylos' Eumeniden voranſtellte, von welcher gleich nachher die Rede ſein wird. Der Plan war jedoch ſchon damals auf ſpätre Zeit hinausgeſchoben und kam dann gar nicht zur Ausführung. Doch verdanken wir dem Intereſſe, das Humboldt gerade für dieſen Theil der griechiſchen

Dichtkunſt hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, ſondern vielleicht ſogar ſein Hauptwerk in dieſer Hinſicht, die Ueberſetzung des ganzen Aeſchyleiſchen Agamemnon. Denn in dieſem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein ſichereres Mittel, ſich ganz in den Geiſt eines Volkes oder ſeiner Sprache und Kunſt zu ſenken, als der eigne und immer fortgeſetzte Verſuch, deſſen Schriftſteller und namentlich Dichter, mit möglichſter Treue in die Mutterſprache zu übertragen. Humboldt lag dieſe Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten ſchon, daß er daran zugleich die Verwandtſchaft unſerer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und ſein eignes Sprachvermögen in ſteter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzuſetzen, daß er auch ſeine eigne dichteriſche Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Beſitze eigentlich produktiver Dichterkraft, ſo loderte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allſeitiger begabten Menſchen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetiſche Flamme, und zwar in ihm eine ſolche, die, faſt zunehmend mit den Jahren, ſich auch in ſelbſtſtändigen lyriſchen und elegiſchen Ergüſſen Luft machte. Pindar und Aeſchylos waren von den Griechen die ſeiner eigenen poetiſchen Stimmung wahlverwandteſten Geiſter. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade dieſen ſchwerſten griechiſchen Claſſikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher geleſen, mit wieviel Selbſtprüfung er an die erſten Verſuche ging, wie er Schillern um ſeine Meinung erſuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zuſammen das Urtheil ziemlich erſchöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfiſche einholte, wie er es ſpäter auch bei den erſten Verſuchen am Agamemnon thut. Bei

den Forderungen, die er an den Ueberſetzer ſtellte, war es auch keine Kleinigkeit, ſich gleich an ſolche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Ueberſetzungskunſt unter den Deutſchen in der erſten Entwicklung begriffen war, die Zeitmeſſung unſrer Sprache noch ſo ſehr im Argen lag und endlich unſre Sprache ſelbſt zu ſolcher Schmiegſamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbſt Voß, der große Meiſter, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte ſich erſt viel ſpäter an ſchwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeſchylos ſo wichtigen Silbenmaße feſtgeſtellt und wie ſehr damals noch der Text dieſer Dichter in dieſer Hinſicht und überhaupt verwahrloſt war, ſo können wir Humboldt's Wagſtück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Geſetze finden; der Verſuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forſcher in dieſem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voß'ſchen Arbeiten gewiß die wichtigſte werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in ſo weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz iſt er es allerdings noch von keinem Ueberſetzer. Die meiſten Verſuche fielen immer noch zu ſteif aus, oder ſie verwäſſerten den Dichter. Es giebt ſogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urterts, gar nicht zu genießen ſind. Von frühern Verſuchen ſind auch die einzelnen Herderſchen keineswegs zu verachten. Sie ſind zwar eher Umdichtungen, als Ueberſetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetiſchen Friſche und Klarheit verdienſtlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Ueberſetzer iſt auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die ſtrophiſche Abtheilung ganz verwiſcht. Humboldt's Ueberſetzungen ſind noch bis heute faſt die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, ſich erſt kürzlich ausdrückte,

„Treue in Inhalt und Form mit Klarheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks vereinigen.“ Eine Freiheit, die er ſich, namentlich in früherer Zeit, genommen, nämlich die Brechung der Worte, iſt, nach neueren Unterſuchungen, bei Pindar als unzuläſſig befunden worden. Wir erwähnen dies nur, weil es — mit Ausnahme einiger der früheſten Verſuche — Humboldt's Wille war, ſich ganz ſtreng auch an die Form des Originals zu halten.

Es war einmal ſein Wunſch, den ganzen Pindar zu überſetzen. Aber ſchon 1795 glaubte er nicht mehr an die Realiſirung deſſelben.[14]) Doch fuhr er bis in ſeine ſpätern Jahre fort, an der Uebertragung einzelner, auserwählter Oden zu feilen. Er ſuchte ſich theils die ſchönſten, theils ſolche aus, die ein beſonders eigenthümliches Gepräge an ſich tragen. Im zweiten Bande ſeiner geſammelten Werke ſind fünfzehn Stück enthalten, von denen bisher kaum der dritte Theil im Druck erſchienen war. Wir können mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ein beträchtlicher Theil dieſer Oden ſchon in den Jahren 1792—94 entſtand oder wenigſtens angefangen wurde. Doch nur von Zweien wiſſen wir es gewiß, von der Ueberſetzung der zweiten Olympiſchen, die Humboldt einzeln (Berlin, 1792) herausgab, und von der vierten Pythiſchen, die er, nach ſeiner eignen Ausſage gegen Schiller[15]), ſchon zu Auleben gemacht hatte, aber erſt 1795 in Gentz neuer deutſcher Monatsſchrift abdrucken ließ (November, S. 173—208.) Letzterer fügte er eine ſehr intereſſante Einleitung und auch erklärende Anmerkungen bei. In dieſer Einleitung ſagt er auch, daß die Ueberſetzung ihm nicht mehr ganz genüge, und daß er mehrere Stellen noch umgeändert haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu ſchaden, von der die Hauptwirkung

14) Briefwechſel zw. Schiller und Humboldt, S. 295.
15) Ebendaſelbſt.

abhänge. Das Silbenmaß kommt in dieſer Ode mit dem des Urtexts in der Wiederkehr ähnlicher rhythmiſcher Perioden, nicht aber in Abſicht der einzelnen Verſe überein, was Humboldt erſt etwas ſpäter verſuchte. — Außer dieſen Pindariſchen Stücken überſetzte er in dieſem Zeitraum auch einige Chöre aus Aeſchylos' Eumeniden und einen derſelben (V. 299—399) ließ er, mit einer kurzen Vorerinnerung, in Bieſter's Berliner Monatſchrift v. J. 1793 erſcheinen (Auguſt, S. 149—56.) Wir haben oben von dem Plane berichtet, mit dem dieſe Verſuche zuſammenhingen.

Humboldt gehört anerkannt zu unſern trefflichſten Ueberſetzern; ſeine Arbeiten in dieſer Hinſicht, namentlich der Agamemnon, reihen ſich würdig an die Leiſtungen eines Voß, A. W. Schlegel, Wolf, alſo der berühmteſten Namen in dieſem Fache an. Wenn ſeine Arbeiten noch immer etwas Schweres und an einzelnen Stellen ſelbſt undeutſch Scheinendes an ſich tragen, ſo liegt der Grund davon nicht in der Fähigkeit des Ueberſetzers ſondern in der Strenge der Principien, denen er folgt, dem damaligen Stand unſerer Sprache, die in ihrer Bildung noch nicht ſo weit vorgeſchritten war, um das überall freiwillig zu leiſten, was man nach dieſen Principien von ihr fordert, endlich aber und hauptſächlich, in der Schwierigkeit der Dichter, deren Bewältigung der Ueberſetzer ſich zur Aufgabe machte. — Nach dieſen Principien iſt eine nur den Sinn und Grundton eines Werkes wieder ſpiegelnde Nachbildung, ſo verdienſtlich ſie auch ſein mag, noch lange keine Ueberſetzung im wahren Sinne. Dieſe beſteht in der Kunſt *charakteriſcher Nachbildung* d. h. in dem Vermögen, den Charakter des Originals mit möglichſt treuer Anſchmiegung an Inhalt, Ton, Sprache und Rhythmus in einer andren Sprache wiederzugeben. Was die Treue der Ueberſetzung, in Betreff der im Urtext gebrauchten Wendungen und Ausdrücke anlangt, ſo

macht Humboldt Forderungen, die zu befriedigen Manchem ganz unmöglich ſcheinen wird. Man müſſe, ſagt er, bei jeder Beurtheilung einer Ueberſetzung zuerſt davon ausgehen, daß das Ueberſetzen an ſich eine unlösbare Aufgabe ſei, da die verſchiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weiſe gebildeter Begriffe ſeien. Nur von demjenigen, der dies richtig verſtehe, und davon durchdrungen ſei, laſſe ſich eine gute Ueberſetzung erwarten. „Jede Ueberſetzung," fährt er fort, „kann nur eine Annäherung, nicht blos an die Schönheit, ſondern auch an den Sinn des Originals ſein. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt ſie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß ſie mehr leiſten. Er muß nämlich bei einer guten Ueberſetzung zu erkennen im Stande ſein, welches Wort im Text ſteht." (Geſ. W. I. 136.) Aber nicht blos der Ausdruck ſoll mit dieſer Treue wiedergegeben werden, ſondern eben ſo der Rhythmus und das Silbenmaß des Originals. Eine Ueberſetzung, die nicht auch dies erſtrebt, giebt keinen vollſtändigen Begriff von dem Charakter der Urſchrift, und namentlich eines Kunſtwerks. Selbſt bei Ueberſetzungen indiſcher Lehrgedichte, wo es hinreichend ſcheinen könnte, nur den Inhalt mit möglichſter Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben — da die Form an ſich doch meiſt nicht von ſo großem Werthe iſt — gab Humboldt dennoch die metriſche Nachbildung nicht auf. Er würde zwar, ſagt er ſelbſt bei einer ſolchen Veranlaſſung, hier um der Genauigkeit des Ausdrucks Willen gänzlich auf das Metrum Verzicht geleiſtet haben, aber eine metriſche, ſelbſt weniger gelungene Ueberſetzung gewähre doch immer einen anſchaulicheren Begriff von dem Originale. Sie könne auch in unſerer Sprache gerade an Treue gewinnen. „Der Ueberſetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung verſetzt, die bindenden Geſetze der Silbenzahl und Silben-

länge machen ſchleppende proſaiſche Umſchreibungen unmöglich, und ſchneiden die ſonſt leicht zu weit gehende Unſchlüſſigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weiſe ab.“ (Geſ. W. I. 35.) Am umfaſſendſten ſprach ſich Humboldt in der Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon über dieſen Gegenſtand aus, und hier vergaß er auch nicht des erſten Begründers dieſer Principien mit gebührender Verehrung zu gedenken. Alle Werke von großer Originalität, ſagt er, ſeien eigentlich unüberſetzbar, wie viel mehr noch ein Werk von ſo eigenthümlicher Natur, wie der Agamemnon. Sehe man von den Ausdrücken ab, die blos körperliche Gegenſtände bezeichnen, ſo ſei ſchon kein Wort einer Sprache vollkommen einem in der andern gleich. Jede Sprache drücke den Begriff etwas anders, mit dieſer oder jener Nebenbeſtimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Daher biete jede Uebertragung nothwendig Verſchiedenheit dar. Vergleiche man die beſten, treueſten Ueberſetzungen, ſo erſtaune man, welche Verſchiedenheit ſelbſt da vorhanden ſei, wo man Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten ſuchte. Eine Ueberſetzung werde ſogar abweichender, je mühſamer ſie nach Treue ſtrebe; gerade weil ſie jede feine Eigenthümlichkeit nachzuahmen trachte, und jeder Eigenthümlichkeit doch nur eine verſchiedene gegenüberzuſtellen vermöge. „Dies darf indeß,“ fährt Humboldt fort, „vom Ueberſetzen nicht abſchrecken. Das Ueberſetzen, und gerade der Dichter, iſt vielmehr eine der nothwendigſten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen ſonſt ganz unbekannt bleibende Formen der Kunſt und der Menſchheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutſamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es iſt die wunderbare Eigenſchaft der Sprachen, daß

alle erſt zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geiſt der Nation, die ſie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren geſteigert werden können. Es iſt nicht zu kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten ſehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen ... ſich Alles, das Höchſte und Tiefſte, Stärkſte und Zarteſte ausdrücken läßt. Allein dieſe Töne ſchlummern, wie in einem ungeſpielten Inſtrument, bis die Nation ſie hervorzulocken verſteht. Alle Sprachformen ſind Symbole ... Dieſen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geſchieht, daß man ſie in ſolchem denkt, ausſpricht, empfängt und wiedergiebt, und ſo wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne geſteigert, zu einem mannigfaltiger ſich darſtellenden ausgedehnt. Wie ſich aber der Sinn der Sprache erweitert, ſo erweitert ſich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beiſpiel anzuführen, nicht die deutſche Sprache gewonnen, ſeitdem ſie die griechiſchen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat ſich nicht in der Nation, gar nicht blos in dem gelehrten Theile derſelben, ſondern in ihrer Maſſe, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in ächter und unverſtellter Form wirklich zur Nationallektüre geworden ſind? Es iſt nicht zu ſagen, wieviel Verdienſt um die deutſche Nation durch die erſte gelungne Behandlung der antiken Silbenmaße Klopſtock, wie noch weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klaſſiſche Alterthum in die deutſche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung iſt in einer ſchon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und ſie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch dieſe mit dem Talente

verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wieder gegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialischte Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet sein, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daß die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist." Wenn man dagegen aus ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen auch das Fremde vermeiden wolle, so zerstöre man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Daher komme es, daß durch die französischen Uebersetzungen auch nicht das Mindeste des antiken Geistes von den Werken der Alten auf die Nation übergegangen, ja auch nicht einmal das nationelle Verstehen derselben — denn von einzelnen Gelehrten ist hier

nicht die Rede — dadurch im Geringſten gefördert worden ſei. Der wahre Ueberſetzer müſſe ſich möglichſt ſchlicht an den Ausdruck des Textes halten. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führe gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verſchiedener Ton entſteht. Vor Undeutſchheit und Dunkelheit habe man ſich zu hüten, allein in dieſer letztern Rückſicht müſſe man keine ungerechten, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Ueberſetzung kann und ſoll kein Commentar ſein. Sie darf ſogar Dunkelheiten enthalten, wo ſie im Original liegen. Da Klarheit hineinzutragen, heiße den Charakter der Urſchrift verſtellen. Man muß ſich nothwendig in die Stimmung des Dichters, ſeines Zeitalters und der von ihm redend eingeführten Perſonen hineindenken; dann tritt oft eine hohe Klarheit an die Stelle der Dunkelheit. Einen Theil dieſer Aufmerkſamkeit muß man auch der Ueberſetzung ſchenken, und nicht verlangen, daß das, was in der Urſprache rieſenhaft und ungewöhnlich iſt, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faßlich ſein ſolle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Ueberſetzer am ſchwerſten, und nie durch Mühe erringt, ſondern meiſt nur einer erſten glücklichen Eingebung verdankt. — Die reine und richtige Nachbildung des Versmaßes iſt, nach Humboldt's Ausdruck, die Grundlage jeder anderen Schönheit. Kein Ueberſetzer könne in der Sorgfalt dafür zu weit gehen. Der Rhythmus, wie er in den griechiſchen Dichtern, vorzüglich den dramatiſchen, waltet, iſt eine Welt für ſich, auch abgeſondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Muſik. „Er ſtellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es ſich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen iſt.“ Die Griechen ſind das einzige Volk, dem

wahrhafter Rhythmus eigen war, und dies ist, nach Humboldt's Erachten, das, was sie am schärfsten charakterisirt. Was wir davon bei andern Nationen antreffen, sei nur ein schwacher Nachhall. Durch die Fähigkeit einer Sprache aber zu rhythmischer Vollendung werde zugleich das intellektuelle, ja sogar das moralische und politische Schicksal der Nation in hohem Grade bestimmt. „Hierin war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen." Denn er ist der Erhöhung fähig; und deßhalb dürfe der Uebersetzer, auch wenn er auf Seiten der Natürlichkeit gewinnen könne, sich doch keine rhythmischen Freiheiten erlauben. Nur so wandle er auf einer Bahn, auf der er hoffen könne, glücklichere Nachfolger zu haben. „Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßstab, prüfen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen — als dauernde Werke."

Zu so vollendeter Schärfe führte Humboldt die Theorie der Uebersetzungskunst, so selbstständig und eigenthümlich entwickelte er die Principien, die allerdings J. H. Voß zuerst begründet hat und die mit dessen Ansicht auch im Wesentlichen ganz übereinstimmen. Eben so scharf sind die Sätze, die Humboldt (in derselben Einleitung) über die Behandlung der Silbenmaße und die deutsche Zeitmessung, auch hier auf Voß'ens Wege eigenthümlich fortschreitend, aufstellt. Diese Grundsätze sind zum Theil strenger, und auch richtiger als die von Voß. Ueberhaupt huldigte er

keineswegs unbedingt den Maximen deſſelben, namentlich in der Praxis. So räumte er z. B. Vieles ein, was A. W. Schlegel in ſeiner bekannten Recenſion des Voß'ſchen Homer rügte. Manches war ihm aus der Seele geſchrieben. Aber vieles hielt er auch wieder für übertrieben und den Ton, den ſich der junge Recenſent gegen einen Voß erlaubte, hie und da für muthwillig.[16]) Humboldt ſelbſt tadelte viel an dem, was ſich Voß, als Ueberſetzer, in Behandlung der deutſchen Sprache herausnahm, wie auch die großen Härten in ſeinen eignen Gedichten. So las er, wie er an Schiller ſchreibt (14. Sept. 1795), einige Geſänge der Voß'ſchen Odyſſee einmal nur in Rückſicht auf Sprachneuerungen durch. Für jedes Capitel der Grammatik, ſagt er, könne man Abweichungen von der Regel darin finden. Sprachverbeſſerungen ſeien gewiß unentbehrlich, aber man müſſe die rechte Grenze im Neuern zu finden wiſſen. Das habe ihn veranlaßt, jetzt ſelbſt viel über dieſe Grenzen nachzudenken. Man müſſe, davon ſei er überzeugt, beſonders auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor ſich habe, achten. Der Ueberſetzer müſſe daher am ſparſamſten mit Sprachverbeſſerungen ſein, da er ſeine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, ſondern nach einer beſtimmten anderen Sprache umändere. Es würde daher, nach ſeiner Meinung, zuvörderſt nothwendig ſein, die Eigenthümlichkeiten einer beſtimmten Sprache ſo genau und zugleich ſo ausführlich anzugeben, daß es möglich würde, darnach einzelne empiriſche Regeln für die Sprachverbeſſerung herzuleiten. Er ſelbſt aber ſehe noch nicht ein, wie dahin zu gelangen ſei. Ehe man aber dahin gekommen, würden diejenigen, die für und wider Voß ſtreiten, allerdings „bald beide Recht, bald Unrecht

16) Brief an Wolf, vom 20. Sept. 1796. Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 313.

haben." — So ſehr Humboldt im Allgemeinen den Voß'ſchen Principien der Ueberſetzungskunſt beiſtimmte, ſo hielt er die Art, wie dieſer ſie ſelbſt anwendete, und die ganze Manier ſeines Ueberſetzens durchaus nicht für eine vollgültig muſterhafte. Dieſe Manier hat zu wenig Geſchmeidigkeit, ſie behandelt alles beinahe über einen Leiſten, und verräth oft zu wenig Kunſtſinn. In dieſer Hinſicht hat z. B. A. W. Schlegel den großen Vorgänger wirklich übertroffen. Ja Humboldt rühmte wegen ähnlicher Vorzüge auch eine Göthe'ſche Uebertragung des Homeriſchen Hymnus an Apollo (in Schiller's Horen von 1795 befindlich) [17]) an welcher ſonſt in Rückſicht auf Rhythmus und Versbau Manches auszuſetzen war. „Göthe's Hymnus," ſchreibt er an Schiller (30. Okt. 1795), „iſt ſtellenweiſe ſehr ſchön überſetzt, und es iſt artig, eine von der Voß'ſchen ſo ganz abgehende Manier zu ſehen." Humboldt's eigne Arbeiten ſind ganz frei von der doch wieder beſchränkten und etwas gewaltthätigen Behandlungsart, in welche der geniale Begründer der Ueberſetzungskunſt ſich von Jahr zu Jahr mehr einſponn, der darin wieder recht die Schranken der menſchlichen Natur Kund gab: im Beſitz der vollkommenſten Principien, und von dem eifernſten Streben beſeelt, vermochte er doch nicht das Vollendete zu leiſten. So konnten es ihm die ausgezeichnetſten ſeiner Nachfolger in größerer Beweglichkeit, natürlicherer Deutſchheit und einer dem Genius der Urſchriften treueren und ſelbſt genialeren Behandlung zuvor thun. Welche Mühe und wie viel Nachdenken aber Humboldt daran wendete, in der Theorie und Anwendung zu ſolcher Muſterhaftigkeit durchzudringen, dafür werden wir noch ſpäter beim Agamemnon einen glänzenden Beleg anführen. Hätte er ſich nicht gerade die ſchwierigſten Auf-

17) Warum fehlt ſie noch immer in Göthe's Werken?

gaben geſetzt, ſo würde er gewiß das Höchſte, was zu ſeiner Zeit möglich war, gegeben haben. Aber auch ſo gehört das, was er gegeben, zu dem Werthvollſten und Bedeutendſten, was Deutſchland in dieſem Gebiete geleiſtet hat.

Schon das Studium der griechiſchen Sprache feſſelte Humboldt mit unverſiegbarem Reiz. Sie erſchien ihm als die vollendetſte aller Sprachen, als eine Art Ideal. Den Griechen, ſagt er in einem Sonette, entbrannte des Geiſtes heilige Flamme „tonreich, wie keinem andern Volk hienieden“. Daß ſich die geſchichtlichen Ueberlieferungen in dem glücklichen Geiſt dieſes Volks von ſelbſt zum Stoffe der Kunſt geſtalteten, hielt er hauptſächlich für eine Wirkung der in ihrem erſten Urſprung dichteriſchen Sprache, die als ſchöne Form jede Materie ſich unterwerfe. Von einer andern Seite preist er ſie in einer Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen (1822): „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache,“ ſagt er da, „bildet die Stellung der grammatiſchen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes das die Wirkung der Ideen verſtärkt und in ſich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entſpringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichſam leiſe umſchwebender Reiz, ungefähr ebenſo, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Geſtalten ſelbſt, aus den bloßen Umriſſen ihrer Gruppen wohlthätige Formen hervorgehen. In der Sprache aber iſt dies nicht blos eine flüchtige Befriedigung der Phantaſie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logiſchen Verhältniſſen auch die grammatiſchen genau entſprechen, und der Geiſt wird immer ſtärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an ſcharfe Sonderung der grammatiſchen Formen gewöhnt.“

Das Studium dieſer Sprache war es auch, was ihn recht eigentlich zur philoſophiſchen Ergründung der Gram-

matik und der Natur und Entstehung der Sprache überhaupt leitete. Schon am 20. Nov. 1795 schreibt er Schillern: „Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten.“ Es war auch in jeder Hinsicht auf diesem Gebiete so gut wie nichts vorgearbeitet. Den Sprachforschern früherer Zeit fehlte der spekulative Sinn und von den ältern Philosophen hatten wenige die Sprache auch nur berührt. Und auch diese, ein Locke, Leibnitz, die Sensualisten Condillac, Harris und Lambert — wie wenig Haltbares hatten sie zu Tage gefördert! Humboldt, dessen Nachdenken so tief auf den Zusammenhang des Sinnlichen und Nichtsinnlichen gerichtet war, und der damit einen solchen Sinn für alles Sprachliche verband, mußte bald erkennen, daß in der Sprache eine konkrete Einheit jener Faktoren gegeben sei; das Studium des Gegenstandes mußte ihn nothwendig immer mehr anreizen; er mußte sich in das ganze Gebiet der positiven und vergleichenden Sprachkunde versenken, um in seinem höhern Alter selbst der Schöpfer der Philosophie der Sprache zu werden.

Zum Schluß hätten wir nur noch den Gewinn anzudeuten, den Humboldt aus dem Studium des Alterthums für seine ästhetische Ausbildung zog. Doch nur anzudeuten, denn die Darstellung der ästhetischen Richtung, die er durch die bisherigen Studien und durch stete Vergleichung der Alten und Neuern gewonnen hatte, gehört dem folgenden Buche an. Das Studium der Alten wirkte um so fruchtbarer auf seine Kunsteinsicht, weil er dabei stets auch die deutsche Sprache und Litteratur mit im Auge behielt. Es war ihm wie angeboren, beide unabläßig mit einander zu vergleichen. In

der deutſchen Sprache, die er ſo innig liebte und verehrte, ſah er jederzeit das dem Griechiſchen verwandteſte Idiom, ja ſelbſt die Bürgſchaft einer großen nationalen Zukunft. Ein Söhnlein, das ihm im Jan. 1800 mitten in Spanien geboren wurde, preiſt er in einem dichteriſchen Zuruf, ſchon in der Wiege glücklich, daß ihm das Geſchick durch die Geburt befähigt habe, die Höhen und Tiefen der Menſchheit gründlicher zu durchſchauen.

„Denn die Sprache Teutonien's iſt's, die, geſchmeidiger Bildung,
„Einſt dir des ahnenden Geiſts Erſtlingsgedanken erſchließt;
„Sie, die von eigenem Stamm entſproſſen, und kräftig und edel,
„Näher des Griechen Flug rauſchende Fittige ſchwingt.
„Wenig wird noch erkannt das Volk, das ſtill und beſcheiden,
„Aber tieferen Ernſts kühnere Bahnen ſich bricht;
„Doch ſie kommt die vergeltende Zeit, ſchon winkt ſie nicht fern mehr,
„Wo es dem Folgegeſchlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
„Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
„Sichrer herrſchet durchs Wort, edler ſein ſchaffender Geiſt.
„Wie in den Tagen des Herbſts die Sonne, von Nebel umſchleiert,
„Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erſt ſchießt;
„Aber kräftiger bald zertheilt ſie die fliehenden Wolken,
„Und auf die freudige Flur gießt ſie das flammende Licht.“ [18])

So war er auch unabläſſig bemüht, nicht blos den Charakter der griechiſchen Kunſt, ſondern zugleich das Weſen der neuern Dichtung, und beſonders der deutſchen, zu erfaſſen. Je mehr die Alten ſeine äſthetiſche Einſicht förderten, je weniger überſah er das großartige Streben ſeiner Landsleute. Jetzt nun, da er durch ſeine Studien ſo gekräftigt war, führte ihn das Geſchick unmittelbar an die Seite jener Dichter, die, im Begriff, durch Wettkampf mit den Alten ſich dem Kunſtideal zu nähern und die angeborne Fähigkeit durch theoretiſche Einſicht zu vollenden, eines Genoſſen kaum

18) Geſ. W. I. 382.

entbehren konnten, welcher die Kenntniß der Alten vom Grund aus geſchöpft hatte und nicht ſchon von vornherein in modernen Vorſtellungen befangen war. Wie oft hatte Humboldt an andern Zeitgenoſſen, an Herder, Woltmann, ſelbſt an A. W. Schlegel eine moderne und oberflächliche Auffaſſung des Antiken zu rügen! An Göthe's und Schiller's Seite gehörte ein Geiſt, der eben ſo viel Kenntniß jener Vorwelt als Mitgefühl für die neuere Kunſt, eben ſo ſelbſtſtändige Bildung als Hingebung an die edelſten Beſtrebungen Andrer beſaß. Da Leſſing todt war, genügte kein Anderer als Humboldt. Er allein griff mit ganzer Seele in das Streben dieſer Männer ein; er förderte ſie durch Kritik und Spekulation. Im Bunde dieſer Drei wurde, theils durch tiefere Ergründung der Natur der menſchlichen Einbildungskraft und der möglichen Wirkungen auf dieſe, hauptſächlich aber durch vergleichende Kritik der antiken und modernen Dichtung, unſre neuere Philoſophie der Kunſt begründet.

Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.

Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil. Zweite Hälfte.

Von 1794 bis 1798.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.

Drittes Buch.

Innigſter Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken.

1794 bis 1798.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauſchend ſtrömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu ſchauen.

Ich ſah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erſtenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geiſt des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreiſes ſchmückte,
Die beiden ſtrahlverwandten Zwillingsſterne,
Die ſpät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundſchaftsnähe mir das Schickſal rückte,
Da Bande, von der Liebe ſüß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Mit ſolcher Begeiſterung feiert Humboldt noch in ſpäten Jahren das Andenken an jene herrliche Zeit, die er, umgeben von häuslichen Freuden und der Alles mitempfindenden Gefährtin, meiſten Theils zu Jena, in der unmittelbaren Nähe unſrer großen Dichter und im ununterbrochnen Ideentauſch mit ihnen zubrachte. Das Sonett führt die Ueberſchrift: „Morgen des Glückes“ (Geſ. W. II. 364). Es bezieht ſich zum Theil ſchon auf die Periode, die im vorigen Buch an uns vorübergegangen, mehr aber noch und allſeitiger auf die, in welche wir jetzt eintreten, wo der Umgang mit Schiller ganz innig wird und der mit Göthe ſich dazu geſellt, wo unſer

Freund an dem Wirken dieſer Männer den vertrauteſten und ehrendſten Antheil nehmen durfte und dadurch eines der wichtigſten Glieder jener Weimar-Jenaiſchen Epoche wurde, d. h. jenes denkwürdigen Zuſammenlebens ſo vieler bedeutenden Geiſter auf dem engen Raume von ein paar kleinen Städten, das den Mittagsglanz unſrer Dichtung und die ſchöne Jugendzeit unſrer Wiſſenſchaft in ſich faßt. Weimar war der Vereinigungspunkt unſrer claſſiſchen Poeſie — auch Schiller nahm endlich da ſeinen Wohnſitz, und hier war es, wo er vom Wallenſtein ab jene Reihe Meiſterwerke ſchuf, die ihn uns Allen und namentlich unſrer Bühne ſo unvergeßlich machen. Als Humboldt 1794 nach Jena ging, lebte Schiller noch als Profeſſor an dieſer Univerſität, zwar als Lehrer wenig thätig, aber in ſich deſto ergriffener von dem philoſophiſchen Geiſte, der an dieſem Orte damals ſeine Stätte gefunden hatte. Zunächſt war es der Geiſt des großen Königsbergers, der dort den mächtigſten Einfluß erlangt hatte: von hier breitete er ſich, wie von einem Mittelpunkt, weithin über Deutſchland aus. Bald aber wurde das Kant'ſche Syſtem von neuen Richtungen, die aus ſeinem Schooße emporſtiegen, zurückgedrängt, und an demſelben Orte, wo es eine Zeit lang die alleinige Herrſchaft gehabt hatte, erlebten Fichte's Syſtem und die Naturphiloſophie ihre Geburtswehen, ja auch Hegel begann wenige Zeit nachher da ſeine Laufbahn. Wie Weimar, ſteht auch Jena, in ſeiner Art einzig da, und wenn ihm in mancher das ſpätere Berlin verglichen werden kann, ſo ſtellt ſich doch gerade in dieſem Vergleich die weſentliche Unterſchiedenheit zu Tage. Jena erſcheint uns im Gegenſatz zu der Capitale des deutſchen Nordens wie der Jüngling gegenüber dem Manne. Es repräſentirt das jugendliche Alter des deutſchen Denkens mit allen ſeinen Mängeln und Vorzügen, während an der ſpäteren Schöpfung ſchon das gereiftere Weſen der Forſchung und Wiſſenſchaft, freilich aber auch ihre Ueberreife und

Blaſirtheit, und namentlich eine weit größere Uniformität der Richtung unverkennbar iſt. In der Muſenſtadt an der Saale gährten die verſchiedenſten Beſtrebungen und Ideen neben einander, alle Grundrichtungen des ſpekulativen Geiſtes waren vertreten; während der ſpätere Centralpunkt — mit Ausnahme etwa der erſten Jahre nach der Stiftung der Hochſchule — ſo vielſeitig nicht war und ſich meiſt noch mehr für den Mittelpunkt ausgab als er es in der Wirklichkeit ſein konnte. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des letzteren Ortes für die ſpätere Zeit anſchlagen möge, ſo bleibt doch unbeſtritten, daß dieſer nur an die Stelle des früheren getreten iſt, dabei aber jenen Reiz des friſchen Blühens und Werdens der Wiſſenſchaft entbehren muß, ohne ſeinerſeits durch eine genugſam befriedigende Erhebung der Spekulation dieſen Mangel ſchon zu erſetzen. — Hiezu kam noch, daß die philoſophiſche Bewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der Vollendung unſrer claſſiſchen Dichtung parallel ging, und ſchon mit dieſer, ungleich mehr aber mit der neu auftauchenden romantiſchen Schule — die ſchon den Rückgang von jener Höhe einleitet, — in engem Zuſammenhange ſtand — ein Verhältniß, welches namentlich der Philoſophie immer eine erhöhte Bedeutung giebt. Stand doch ſchon einer unſrer größten Dichter mit der Spekulation in ſo inniger Berührung! Jetzt kam aber die eben genannte neue Schule, die, bei geringerer Produktionskraft und überhaupt abhängiger von gelehrter Doktrin, einer Stütze, wie ſie die neuere Philoſophie bot, faſt bedurfte. In der That, dieſe neue Schule nahm recht eigentlich von Jena ihren Ausgang; kaum hatte das Fegefeuer, das unſre großen Dichter in den Xenien angezündet, die Atmoſphäre der Litteratur gereinigt, daß Aller Augen ſich leichter auf das Aechte und Große wenden konnten, ſo pflanzten an demſelben Orte die Herausgeber des Athenäums eine neue Sturmfahne auf und wütheten noch weit ärger gegen

die unpoetiſchen Tendenzen der ältern Poeſie und den Ungeſchmack der Maſſen. Auch das ſteigerte den Ruf dieſer Stadt; alle Blicke waren auf dieſen Mittelpunkt Deutſchlands gerichtet. Beinahe Alles, was ſich in der Litteratur hervorthat, beſonders aber, was der neuen Richtung verwandt war, eilte an die Ilm und Saale, um von den Meiſtern der Kunſt oder den Führern der neuen Schule, oder von Beiden, ſich gleichſam den Ritterſchlag zu holen. Das war denn ein unaufhörliches Rumoren und ein Reiben zwiſchen Alt und Neu, wie es auf ſo engem Raume, in den Ringmauern ſo kleiner Orte und in der unmittelbaren Nähe eines fürſtlichen Hofes vielleicht nie, wenigſtens in dieſer Art nicht erlebt worden. Es war für das geiſtige Leben ein prächtiger Moment. Weſtlich und ſüdlich gab es Stürme ganz andrer Art, Stürme, gegen die der litterariſche, der philoſophiſche Kampf ſelbſt den Kleingeiſtern wie ein Spiel, wenn auch als gefährliches, erſcheinen mochte, während Andere den ganzen Ernſt dieſer Kämpfe erkannten und ſich an ihnen, wie an den glänzenden Schöpfungen in ihrem Geleit, labten nach dem tumultuariſchen Getöſe franzöſiſcher Umwälzung und dem Kriege, der auf eine Weile, freilich noch nicht für das ganze Deutſchland, vorübergegangen war. Die Machthaber hatten, glücklicher Weiſe, an Anderes zu denken! Wie manches Reinmenſchliche durfte damals zur Sprache kommen, ohne gefährlich zu ſcheinen, wie mancher Uebermuth ſelbſt ſich umtummeln, ohne, wenigſtens in den Augen der meiſten Regierungen, als ſtaats- oder ſittengefährlich zu gelten. Und wenn etwa Churſachſen einen kühnen Denker und Sprecher wie Fichte von der benachbarten Hochſchule vertrieb, ſo wurde dieſem alsbald und zwar damals von der preußiſchen Regierung und in Berlin ſelbſt ein Aſyl gewährt. Ein reges Geiſterleben fordert Freiheit, nicht blos Schutz und Pflege; es fordert Fürſten von dem offnen, hellen Sinn des unvergleichlichen

Carl August oder — bürgerliche Zustände, die einen Schirm solcher Art entbehrlich machen.

In solchem Glanze stand Weimar und Jena um und seit der Mitte der neunziger Jahre da, vor allem aber glänzend in dem Besitz eines Dichterpaares, das, ursprünglich so verschieden geartet, sich zum Staunen der Zeitgenossen vereinigte, um gemeinsam den Gipfelpunkt der Dichtung zu erklimmen. Neben diesen Geistern und einem solchen Bunde trat auch das Größte in Schatten, was in ihren Umgebungen, sei es von Alters her oder neuauftauchend, leuchten wollte. Hat uns überhaupt bisher nichts so volle Früchte abgeworfen, als unsre Dichtung, so konnte hinwiederum in ihrem Bereiche mit Göthe und Schiller weder das, was die älteren Dichter geleistet hatten, noch was die neue Schule hervorbrachte, in Vergleich treten. Die Letztere zumal war, mit wenig Ausnahmen, mehr kritisch als produktiv; sie erweiterte zwar die betretnen Pfade in der Theorie und Praxis, aber sie verflüchtigte auch das Gewonnene und stellte bei all' ihrem Streben, die Phantasie aus den Ketten der Philisterhaftigkeit und unpoetischer Tendenzen zu befreien, doch viel weniger selbst etwas Großes und Vollendetes zu Tage, als daß sie dazu beitrug, das vor ihr Errungene und Beste zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Der Hauptgewinn fiel wieder Göthe'n und — dies beabsichtete man freilich nicht — demnächst Schillern zu. Bleibt es nun überhaupt wohl das höchste Verdienst der Romantiker: den Sinn für die Kunst unter den Deutschen außerordentlich gehoben zu haben, so kann dagegen die Thatsache kaum noch bestritten werden, daß sie selbst das Wirken und Schaffen jener großen Geister unmittelbar fortzusetzen nicht im Stande waren, ja daß sie einen Fortgang solcher Art im Allgemeinen weit mehr abbrachen als förderten. Zum Glück — dürfen wir hinzusetzen — huldigten wenigstens einzelne

Genien, zwar ihren Anregungen, aber nicht, oder nicht immer ihrem Beiſpiel. Auf ſolche Weiſe, nämlich durch Rückkehr zu den gedrungeneren Formen unſrer claſſiſchen Dichter, gelang es vor Allen Uhland und in ſpätrer Zeit, auch Tieck, dem Hauptdichter der romantiſchen Periode, uns noch Früchte zu bieten, die dem Beſten, was unſre alten Meiſter ſchufen, wahrhaft ergänzend, und zum Theil ſogar wetteifernd, ſich anreihen. Was ſonſt unſre poetiſche Literatur neuerer Zeit aufweiſen mochte, beſonders die überwuchernde, blos ſubjektive oder Tendenz-Lyrik, ſteht nur allzuſehr unter dem Einfluß der neueren Schule, und ſo ſehr es auf der einen Seite Zeugniß von der angebornen dichteriſchen Natur unſres Volks ablegt, einer Begabung, die zu keiner Zeit ganz verſiegte und gegenwärtig ſich auf der Höhe einer großen Errungenſchaft und ſehr verfeinerter Technik ergehen kann, zeigt es auf der andern doch gar wenig ſchöpferiſche Kraft oder wahrhaften Fortſchritt in der Kunſt.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht die Einwirkung der romantiſchen Schule hervorgehoben und einen Blick auf die Fortentwicklung unſrer Dichtung geworfen. Hat es nämlich mit der letztern die eben angedeutete Bewandtniß — und wer läugnet dies noch als etwa Einer oder der Andere, der ſich ſelbſt als Dichter verſucht haben will — dann haben wir um ſo triftigere Gründe, unverwandt an jene großen Dichter hinaufzublicken und auf ihre Principe und Maximen zu achten, dann dürfen wir beſonders diejenigen Männer als ſichere Leitſterne zum Höheren betrachten, die jene Häupter ſelbſt am unverrückteſten im Auge behielten; die in ihrer ganzen Anſchauungsweiſe am innigſten mit ihnen, und zwar mit beiden verwachſen ſind und nächſt den eignen Werken Göthe's und Schiller's als die lebendigſte Tradition jener Weimar-Jenaiſchen Periode gelten können. Nun — ein

ſolcher Führer kann uns Humboldt ſein und in manchem Betracht er ganz allein. Nicht deshalb, weil er, wie ſo viele Andere, ſich auch nach Jena begab und in einer Zeit, wo er ohnedies nur geiſtigen Beſchäftigungen lebte, den regſten Antheil an den dortigen Bewegungen nahm. Das würde ihn noch nicht vor ſo Vielen auszeichnen, deren Name in jenen Tagen weit öfter und lauter gehört wurde, als der ſeine. Aber je ſtiller und für Viele unſcheinſamer ſeine Mitwirkung war, deſto tiefer und bedeutender war ſie in der Wirklichkeit. Er — und kein Andrer in dieſem Grade — genoß die Freundſchaft Schiller's und Göthe's zugleich; er nahm an ihrem Streben, gerade in der erſtern Zeit ihrer folgenreichen Vereinigung, den vertrauteſten und wirkſamſten Antheil; er förderte ihre Arbeiten durch Theorie und Kritik und half, durch ſeine Mitwirkung, die Principien der Kunſt auf jene Höhe führen, auf der wir uns, was die Theorie anlangt, im Weſentlichen noch heute befinden. Humboldt's Leben und Denken, inſofern es der Kunſt angehörte, haftete ohne Unterlaß an den Erinnerungen jener Zeit; er wahrte ihnen die treueſte Hingebung und fühlte ſich noch kurz vor ſeinem Ende mehrmals gedrungen, ſie auch öffentlich zu erneuern. Die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller nebſt der herrlichen Einleitung, die er hinzu fügte, dann die Worte, die er, gleich nach Göthe's Tode, an die Kunſtverſammlung zu Berlin richtete, ſind uns dafür die unzweideutigſten Belege. Dabei ſpricht ſich zugleich wenigſtens mittelbar die Anerkennung des Werthes aus, den er auf die einſtmalige Verbindung mit dieſen Geiſtern legte; in dem Sonett, das wir an die Spitze dieſes Buches geſtellt, äußert ſich dieſes Gefühl wahrhaft begeiſtert; und auch im vertraulichen Geſpräch hielt er es nicht zurück, „daß er ſich jener Zeit ſelig wiſſe.“ Dagegen hat er es, mit löblicher Beſcheidenheit, den Nachkommenden überlaſſen, von ſeiner

Theilnahme an dem Wirken jener großen Dichter zu ſprechen. Als er ſeine Correſpondenz mit Schiller veröffentlichte, erfüllte er nur eine Pietät gegen dieſen; und nicht ein Wort von ihm deutet ein Selbſtgefühl an, das ſich doch, ohne anmaßend zu ſein, recht wohl hätte blicken laſſen können.

Erſt mit dem Erſcheinen dieſes Briefwechſels wurde der Schleier über das Verhältniß gelüftet, in welchem Humboldt zu unſern Dichtern, und zwar vorzüglich zu Schiller, geſtanden. Vordem lagen nur einzelne Winke darüber vor, und auch dieſe wurden meiſt nur von Kundigen verſtanden, und gar oft ganz überſehen. Solche Winke fanden ſich z. B. in Körner's (des Vaters) Notizen über Schiller's Leben, an manchen Stellen von Göthe's Werken ſeit der Ausgabe letzter Hand, und am reichlichſten in dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, der aber in dieſer Rückſicht allerdings erſt durch das Erſcheinen der eben beſprochenen Correspondenz die volle Aufklärung finden konnte. Der Körner'ſche Lebensabriß enthielt ſchon einige Stellen aus Schillers Briefen an Humboldt, doch ohne daß der Letztere namhaft gemacht wurde. Im Jahr 1830 gab uns Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, eine ausführlichere Biographie des Dichters, geſtützt zwar auf Körner, aber aus Familienpapieren und ihren eignen Erinnerungen reichlich vermehrt. Auch hier wurde Humboldt's und ſeines Verhältniſſes zu Schiller in Ehren gedacht. Dann aber, und noch in demſelben Jahre, erſchien der Briefwechſel zwiſchen Schiller und unſerm Humboldt ſelbſt, von dieſem mit der ſchon mehrgenannten Vorerinnerung über Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung begleitet, (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung). So iſt denn endlich auch hier, wie faſt über das ganze Gebiet unſrer neuern Litteraturgeſchichte, durch die Mittheilung von Briefen bedeutender Notabilitäten und voll-

ſtändiger Briefwechſel derſelben — Mittheilungen, deren wir uns beſonders ſeit Mitte der zwanziger Jahre zu erfreuen hatten — ein erwünſchtes Licht aufgegangen. In der That, vor dieſer Zeit war es kaum möglich, eine irgend zureichende Geſchichte der Schiller-Göthe'ſchen Zeit zu entwerfen. Denn erſt jetzt iſt uns vergönnt, auch in die Werkſtätte jener großen Künſtler zu ſchauen. Waren doch vorher oft die intereſſanteſten Nebenumſtände oder wirkſamſten Einflüſſe völlig unbekannt. Wie Wenige z. B. gab es, die auch nur von Hörenſagen einige Kenntniß von unſers Humboldt's Theilnahme an den Beſtrebungen jener Männer bekommen hatten? Er war mit Schiller ſehr befreundet, ſagte man, lebte einige Zeit in deſſen Nähe zu Jena, und ſchrieb einſt ein Werk über Göthe's Hermann und Dorothea — das war etwa Alles, was ſelbſt Gebildetere wußten, und das Werk über Hermann hatten auch von dieſen nur die Wenigſten geleſen.

Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt war aber auch in andrer Hinſicht eine beſonders anziehende und hervorragende Erſcheinung. Bei allem Gewinn, den uns die Veröffentlichung ſo vieler Briefſchaften brachte, läßt ſich doch auch nicht verkennen, daß unſre Litteratur gar viel Spreu in ſich aufnehmen mußte, um in Beſitz der gehaltreichern Materialien zu gelangen. Man hat zuletzt ſelbſt von geringen Geiſtern das Geringfügige nicht vorenthalten und wie es immer geht, das Intereſſe ausgebeutet, das die Zeitgenoſſen für dieſe Publikationen an den Tag legten. Dagegen iſt die Correſpondenz zwiſchen Schiller und Humboldt unter der Maſſe dieſer neuerdings zum Druck gekommenen Sammlungen gewiß eine der gewichtigſten; ja, im Verhältniß zu ihrem Umfang, vielleicht die gehaltvollſte von allen. Von den Briefwechſeln hiſtoriſch-politiſchen Inhalts können wir hier ohnehin abſehen. Welche litterariſche Correſpondenz

überragte aber die hier in Rede ſtehende, ſei es an Tiefe des Gehalts oder nach Bedeutung der Urheber, wenn wir die eine ausnehmen, vor der freilich eine jede die Segel ſtreichen müßte — nämlich den Briefwechſel Schiller's und Göthe's, da für dieſen ſchon die Bedeutung des Verhältniſſes den Ausſchlag gäbe, wenn auch der Inhalt an ſich ſo unvergleichlich nicht wäre. Trotzdem ſteht die Schiller-Humboldt'ſche Sammlung nicht zu ſehr hinter dieſer zurück, ja wir dürfen kecklich behaupten, daß ſie faſt eine gleich tiefe und noch dazu eine unausgeſetztere Wirkung auf den Leſer hervorbringt. Dieſe fortwährende Spannkraft erklärt ſich zur Genüge aus der Individualität beider Briefſteller, und namentlich, wenn es hier erlaubt iſt ſo zu ſagen, des Wortführers unter ihnen. Wir können auch hier eine Vergleichung mit dem oben genannten Werke wagen. Wenn in dieſem Göthe mehr als Gegenſtand, denn als Mitredender erſcheint und deshalb der kritiſchere Geiſt Schillers in gewiſſem Sinne vorwiegt, ſo erſcheint in dem zweiten gerade umgekehrt Schiller mehr als Objekt, und es tritt dem forſchenden, aber zugleich ſchöpferiſchen und beſonders in dieſem Moment den Uebergang zu neuer Dichterthätigkeit ſuchenden Genius hier ein andrer ſinnender Denker gegenüber, dem es beſchieden iſt, jenen in dieſer Kriſis zu fördern und in der Gewißheit ſeines Berufs zu beſtärken. Allerdings kann ſelbſt in dieſer Lage der kritiſche Geiſt eines Schiller ſich nicht ſo leidend als Objekt darbieten, wie etwa Göthe; Schiller läßt ſich nicht blos „ſeine Träume auslegen;" nein, ſelbſt mit dem, der ihn in der eignen Ueberzeugung beſtärkt, ihm mit den ſinnverwandteſten Ideen entgegeneilt, kämpft er noch um Nebenſätze und Nüancen, hält, oft länger als gut iſt, an ihnen feſt, und erſcheint ſelbſt im Augenblick, wo er entwaffnet wird, noch als Sieger. Darin lag aber gerade ein Reiz, eine Aufforderung für Humboldt. In der That, dieſem

ergeht es faſt eben ſo wie Schillern gegenüber von Göthe. Indem er ſich bemüht, den Geiſt des mächtigen Genoſſen in ſeiner Tiefe zu erfaſſen, wird er zu einem doppelten Aufgebot aller ſeiner Kräfte genöthigt. Daher denn der Gedankenſchwung und alle Liebenswürdigkeit, die Humboldt Freunden zu ſpenden vermochte, in dieſen Briefen an Schiller ganz vornehmlich zu Tage treten. — Um aber die volle Bedeutung zu würdigen, die dieſer Briefwechſel für unſre Litteraturgeſchichte anzuſprechen hat, müſſen wir noch beſonders den Zeitabſchnitt ins Auge faſſen, in welchem dieſer Verkehr zwiſchen beiden Männern Statt hatte. Er fällt hauptſächlich in die Jahre 1794 bis 1797. Gerade dieſer Zeitraum, ſo drückt ſich Humboldt ſelbſt darüber aus, war ohne Zweifel der bedeutendſte in der geiſtigen Entwicklung Schiller's. „Er beſchloß den langen Abſchnitt, wo er ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſteins an, wie im Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war eine Kriſe, ein Wendepunkt, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erfahren hat.“ Welcher Einſichtige würde dieſen Worten nicht beiſtimmen! Es war die Zeit, wo Schiller, ſchon eine Reihe Jahre in den Banden der Spekulation feſtgehalten, dem Drange, zu neuer dichteriſcher Thätigkeit überzugehen, kaum länger widerſtehen konnte, die Zeit, wo er ſchon anfing, in der Spekulation ſelbſt ſich den Weg in die Praxis zu bahnen. Auch hatte ihn ſchon die gewaltige Natur Göthe's im Tiefſten ergriffen; beinahe ſich ſelbſt vergeſſend, hatte er ſich in das Anſchauen dieſer Natur verſenkt. Um ſo ſehnſüchtiger regt ſich das Verlangen, die Nebel der Spekulation zu zerſtreuen und in das ſonnige Gebiet der Kunſt zurückzutreten. Aber er kann ſich auch

jetzt ſeiner Natur noch nicht entſchlagen: er bedarf der ſpekulativen Ueberzeugung, denn erſt auf dem Boden einer gewiſſen theoretiſchen Vollendung wächſt ihm der Muth, zur Ausübung in einem höhern Style zu ſchreiten. Wie er es angreifen ſoll, das erfaßt er nicht inſtinktmäßig, nicht aus dem bloßen Vorbild anderer Künſtler, ſondern durch mühſame Selbſtorientirung und theoretiſches Studium der Kunſt. Mitten in dieſer Periode ward er manchmal völlig zweifelhaft an ſeinem Dichterberufe; die Vergleichung mit Göthe, die er jetzt anſtellte, drückte ihn noch; er mußte erſt zur Gewißheit kommen, daß etwas in ihm ſei, das er nur vollkommener zu entwickeln nöthig habe, um ſich einem ſolchen Meiſter gegenüber nicht durchaus im Nachtheil zu befinden, ſondern ſelbſt mit ihm wetteifern zu können. Hiezu mußte er aber wieder erſt die klare Einſicht erlangen, in welchen Zweigen der Dichtkunſt ſein Naturell ſich am höchſten zu entfalten vermöge. In allen dieſen Beziehungen nun fand er bei Humboldt die prüfende und ermuthigende Zuſprache, die er nur wünſchen konnte, ja wir ſehen, daß der gleichzeitige Verkehr mit dieſem und mit Göthe weſentlich dahin wirkt, den baldigen und glücklichen Ausgang dieſer Kriſis in ihm zu beſchleunigen. — Daher ſchon die hohe Bedeutung, die dieſer Briefwechſel mit Schiller einnimmt, daher auch die Anerkennung, die ihm ſelbſt von Solchen zu Theil wird, die den Einfluß Humboldt's an und für ſich mehr als gefährlich für Schiller denn als wohlthuend anſehen wollen. Sonderbarer Weiſe iſt Letzteres gerade den neueren Biographen dieſes Dichters begegnet. Dennoch räumt z. B. Guſtav Schwab, in ſeinem ſonſt überhaupt recht ſchätzenswerthen „Leben Schiller's“ (S. 495) vor allem andern ein, daß dieſer Briefwechſel die vollſtändigſte und ausführlichſte Nachricht von des Dichters innerem Leben in den Jahren 1795 u. 1796 enthalte. „Die überwiegende Mehrzahl der Briefe,“ ſetzt er dann hinzu, „iſt

von Humboldt; aber man erfährt auch ſo unendlich viel und Weſentliches über den Poeten, über ſein Forſchen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er ſich beſchaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, ſondern auch ſeinem dichtenden Freunde verwandter, in die philoſophiſchen Tiefen der Poeſie eindringender, den Dichter, den er bewundert, ſtudirender Geiſt iſt."

Es iſt nur zu beklagen, daß eine ziemliche Zahl der Briefe für uns verloren gegangen iſt. „Die gegenwärtige Sammlung", ſagt Humboldt ſelbſt darüber in ſeiner Vorerinnerung, „enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz unintereſſante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollſtändig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'ſchen an mich iſt auf dem Landſitz, wo ich dies ſchreibe [zu Tegel], in den unglücklichen Kriegsereigniſſen des Jahres 1806 verloren gegangen." Es wurde ſchon bemerkt, daß der bedeutendſte Theil dieſes Briefwechſels in die Jahre 1795 und 1796 fällt. Vor- und nachher lebten ſie einige Zeit im engſten perſönlichen Umgang. Dann aber war Humboldt meiſt im Ausland und der Briefwechſel nicht mehr ſo ununterbrochen. Im Weſen jedoch blieben ſie ſich immer nah, und ſelbſt der frühe Tod des Einen löſte nichts an der Gemeinſchaft, die ſich in jenem Zuſammenleben und Ideenaustauſch begründet hatte. Wie mannigfach die Gelegenheit war, die ſich Humboldt darbot, ſeine Kunſteinſicht zu ſteigern; wie abweichend ferner der Charakter ſein mochte, der in unſrer ſpätern Litteratur vorherrſchend ward, ſo ließ ſich doch Jener durch alles dies die Grundüberzeugungen nicht erſchüttern, die er mit Schiller erfaßt, und durch nichts die Liebe verringern, die er dieſem gewidmet hatte. Vielmehr, wie er dem Lebenden in jener entſcheidenden Epoche fördernd und geleitend zur

Seite gegangen war und gleichſam Hebammendienſt geleiſtet hatte, ſo erfüllte er nach dem Tode deſſelben den ſchönen Beruf, ungeirrt von den äſthetiſchen Einſeitigkeiten der Zeitgenoſſen, ſeinen großen Freund zu hegen und, gleichſam als Vertreter, in unſerer Wiſſenſchaft zu überleben. In der That, die Urtheile, die Humboldt in ſeinen Briefen und der Vorerinnerung zu dieſer Sammlung niederlegt hat, können als Fundament jeder unparteiiſcheren wiſſenſchaftlichen Anſicht über Schiller betrachtet werden. Daher denn auch diejenigen, die dieſen Dichter neuerdings auch äſthetiſch unbefangner zu würdigen wiſſen, oft ſchlechtweg an Humboldt's Stimme anzuknüpfen nicht ermangelt haben.

Vor der Hand muß uns dieſe Correſpondenz ſo wie die Schiller-Göthe'ſche zum Theil auch als Erſatz für die dritte in dieſem Cyclus dienen — nämlich für die zwiſchen Humboldt und Göthe, von welcher bis jetzt leider nur einzelne Bruchſtücke, namentlich eine Schilderung des Monſerrat in Spanien, eine Stelle über Rom, und ein Brief Göthe's über den Abſchluß ſeines Fauſt, zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Ohne Zweifel wird auch dieſer Briefwechſel uns nun bald vollſtändig zu Gut kommen und unſre Einſicht in das Verhältniß dieſer Geiſter mannigfach ergänzen. Aber wohl nur ergänzen; denn die nächſte und innigſte Verbindung unſeres Humboldt blieb doch die mit Schiller; das perſönliche Verhältniß mit dieſem war für beide Theile noch erfolgreicher, als das des Erſtern mit Göthe; und was ſeine Anſichten über dieſen betrifft, ſo hat Humboldt dieſelben ſchon in früher Zeit in einem eignen Werke niedergelegt und kurz vor ſeinem Tode noch wiederholt bekräftigt. Wie viel werthvolle Details und unſchätzbare Mittheilungen wir von der letztern Seite alſo auch noch zu hoffen haben, das Weſentlichſte davon liegt doch zu Tage, bevor dieſe Quelle geöffnet worden.

Schiller und Göthe haben das Verdienſt dieſes Genoſſen

und ſeine Stellung zu ihnen gar wohl anerkannt, wovon ſich hinlängliche Belege in ihren Briefen und Werken finden. Doch darauf kommen wir noch näher zu ſprechen. Fragen wir aber nach dem Gewinn, den die Nachkommenden, unſre Äſthetiker, Kritiker und Litteratur-Geſchichtſchreiber, aus Humboldt's äſthetiſchen Schriften und beſonders dem eben beſprochnen Briefwechſel gezogen, oder nach der Weiſe, wie ſie deſſen Stellung zu unſren Dichtern gewürdigt haben, ſo bleibt uns hier faſt eben ſo viel noch zu wünſchen, als in der Beurtheilung dieſer Dichter ſelbſt, ihres gegenſeitigen Einfluſſes und ihres gemeinſchaftlichen Wirkens. Es konnte auch nicht anders ſein. So lange die Kritik nicht beide Dichter nach ihrem Werthe zu ſchätzen weiß, muß unſeres Humboldt's Stellung nothwendig unbequem ſein. So wie man auf Schiller gern vornehm herabgeſehen und in langen Abhandlungen über Poeſie, ſogar über dramatiſche Poeſie, ſeinen Namen nicht einmal genannt hat, ganz ſo hat man von dem Humboldt'ſchen Briefwechſel ſo viel als thunlich Umgang genommen. Von denen beſonders, die den neuern philoſophiſchen Schulen angehören, wiſſen ohnehin die Meiſten mit den äſthetiſch-kritiſchen Schriften beider Männer wenig anzufangen. Nicht blos das iſt ihnen ein Anſtoß, was darin noch an Kant's Anſchauungsweiſe und Kantiſche Formeln erinnert, ſondern mehr noch die Natürlichkeit des Denkens und Darſtellens, die beide Männer ſo vortheilhaft auszeichnet. — An einer ganz genügenden Schilderung der Litteraturepoche von 1794 bis 1805 fehlt es uns überhaupt, und doch kann erſt in einem Werke dieſer Art die Stellung aller einzelnen wirkenden Geiſter in das hellſte Licht gebracht werden. Die verdienſtvollen Vorarbeiten für eine ſolche Leiſtung zu verkennen, ſei weit von uns, ſo wie wir auch gewiß nicht in Abrede ſtellen, daß durch Einzelne, die jene Aufgabe theilweiſe oder auch nur andeutend berührten, ſchon manches geſchehen, die Bedeutung der Haupt-

und der Nebenfiguren gründlicher zu beleuchten. Was Humboldt betrifft, so waren insonders die Biographen und Commentatoren Schiller's zu einer nähern Beachtung seines Wirkens wohl gezwungen, und wir finden daher bei den ausgezeichnetsten von ihnen, wie Hoffmeister und Schwab, und bei Götzinger („Deutsche Dichter"), seiner wohl gedacht und seine Stimme, wenn auch nicht bei Allen ganz so, wie wir es erwarten, berücksichtigt. Von Schwab ist schon die Rede gewesen. Aber auch Hoffmeister — dessen Leben und Geistesentwicklung Schiller's (1838—1842) sonst so ungemeine Forderungen befriedigt — behandelt den Geist, der, vor ihm, sich am tiefsten in den Genius jenes Dichters versenkt hatte, nicht mit der Gunst, die er verdiente, oder gab wenigstens erst in den letzten Heften einer, wie es scheint, anerkennenderen Stimmung Raum.

Nun haben wir aber dessen zu gedenken, der von Allen, die sich mit dieser Litteratur-Epoche beschäftigten, die Stellung unsres Humboldt am schärfsten erfaßt hat. Dies ist Gervinus in seiner jüngst erschienenen „Neueren Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen" (1841—42), den letzten Theilen eines Werks, wie wir auf diesem Gebiet uns früher keines ähnlichen rühmen konnten, das einen wahren Fortschritt begründet, und auch da, wo wir den Verfasser in die gehörigen Schranken zurückweisen möchten, unsre Beachtung erheischt. Würde der Verfasser, unbeschadet des kritischen Sinns, es über sich gewonnen haben, besonders da, wo er sich ganz überlegenen und classisch entwickelten Genien oder den einzelnen vollgültigen Schöpfungen solcher Geister gegenüber befindet, nicht eine so entschiedne Censormiene anzunehmen und hätte er gleich auf dem Titel seines Werks auch den culturgeschichtlichen Standpunkt bezeichnet, von dem aus er sich nun einmal und wir glauben, mit Fug und Recht, vorgesetzt hat, die Entwicklung unsrer Litteratur zu verfolgen,

ſo würde er ſeinen großen Zweck noch vollſtändiger erreicht haben. Aber auch ohne dieſe Vollendung bleibt es ein originelles, großes und, wie wir hoffen, fruchtbares Werk. Daß der Verfaſſer mit Vorliebe bei einzelnen Männern verweilt, daß er ſich ſo oft als thunlich auf dieſe beruft, iſt ein Vorzug des Werks, und ſpricht auch da noch für den Charakter des Urhebers, wo dieſe Vorliebe wirklich zu weit getrieben oder am unrechten Fleck geäußert wird. Ohne Zweifel hat Gervinus die Hauptfiguren unſrer neuern Litteratur und ihre Stellung zu einander mit einer Umſichtigkeit und Schärfe beleuchtet, wie vor ihm Keiner — und das Rechte im Ganzen getroffen, wenn man auch im Einzelnen noch oft ein Gewicht wegnehmen, oder zulegen muß, und das vollendete Maß da noch immer am ſchmerzlichſten vermißt, wo man es am ſehnlichſten erreicht wünſchte. Gewiß mit Recht vindicirt er Schillern ſeine Ehrenſtelle neben Göthe, doch dieſes löbliche Streben verführt ihn wieder, Letzteren auf eine manchmal unerträgliche Weiſe zu hofmeiſtern. Zwar erklärt auch er ihn mehr als einmal für den größten Dichtergenius der neuern Zeit; nichts deſto weniger behandelt er ihn mit ſolcher Ungunſt, daß wir darüber ebenſo zu klagen als uns andrerſeits über eine Kritik zu freuen haben, die von den blinden Bewunderern Göthe's ſo oft vergeſſen wird. — Immer aber bleibt, was Gervinus in der Beurtheilung beider Männer geleiſtet, ſchon eine ſehr bedeutende Gabe. Beſonders glücklich erſcheint er da, wo er ſich vorzugsweiſe als Geſchichtsſchreiber zeigen kann, in der Beleuchtung der Zeitlage und Umgebungen dieſer hervorragenden Geiſter, und in Gruppirung des Zuſammengehörenden. So hat er inſonders Humboldt ſcharf ins Auge gefaßt und ſein Eingreifen in die große Epoche deutſcher Dichtung mit beſondrer Liebe verfolgt. Mit ſichrer Hand greift er ihn aus der übrigen Menge heraus und rückt ihn

unmittelbar an Schiller und Göthe hinan. Humboldt gehört überhaupt zu den Wenigen, die er, so oft es möglich, als leuchtende Vorbilder hinstellt, die er selbst als seine Lehrer und Führer angiebt. Gleich in der Einleitung seines größeren Werkes — Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen, I. 11 — gab er die Erklärung ab, daß er auf kein Lehrbuch zu verweisen wisse, worin die Ansichten über das Schöne und die Dichtkunst zusammengefaßt seien, die ihm in dieser Geschichtsdarstellung zur Richtschnur gedient hätten. Nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt ꝛc., könne er nennen. Lessing und namentlich dessen Dramaturgie betrachtet er als Grundlage, auf der dann „Göthe, Schiller und Humboldt ihre ästhetischen Theorien ausbildeten.“ (Neuere Gesch. I. 354.) An mehreren Stellen hebt er hervor, wie viel Schiller Humboldt verdankte; er sagt aber auch, daß dieser sich an den Abhandlungen des Ersteren, vor allen an der über naive und sentimentalische Dichtkunst, zu seinen „ästhetischen Versuchen“ ermuthigt habe. „Auch auf die artistisch-physiologischen Arbeiten Humboldt's wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich diese verwandten Naturen begegneten.“ (I. 436) Allerwärts weist er auf den engen Zusammenhang Humboldt'scher Kunsttheorie und Kritik mit den Ansichten, Briefen und Werken Schiller's und Göthe's hin. Irgendwo [1]) nennt er die ästhetische Kritik desselben überhaupt eine der schönsten Früchte, die der Verkehr dieser Dichter getragen. Wer Humboldt's verschiedene Winke und Aufsätze in diesem Gebiete kenne, werde sowohl in Schiller's Schriften wie im Briefwechsel Schiller's und Göthe's auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm

1) Gervinus: über den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836, S. 129.

Ausgeführten gerathen. Die ebengenannten „äſthetiſchen Verſuche“, die ſich an Hermann und Dorothea anlehnen, und die Einleitung, die Humboldt ſeinem Briefwechſel mit Schiller voranſtellt, erklärt er (N. G. II. 472) für „die beiden ſchönſten Denkmale, die unſern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloſer Liebe geſetzt worden.“ An erſterem Werke bewundert er, wie auch Schiller, die Uebereinſtimmung der Humboldt'ſchen mehr metaphyſiſchen Betrachtungen mit den für den Künſtlergebrauch eingerichteten Maximen Göthe's. Zwar bewegt ſich Humboldt mehr in Schiller's Art, aber mit dem Unterſchiede, daß er als eifriger Helleniſt dem realiſtiſchen Standpunkt Göthe's näher ſteht; dabei aber wieder viel bereiter als Göthe iſt, die moderne Kunſtleiſtung neben der antiken gelten zu laſſen. Gerade durch den Mangel eigentlich produktiven Talents, war es Humboldt möglich, ein Genie in der Gabe ungetrübter Empfänglichkeit zu werden. Jenen ſchaffenden Geiſtern gegenüber war dies allerdings nur einſeitiger Vorzug, aber doch eine Superiorität, die ſogar Schiller, ſelbſt ein ausgezeichneter Kritiker, zugeſtand.

Dieſen Stimmen über das Schiller-Göthe-Humboldt'ſche Zuſammenwirken ſchließt ſich ſo eben noch die eines vorzüglich berufenen Sprechers an, die Stimme eines Mannes, der ſich ganz eingelebt hat in die Weimariſchen Erinnerungen, der Humboldt perſönlich kannte und über ſein Verhältniß zu Göthe als Augenzeuge ſprechen kann — Friedrich von Müller nämlich, in einem Aufſatz über die erſten Bände von Humboldt's geſammelten Werken.[2]) Er faßt inſonders das Verhältniß zu den beiden Dichtern ins Auge und theilt gelegentlich einige Bruchſtücke aus dem Göthe-Humboldt'ſchen Briefwechſel mit, eine Gabe, die doppelt erfreulich, da wir

2) Neue Jenaiſche Litteraturzeitung, 1. u. 3. Jan. 1843.

ſie wohl als Vorläufer des baldigen Erſcheinens der ganzen Sammlung anſehen dürfen.

Jetzt wollen wir, zum Theil geſtützt auf dieſe Vorgänger, Humboldt's Theilnahme an dieſer großen Litteraturepoche mehr ins Einzelne verfolgen, vor allem aber ſeine Verbindung und Wahlverwandtſchaft mit Schiller in nähere Betrachtung ziehen, um für die nachherigen einzelnen Berührungen eine allgemeinere Grundlage zu gewinnen.

Schiller und Humboldt waren urſprünglich verwandte Naturen. Theilweiſe in ihren Anlagen, mehr noch in ihren Charakteren, beſonders aber in der ganzen Richtung ihres Geiſtes — ſtehen Beide einander unendlich näher, als Göthen, der in gewiſſem Sinne der Gegenſatz Beider, das Objekt ihrer Betrachtung, der gemeinſchaftliche Anziehungspunkt war. Dieſer genialen, inſtinktmäßig wirkenden, nur künſtleriſch ſtrebſamen Natur gegenüber erſcheinen Humboldt und Schiller beinahe wie Eine Perſon; und dennoch, näher betrachtet, ſind auch ſie wieder ſehr beſtimmt zu unterſcheidende Individuen. Jeder von ihnen bewahrt, bei größter Annäherung, ſeine Eigenthümlichkeit; und nicht blos da, wo die Fähigkeit ſie ſchied, ſondern ſelbſt wo ſie die größte Gemeinſchaftlichkeit bewirkte, läßt ſich die Eigenart eines Jeden leicht erkennen. „Wenn Schiller und Humboldt zu abſtrakter Reflexion, zu ſtreng philoſophiſcher Begründung ihrer Ideen weit mehr hinneigten als Göthe und ſich darin gleicher waren, ſo unterſchieden ſie ſich doch weſentlich durch das energiſche Pathos des einen und die leidenſchaftloſe Ruhe, faſt anſcheinende Kälte des andern.“ [1]) Neben dem Geiſte der Reflexion war Schillern eine mächtige poetiſche

1) Fr. v. Müller, a. a. O.

Aber zu Theil worden; ihn drängte es jederzeit, das was er aus dem Schacht des Gedankens emporhob, alsbald auch in dichterische Form und Gestalten zu schmelzen. Humboldt dagegen, obwohl keineswegs aller poetischen Mitgift baar, war doch so überwiegend auf die Kraft des Gedankens gewiesen, daß erstere nur wie eine rein persönliche und gemüthliche Zugabe erscheint. Schiller ringt, den Denker im Dichter aufgehen zu lassen; Humboldt versenkt sich mit den Jahren immer tiefer in die Spekulation, in die unendliche Breite der Wissenschaft. Nur nebenher regt sich in ihm das Bedürfniß, die innersten Gefühle und Gedanken in dichterischer Unmittelbarkeit auszusprechen, aber er thut dies zur bloßen Selbstbefriedigung; ausnahmsweise, um einen Vertrauten seines Herzens mit dem Ausdruck solcher Empfindung zu überraschen, meist aber, die Erzeugnisse solcher Stunden wie Kinder der Liebe verheimlichend. Wenn Schiller seine Denkernatur auf den Boden der Kunst zu verpflanzen strebt, behält sie dennoch, auch wo sie selbstständig wirkt, mitsammt der Größe und Energie, stets jenen eigenthümlich selbstherrschenden und großartig individuellen Charakter, der sie im Ganzen so bewunderungswürdig als im Einzelnen schroff und manchmal einseitig macht. Man kann ganz und gar nicht behaupten, daß Schiller, als er sich anscheinend ganz der poetischen Praxis hingab, im Allgemeinen gegen die Welt der Erscheinung nachgiebiger, oder etwa indifferent gegen die Welt des Gedankens, gegen das Gesetz geworden wäre. Was er nachgab, gab er nur, so viel ihm möglich, der Welt des Dichters, den reinen Gesetzen des poetischen Schaffens, dem Dichtercharakter, man könnte sagen, der Eigenthümlichkeit und den angeborenen Vorzügen seines Freundes Göthe nach, doch keineswegs änderte er damit seine Weltbetrachtung und Beurtheilung überhaupt. Humboldt dagegen verband von vorn herein mit seiner einseitigern

Fähigkeit auch die größere Hingebung und Bildſamkeit, die gewöhnlich ſie begleiten. Nicht daß er die höchſten Principien, daß er das Ideal geopfert hätte, nein, an dieſer Welt der Ideen hielt er feſt wie Schiller, allein er bereicherte und vollendete ſie unabläſſig aus der tiefern und breitern Anſchauung der Wirklichkeit, er verknüpfte mit dem Streben nach oben einen vielſeitigeren Blick nach allen Seiten; neben der entſchiedenen Willensſtärke genoß und übte er die Gabe reinſter Empfänglichkeit. Eine umfaſſendere Kenntniß der Natur und vielſeitiger und großer Menſchheitszuſtände, vor allem der antiken Welt, nicht weniger das Studium der claſſiſchen Dichtung näherte Humboldt, den Idealiſten, der realiſtiſchen Weltbetrachtung Göthe's. So ſtehen Humboldt und Schiller ſich wie der Forſcher dem Dichter gegenüber, wie das unendlich reiche und vielſeitige Individuum dem vorzugsweis großen und idealiſchen, wie der heut beſchaulich grübelnde, morgen lebenskräftige, hier tapfer kämpfende, dort unerſchöpflich humane Geiſt dem immer auf ein Höchſtes gewandten, immer thatkräftigen und, mitten in Reflexion und Kritik ſogar, immer gleich energiſchen Genius. Lenken wir aber zugleich den Blick auf die Verbindung Beider mit Göthe hin, dann erſcheint Göthe als der Dichter und Humboldt als der Forſcher und Kritiker par excellence, Schiller aber auf der einen Seite zwar wie eine Art Miſchling aus Beiden, auf der andern jedoch als die ſeltenſte und erhabenſte Erſcheinung unter Allen.

Humboldt's eigenthümliches Naturell, d. h., den geborenen Kritiker, hat Schiller mit einer Schärfe charakteriſirt, die kaum noch etwas hinzuzufügen übrig läßt. Humboldt klagte in einem Briefe über die Schwierigkeiten, mit denen er damals noch zu kämpfen hatte, ſo oft er die Maſſe der Anſichten und Ideen zu einem beſtimmten Zweck verarbeiten wollte. „Ich bin überzeugt," entgegnete ihm Schiller (25. December

1795), „was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welche für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Spekulatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem produktiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein Mittel ist."

Wie richtig dies Urtheil Schiller's war, geht aus den Leistungen des Beurtheilten glänzend hervor. In Humboldt war eine solche Bildungsmasse vereinigt, eine solche Feinheit des Urtheils und ein solcher Umfang des Genusses entwickelt, daß, wenn diese Gaben nur flüssig gemacht werden konnten, nothwendig die außerordentliche Reife der Forschung und Kritik an den Tag kommen mußte, die wir an ihm in so hohem Grade bewundern. Es ist hier nicht etwa von blos

ästhetischem Urtheil die Rede, darin allein ist er vielleicht von Einzelnen sogar übertroffen worden. Was ihn zu dem großen Kritiker machte, das ist die Tiefe und der Umfang seines Urtheils, nicht die Sicherheit in einem Einzelgebiet. Es ist der Geist einer wahrhaft universellen Kritik, der überall hervorleuchtet, der auch seine Kunstansichten beherrscht. Vergleiche man ihn einmal mit denen, die außer ihm sich insonders als kritische Geister hervorgethan haben. Lessing's Größe beruht zu einem nicht geringen Theil auf einer ähnlichen Universalität des Geistes, und wenn er diese auch nicht in dem Grade besessen, wie etwa Humboldt, so überragt er doch ebenso gewiß diesen wie alle Anderen in der Art, wie er seinen Besitz zu gebrauchen vermochte, vor allem an Schärfe und Genialität. Scharf und geistvoll ist auch Schiller, der Kritiker, und Humboldt an Genius überlegen; auch seine Weltbetrachtung, sein Streben ist in hohem Grade universell, aber nicht seine Bildung überhaupt. Denn hier überflügelte der schöpferische Drang bei weitem den Umfang des Wissens, wie die Schnelle und Kühnheit der Auffassung die Ruhe, den Grad der Empfänglichkeit. Wie er, als Dichter, „der Natur, ehe sie vollkommen auf ihn einwirkt, schon selbstthätig entgegeneilt" und daher meist etwas Höheres oder Niederes giebt, als die Wahrheit und Wirklichkeit, ebenso geht er, als Kritiker, gewöhnlich zu streng von dem, allerdings großartigen, aber zu allgemeinen Ideal aus, das ihn beseelt, und stellt dann Individuen und Produktionen unter Maßstäbe, die, dem Princip nach vielleicht die höchsten, in ihrer Unbedingtheit aber oft die härtesten und ungerechtesten sind. Dies ist namentlich vor seiner Befreundung mit Göthe's Geiste der Fall. Göthen selbst mögen wir nicht unter den hervorragenden Kritikern aufführen. Dazu war sein Geist zu schöpferisch auf einer, zu hingebend und beschaulich auf der andern Seite. Daß er dennoch auch in

Kritik und Urtheil Ungemeines und zum Theil besonders Musterhaftes geleistet — wie sollte dies von einem so vielseitig Gebildeten und Begabten anders zu erwarten sein? Zu den ersten Kritikern aber müssen wir A. W. Schlegel rechnen, den nicht blos Geist und feiner Geschmack auszeichnet, sondern zugleich Besonnenheit und Ruhe. Irrt er dennoch, so geschieht es bei ihm, nicht, wie bei Schiller, von idealischer Abstraktion aus, sondern durch die, den Romantikern überhaupt eigne, allzu ausschließliche Kunstbetrachtung. Daher bei so viel Umblick im Ganzen, oft die größte Unbilligkeit gegen Einzelne, und selbst gegen wahrhaft große Geister; daher z. B. das gewöhnliche Herabsehen auf Schiller, der doch oft genug auch da unsere Bewunderung noch herausfordert, wo seine Dichtungen vor dem strengen Künstlerforum nicht hinreichend zu rechtfertigen sein mögen. Wir sehen hier ganz von der Parteilichkeit ab, die sich in diese Urtheile mischte. Die Bildung dieses Kritikers war im Allgemeinen eine zu ästhetisch-litterarische. So universell sie auf dem Gebiete der schönen Künste daherschreitet, so wenig darf sie sich mit der Geistes-Universalität eines Lessing oder Schiller oder Humboldt messen. Ja, diese durchgängige Beziehung auf Kunst und künstlerische Ueberlieferungen verleitete die Romantiker überhaupt und selbst den genannten Kritiker, den nüchternsten unter ihnen, hie und da auch zu starker Einseitigkeit, namentlich dann, wenn ein Dichter oder ein Dichtwerk mit bloßen Kunstorganen nicht zu umfassen war. — Von dieser Klippe war Humboldt weit entfernt. Möglich eher, daß ihn die Tiefe geistigen Gehalts zuweilen über den Kunstwerth einer Dichtung täuschte. Dies begegnet ihm namentlich bei didaktischen Dichtungen, und im Einzelnen in Beurtheilung Schillers. Vergessen wir aber nicht, daß er manche gewiß zu unbedingte Aussprüche und Belobungen in den Briefen an Schiller selbst nieder-

legte, daß es zum großen Theil Eindrücke des erſten Moments waren, daß er die eiskalte Natur, für die ihn ſo Viele gehalten, in der That geweſen ſein müßte, wenn ihn das tägliche Emporſteigen eines ſolchen Freundes immer in den Grenzen kühlen Urtheilens gelaſſen hätte. Dann theilte er ja auch ſo viele, darunter freilich auch einzelne unhaltbare Principien mit Schiller. Beide hatten mit den Schranken der Kant'ſchen Philoſophie zu ringen, einzelne Formeln aus dieſer Schule machten ihnen ihr Leben lang zu ſchaffen. Dagegen dankten ſie dem ſpekulativen Boden, von dem ſie ausgingen, auch die Tiefe und Feſtigkeit, die ihre Kunſtanſichten gewannen. Die reifſten Aufſätze Schiller's, an denen in gewiſſem Sinne auch Humboldt und Göthe Theil hatten — waren ja doch das Fundament, auf dem die Gebrüder Schlegel ſtanden. Jenen Geiſtern fiel die Arbeit zu, den ſtarren Kantianismus zu durchbrechen; für die Schlegel war es dann leicht, einige Reſte zu beſeitigen und das ſchon Errungene für praktiſche Zwecke zu verwenden. Ihre Kritik und Theorie war in dieſem Punkt wieder näher an Leſſing's Art. Wenn dieſer ſich noch nicht in die ſpekulative Aeſthetik vertieft hatte, fußten die Schlegel ſchon auf den Reſultaten Kant's und Schiller's und bereiteten, wie Schiller, wie Göthe, wie Humboldt, ſpätern Philoſophen den Weg.

Von andrer Seite betrachtet, ſteht der Leſſing'ſchen Kritik Niemand ſo nahe als unſer Humboldt. Die Kälte ſeiner Betrachtungsweiſe, die Art, die Dinge von verſchiedenen Seiten anzuſehen, vor allem aber die Uneingenommenheit und Vorurtheilsloſigkeit, die Geiſtesfreiheit, mit einem Worte, wo wären ſie, mit ſolchem Ernſt und ſolcher Würde gepaart, zu finden, als bei ihnen. Wenn Leſſing, was Schärfe und Genialität des Blicks anlangt, unbedingt die Palme zuſteht, ſo ging dafür Humboldt in Vielſeitigkeit, Empfänglichkeit und reinem Forſchungsgeiſte gewiß auch über

Leſſing hinaus, und wenn jener ſeiner Zeit unendlich ſtärkere Impulſe gegeben, ſo hat dieſer mit der Fülle des eigenen Geiſtes die reichen Schätze einer fortgeſchrittenen Bildung und Wiſſenſchaft vereinen können. Eine minder ſtrahlende, aber, leiſe und unbemerkt, tief erwärmende und befruchtende Sonne deutſcher Bildung.

Nicht blos als Kritiker, ſondern als Geiſt überhaupt, ſtand Humboldt unter ſeinen Zeitgenoſſen doch immer Schillern am nächſten. Schon haben wir der Gegenſätze in dieſen verwandten Geiſtern gedacht; jetzt wollen wir die Gemeinſchaft ihres Weſens und ihres Bildungsganges, den Einfluß den ſie auf einander hatten und namentlich Humboldt's Beurtheilung des Schiller'ſchen Geiſtes überhaupt betrachten.

Es iſt ein ſeltener Fall, daß zwei Männer die in ihren Gaben ſowohl als auch in ihrer Stellung zur Welt ſehr verſchieden erſcheinen, im Innerſten ihres Weſens ſo viel Wahlverwandtſchaft haben, wie Schiller und W. von Humboldt. Es iſt Ein Grundzug in ihnen: ſie leben Beide im Reiche der Ideen, und dieſe Ideenwelt iſt im Weſentlichen eine und dieſelbe; denn Beide richten ihr Augenmerk nicht ſowohl auf das rein Ueberſinnliche und Geiſtige, ſondern vorherrſchend auf den Einſchlag der geiſtig-ſinnlichen Natur, oder, um es ſchlechtweg zu ſagen, auf das ewig Menſchliche. Aus dieſer Richtung ihres Geiſtes erklärt es ſich, warum Beide nicht im eigentlich religiöſen Gebiete heimiſch waren, während ſie für das Idealiſche ſo begeiſtert ſind, wie es nur immer ein eigentlich religiöſes Individuum ſein kann. Bei Schillern ſpricht dieſe Begeiſterung unabläſſig: ſie iſt nicht nur der Mittelpunkt ſeines eignen Strebens, er will ſie auch in den Andern erwecken. Dieſer apoſtoliſche Trieb, dieſes Pathos iſt Humboldt nicht eigen, und wie ſehr er in der Ideenwelt ſeine Heimath gefunden hat, ſo erſcheint er doch überall mehr im glücklichen Beſitz und im Genuſſe dieſes

Gutes, als daß wir jenes Ringen oder dieſen Lehrtrieb wahrnähmen, wie bei Schiller. Wo er wirkt, geſchieht es mehr durch ſeine bloße Erſcheinung, oder durch den Ausdruck einer rein perſönlichen Begeiſterung, die aber auf den feinen Sinn vielleicht doppelt wirkt, weil ſie ſo keuſch im Ausdruck iſt, weil ſie ſo wenig wirken zu wollen ſcheint. Aber wie ſehr auch dieſes perſönliche Verhalten zum Ideal dieſe Männer unterſcheidet, wie anders dieſe Richtung bei dem ringenden und apoſtoliſchen Schiller, dem vorherrſchenden Charakter, zu Tage tritt, als bei dem Geiſt, der, als ſolcher, mehr der ſtillen Forſchung obliegt, mehr das ruhige Suchen der Wahrheit zeigt, mehr im beſchaulichen Genuß der Erkenntniß lebt — ſo erkennen wir doch den gleichen Grundzug in ihrem Leben und ihren Schriften. Auch ihre Schriften tragen bei aller Verſchiedenheit der Behandlung eine ganz unverkennbare Wahlverwandtſchaft an ſich. Friedr. v. Müller ſagt ſehr ſchön: „Der tiefe Ernſt, die ruhig beſonnene Auffaſſungsweiſe der Welt und ihrer Erſcheinungen, der ewig rege Forſchungstrieb nach allem Wiſſenswürdigen, der Humboldt auszeichnet, verbunden gleichwohl mit lebhafter Empfänglichkeit und entſchiedener Vorliebe für die Schönheit der Form, ſpiegeln ſich in jedem ſeiner Werke wieder. Früh gereift zum Mann und mit einem angebornen Gleichmaß für alle Lebensverhältniſſe ausgeſtattet, weiß er in jeder Lage, in die wechſelndes Geſchick ihn verſetzt, Einfachheit, Mäßigung und innere Ruhe zu bewahren. So auch in ſeinen Schriften; er vermeidet jedes Extrem, jede leidenſchaftliche Aeußerungsweiſe, ihm ſtehen die reizendſten Farben zu Gebot, aber er verwendet ſie nur ſparſam, der Gedanke, die Idee iſt ihm alles; er ſpricht ihn erſt gemeſſen aus, dann verfolgt er ihn bis zu ſeinem erſten Keim, entwickelt ihn nach allen Richtungen und webt nun aus Idee und Reflexion ein ſcharfſinniges Ganze kunſtfertig zuſammen.

Er bohrt sich — wenn der Ausdruck erlaubt ist — gleichsam in seinen Stoff hinein, zerlegt ihn in die zartesten Fasern und belebt ihn dann wieder durch die Kraft seines Verstandes und seiner Phantasie zum organischen Gebilde. Man möchte zuweilen fragen, ob er nicht zu weit aushole, unähnlich hierin Göthe, dessen frischeres Naturell ihn vielmehr hinzog, den Gedanken rasch zu umkleiden und sofort bildlich vor die Anschauung hinzustellen. Mit Schiller dagegen ist Humboldt's Darstellung weit verwandter, und beide liebten es, den abstrakten Gedanken wie einen Brillant zu behandeln, den sie nach allen Seiten auf's feinste zu schleifen wußten." — In Beiden herrscht der Geist der Reflexion, in Beiden ist er auf dieselben höchsten Regionen gerichtet, bei Beiden ist er mit dem tiefsten Interesse für das Schöne verknüpft, Adel und Würde, im vertrauten Umgang mit jener höhern Welt und dem Bereiche des Schönen in seltnem Maße entwickelt, zeichnet sie vor dem größten Theil ihrer Zeitgenossen aus. Bis in die Darstellungsweise Beider drückt sich der verwandte Charakter — ihr idealischer Sinn — ab. Allerdings nehmen Humboldt's Schriften nicht den hohen Flug der Schiller'schen Abhandlungen, sie sind aber, wie schon eine andre Stimme sagte, „ebenfalls gar wohl befiedert, und haben den Vorzug einer weniger durch die Schule beschränkten, festen Begründung." Die Entwicklungs- und Darstellungsart unseres Humboldt hat lang nicht den Glanz und die Genialität der Schiller'schen Schreibart; sie ist aber auch nicht so rapid und manchmal durchfahrend und desulturisch, wie diese, ja es hieße den verwandten Geist in den Darstellungen Beider sehr unglücklich bezeichnen, wenn man, wie es Fr. Jakobi einmal in einem Briefe an Humboldt (14. April 1796) that, sagen würde, der Styl des Letztern habe etwas von jener Schiller'schen abglänzenden Glätte, wie sie in philosophischen Vorträgen nicht zu billigen

ſei. Nein! die Verwandtſchaft Beider liegt doch unendlich mehr in dem Gehalt ihrer Werke und der Richtung des Geiſtes, als in der Darſtellung, die bei Humboldt einfacher und ſtiller iſt, die den Unterſchied des ruhigen Forſchers und des produktiven Geiſtes am auffälligſten macht, die an Kraft und Fülle zurückbleiben muß, ſich aber dafür gerade von dem eben gerügten Fehler des Schiller'ſchen Genius fern hält.

Ergiebiger iſt es, ihre gemeinſchaftliche Ideenrichtung weiter zu verfolgen. Dieſe geht, wie ſchon bemerkt wurde, beſonders auf die Erkenntniß der geiſtig- und ſinnlichen Natur des Menſchen und auf die praktiſche Verwendung dieſer Erkenntniß. Es war dies zu allen Zeiten eine der Hauptaufgaben des philoſophirenden Genius, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber ward ſie das vorherrſchende Problem. Was die Analyſis erſtrebte, war auch der weſentlichſte Gegenſtand unſrer Dichtung. Die Verjüngung und Belebung Deutſchlands, auch in ſocialer und politiſcher Hinſicht, hängt noch heute innig mit der Löſung dieſer Fragen zuſammen, und die Entwicklung dieſer geiſtigen Kriſis wirkt auf das übrige Europa, während wir von den thatkräftigen Nachbarn endlich auch zur entſchiedenen Fortbildung der Wirklichkeit auf den Grund dieſer Einſicht ermuntert werden. Kant war es, welcher der deutſchen Spekulation die Richtung gab, Schiller aber, um deſſen Beſitz die Philoſophie und die Dichtung ſtritten, war, ſchon vor der Bekanntſchaft mit Kant's Syſtem, auf einer Bahn begriffen, wo ſich ſein Geiſt nothwendig mit dem dieſes großen Denkers begegnen mußte. Denſelben Geiſteszug finden wir bei Humboldt. Schiller und Humboldt vertieften ſich aber nur in die Kant'ſche Philoſophie, um alsbald die Schranken derſelben, und zwar gerade in der Richtung, die wir hier im Auge haben, zu durchbrechen. Wir haben die Stellung Beider zu Kant ſchon zum Theil (S. 57—69 und

S. 175–77) beſprochen. Hier haben wir nicht ſowohl von ihrer Verwandtſchaft mit Kant, als von ihrer eigenthümlich gemeinſamen Ueberſchreitung des Syſtems in der eben berührten Richtung zu reden. Kant hat das fragliche Problem in bewundernswerther Tiefe ergriffen und mit einer Schärfe, wie wohl Niemand vor ihm, behandelt; doch das Ergebniß, zu dem er gelangte, war nur geeignet, die Menſchheit an ihre Würde zu erinnern, nicht aber ihr den ganzen Gehalt ihres Weſens zum Bewußtſein zu bringen und die wahre Verſöhnung des Gegenſatzes in ihr anzuregen. Die beiden Principien des menſchlichen Weſens, Sinnliches und Sittliches, Neigung und Pflicht, ſtellte er als zwei unverſöhnliche Feinde einander gegenüber und zerriß, was die Natur verbunden hat, um harmoniſch mit einander zu wirken zur Darſtellung der vollendeten Menſchheit. Mit dieſem moraliſchen Rigorismus hing auch die äſthetiſche Nüchternheit der Kant'ſchen Lehre zuſammen, welche die ſinnlichen und gemüthlichen Eigenſchaften unſerer Natur, Empfindung und Leidenſchaften und daher auch die mögliche Einwirkung auf ſolche, alſo eigentlich die wirkſamſte Seite des Schönen gar nicht nach Gebühr berückſichtigt. Aber Kant hatte den Weg gebahnt, indem er die Gegenſätze ſcharf von einander ſchied und die moraliſche Würde des Menſchen wie die intellektuelle Seite der Kunſt, zwar einſeitig, aber in ihrer Tiefe erfaßte. Die andere Seite zu entwickeln, war die Aufgabe ſeiner Nachfolger, und hier finden wir Schiller und Humboldt in erſter Reihe. Es galt das Verbindungsglied des Sittlichen und Sinnlichen zu finden — das humane Princip, welches uneigennützig zum Edlen, Guten und Wahren führt; das in den edlern Naturen die freie Harmonie hervorbringt, die mehr durch Inſtinkt, als durch Mühe und Kampf, erzeugt wird. In demſelben Princip wurzelt auch die geiſtige Schönheit, die Anmuth, d. i. die Erſcheinung dieſer eigenthümlich

menſchlichen, edlen Natur. Dieſe Humanität iſt das eigentliche Element Schiller's, ſeines Dichtens und Denkens. Mit der erhabenen Anſicht Kant's trug er zugleich ſeine eigne, menſchlichere, in die weiteſten Kreiſe; er predigte ſie lehrend und dichtend; durch ihn vor allen wurde ſie Eigenthum der Nation. Nicht, daß er wiſſenſchaftlich betrachtet, dieſes humane Princip vollkommen entwickelt hätte, aber der Impuls war gegeben, der auch zur theoretiſchen Vollendung führt. Eben dieſe Verſöhnung des Geiſtigen und Sinnlichen arbeitet auch in Humboldt, und ſchon in ſeinen früheſten Abhandlungen, zu Tage. Dies gemeinſame Streben iſt es vorzüglich, was ihn mit Schiller verkettet, und wenn dieſer den Ruhm davongetragen, dieſe Anſchauungsweiſe ſo ausgebreitet zu haben, ſo hat jener ſie doch ohne Zweifel mehr in ihre Tiefe verfolgt, ja zuletzt in einer neuen Disciplin, in der Philoſophie der Sprache, ein wiſſenſchaftliches Fundament in dieſer Richtung begründet. Schiller drang, ſeiner Natur gemäß, vorzüglich auf die ſittlichen und äſthetiſchen Folgerungen los; Humboldt der contemplativere Geiſt, ſuchte die Totalität der Menſchennatur durchaus zu ergründen, er mußte tiefer in das Gebiet der Anthropologie eindringen; auch die Naturſeite des Geiſtes mehr in ſeinen Geſichtskreis ziehen und die Reſultate alsdann nicht ſowohl in die Sphäre des Sittlichen beſonders, ſondern in alle Gebiete der praktiſchen Philoſophie und auch in das praktiſchſte, in die Politik, verfolgen. Es iſt ein Fehlſchluß, den Humboldt von ſeiner Natur auf die ſeines verewigten Freundes machte, wenn er ſich verwundert, daß Schiller bei ſeinen Raiſonnements über den Entwicklungsgang des Menſchengeſchlechts auch nicht einmal der Sprache erwähne, in welcher ſich doch gerade die zwiefache Natur des Menſchen, und zwar nicht abgeſondert, ſondern zum Symbole verſchmolzen ausprägе.[2]) Allerdings würde Schiller, wenn ihn dieſer

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 38 u. f.

Gegenſtand — „die entſchieden primitivſte Emanation der menſchlichen Natur“ — ergriffen hätte, von einzelnen mangelhaften Anſichten über den Urſprung der menſchlichen Entwicklung zurückgekommen ſein. Allein gerade dieſes Gebiet konnte den ſchaffenden Genius nicht anziehen, es konnte auch für ſeinen apoſtoliſchen Trieb keinen Gegenſtand und kein Hülfsmittel bieten. Um die Sprache zum Objekt des Denkens zu machen, mußte man ein nicht eigentlich produktiver, und ſo außerordentlich receptiver Geiſt ſein, eine Forſchernatur wie Humboldt. Daher iſt es auch kein Wunder, daß Humboldt tiefer in die Geheimniſſe eindringt, die die Natur des Menſchen darbietet, als Schiller, der die Löſung oft mehr divinirte, die Wahrheit gleichſam als Poſtulat ergriff. Dennoch aber waren ſie einander in dieſer Grundrichtung ſo nahe, wie es bei ſolcher Verſchiedenheit des geiſtigen Berufs nur gedacht werden kann. Auch das begründet keinen weſentlichen Unterſchied, daß Schiller in ſeinen Dichtungen und Unterſuchungen die erhabene Seite und die menſchlich humane neben einander entwickelt, Humboldt dagegen mehr die völlige Identität des Geiſtes und der Sinnenwelt zu erfaſſen ſucht. Denn trotzdem führen Beide die Erſcheinungen auf ihren rein menſchlichen Grund zurück. Mag dann Schiller mehr für das ſittliche Ideal *begeiſtern*, während Humboldt im weiten Reiche der Ideen *wohnt*, ſo zeigt es doch nur die verſchiedenen Aufgaben, die dieſe innerlich verbündeten Geiſter, ihrer individuellen Natur gemäß, zu erfüllen hatten.

Am meiſten ſchwinden die unterſcheidenden Merkmale Beider auf demjenigen Gebiete der Speculation, zu welchem ſie auf gleiche Weiſe hingezogen wurden — auf dem äſthetiſchen. Hier fallen auch ihre Forſchungen am auffallendſten zuſammen, hier begegnen ſie ſich in ihren merkwürdigſten Sympathien, und der Durchbruch, den ſie hier aus den Feſſeln des Kant'ſchen Syſtems fanden, iſt ſo gleichmäßig,

daß man nicht leicht beſtimmen möchte, was ſie darin ihrem eignen Geiſtesgange oder ihren gemeinſamen Unterſuchungen dankten. Vertiefen ſie ſich dann auch in verſchiedene Zweige dieſes Gebiets, ſo ſcheint es faſt, als hätten ſie ſich nur in die Arbeit getheilt. So ergänzt Einer die Forſchung des Andern. — Kant hatte nur die rein intellektuelle Seite des Schönheitsbegriffs erfaßt und damit die philoſophiſche Aeſthetik überhaupt eröffnet, aber den reellen Inhalt des Begriffs, den eigentlichen Grund des allgemeinen Wohlgefallens, das das Schöne erregt, und die reinkünſtleriſche Abſicht, die jedem ſchönen Organismus zu Grunde liegen muß, um dieſe nothwendige Wirkung hervorzubringen, dieſes höchſte Kriterium wußte Kant noch nicht zu finden, und eben deshalb nicht, weil er den Geiſt und die Natur ſchroff auseinander hielt, und die Totalität unſers Weſens nicht erfaßte. Denn damit entging ihm die Kenntniß der möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieſes Weſen, die Kenntniß des letzten Zweckes aller Kunſt. Dennoch barg ſchon die Richtung dieſes Weiſen auch das Ziel; er fühlte, daß in dem Schönen der Vereinigungspunkt dieſer Gegenſätze gegeben ſei, wenn er auch dieſe Einheit vorerſt nur als die Auflöſung widerſprechender Kategorien des Denkens zu charakteriſiren vermochte. Damit war noch kein objektives und ſomit praktiſches Geſetz des Urtheils ermittelt. Mit dem ausgeſprochenen Willen nun, dieſes Geſetz zu erfaſſen, ſchritt Schiller, von Kant aus, zu eignen äſthetiſchen Forſchungen. Der gleiche Inſtinkt führte Humboldt zu tieferer Erfaſſung der Natur des Schönen. Zwar finden wir Beide noch in einzelnen irrthümlichen Vorſtellungen befangen, Vorſtellungen, die ihnen gar nicht allein aus dem Kantiſchen Standpunkt überkommen ſind, ſondern die zum Theil aus ihrer gemeinſamen Eigenthümlichkeit und aus der Wechſelwirkung Beider entſprangen, dennoch gelang es ihnen, den Grund der neuern

Kunſtphiloſophie zu legen. Die ſpätere Philoſophie hat dieſe Erbſchaft genutzt, ohne viel nach den eigentlichen Urhebern zu fragen, meiſt ſogar, ohne ſie zu kennen. Erſt Hegel hat das große Verdienſt unſers Schiller um die philoſophiſche Aeſthetik offen anerkannt;[3]) deſſen Genoſſen aber, den Verfaſſer der „äſthetiſchen Verſuche," erwähnt er nicht einmal. Es heißt aber Schillern wieder zu viel Ehre anthun, wenn man ihn zum alleinigen Begründer dieſes Fortſchritts macht. Wie viel verdankte Schiller ſeinerſeits der ſichern Anſchauung und den Künſtlergedanken Göthe's, welche man nur auf den ſpekulativen Grund zurückzuführen brauchte, um recht in die Tiefe der Wahrheit zu gelangen; wie willig erkennt er andrerſeits das Verdienſt und die Selbſtſtändigkeit ſeines philoſophirenden Freundes an! Als ihm Humboldt die „äſthetiſchen Verſuche" (über Herrmann und Dorothea) im Manuſkript geſendet hatte, erklärte er offen: „Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunſtrichter und Theoretiker, nicht viel vorgearbeitet." Wer, wie Humboldt, ſchon im vierundzwanzigſten Jahre und lange vor dem Erſcheinen der betreffenden Abhandlungen ſeines Freundes Schiller ſo tief in den Mittelpunkt dieſer Materie drang, wie wir es oben (z. B. S. 179) geſehen haben, der war nicht blos der Nachfolger, ſondern ſelbſt Genoſſe Schiller's. Anders verhält es ſich ſchon mit den Gebrüder Schlegeln. Auch ſie bereicherten nachmals die Theorie des Schönen, ihnen aber war die Grundlage, auf welcher ſie fußten, allerdings durch Schiller gegeben.

Mittelſt der Geſetze der Phantaſie, in ſpecifiſcher Art auf die Totalität der menſchlichen Natur zu wirken und ſo das rein Menſchliche in uns zu entwickeln — iſt die Auf-

3) Aeſthetik, B. 1. S. 80—82

gabe aller Kunſt. Auf demſelben pſychologiſchen Wege alſo, den Kant ſie geleitet, gelangten jene Männer zu dem objektiven Geſchmackskriterium, das Kant nicht für möglich gehalten hatte. „Die Kunſt," ſagt Humboldt (Aeſthetiſche Verſuche. S. 8.) „iſt die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Geſetzen productiv zu machen; und dieſer ihr einfachſter Begriff iſt zugleich auch ihr höchſter." Auf dieſen höchſten Begriffen arbeiten alle Anſichten dieſer Männer über das Schöne hin; mit ihnen war die Schranke des Kantianismus durchbrochen; auch manche einſeitige Formel, an der ſie ſelbſt noch feſt hielten, um einzelnen, hoch idealiſchen, aber zu abſtrackt erfaßten Lieblingsrichtungen zu genügen, war in ihrer Grundanſchauung ſchon überwunden, und verlor noch an Einfluß, je mehr Beide ſich in den Göthe'ſchen Dichtergenius verſenkten. — Was die Entwicklung und Verbreitung dieſer äſthetiſchen Theorien anlangt, ſo haben wir ſchon anerkannt, daß Schiller das Meiſte zu ihrem Siege beigetragen. Auch hat er beſonders um einen Theil der Aeſthetik, um die Lehre vom Erhabenen und was zunächſt damit zuſammenfällt, das Tragiſche, ſich unleugbar große Verdienſte erworben. Humboldt dagegen nahm, wie wir ſehen werden, mehr die generiſche Bedeutung des Schönen überhaupt ins Auge und ihm fiel daher ganz naturgemäß die Entwicklung des Epiſchen zu, welches ja überhaupt dem reinſten Gattungsbegriff des Schönen am nächſten ſteht. Daher iſt auch Humboldt's Forſchen auf das allgemeine Weſen der Kunſt umfaſſender eingegangen, als Schiller, und er hat das Gebiet des Epiſchen noch gründlicher erſchöpft, als jener das der Tragödie.

Während ſie auf ſolche Weiſe das Reich des Schönen theoretiſch unter ſich getheilt hatten, hingen ſie doch in ihren äſthetiſchen Lieblingsrichtungen wieder ganz zuſammen, und gerade in dieſen Sympathien lag zum Theil der Hauptgrund

deſſen, was in ihrer Theorie und Kritik verfehlt iſt. Humboldt theilte ganz die Vorliebe für das Didaktiſche ſowohl als für die Ideendichtung, die in Schiller eine ſo neue und glänzende Verkörperung gefunden; er theilte ferner die Vorliebe für das Erhabene, gleichfalls ein vorherrſchendes Element der Schiller'ſchen Dichtung; endlich theilte er die Sympathie für das, in Folge der Uebermacht des Ideenvermögens und der Richtung aufs Erhabene, der Schiller'ſchen Muſe beſonders eigenthümliche Streben, den Erzeugniſſen der Phantaſie den Charakter der reinſten Geſetzmäßigkeit d. h. der Freiheit von allem Zufälligen und Willkührlichen, in Inhalt ſowohl als Form, zu geben. Obwohl in dieſem Streben ein höchſtes Kunſtideal bezeichnet iſt, wird es doch auf der andern Seite leicht die gefährlichſte Klippe für ein Dichtervermögen, das ſo eng an die Intellektualität geknüpft iſt, und aus ihr ſo vorwiegend ſeine Nahrung zieht, wie das Schiller'ſche. Gar leicht verführt eine ſo ideale Richtung zu größeren Verirrungen und Mißgriffen, als je einem minder hochſtrebenden, aber wahrhaft poetiſchen Natur- und Künſtlerſinn drohen — ſobald nämlich die Bedingung alles Poetiſchen, die Anſchaulichkeit der Darſtellung, dabei Gefahr leidet oder die Kraft des dichteriſchen Geſtaltens dem Fluge des Gedankens nicht gleichen Schritt halten kann. Gar leicht führt die Spekulation, die auf ein ſolches Ziel gerichtet iſt, dann noch zu theoretiſchen Irrthümern und falſchen Maximen. Dieſen Klippen iſt auch Schiller's Dichtung, ſo wie ſeine und ſeines Freundes Theorie, nicht entgangen. Ein großes Glück daher war es, daß ſie mit dieſem idealen Sinne doch ein ſo offnes Organ für das Reich des einfach Schönen verbanden, daß der Eine von ihnen von dem Kunſtgeiſte der Griechen, in dem er das höchſte Muſter erkannte, jederzeit auch an das erſte Gebot alles dichteriſchen Schaffens gemahnt wurde und dieſe

Mahnung unwillkührlich auf den Andern übertrug, endlich daß ihnen die Nähe des größten aller neueren Dichter, in deſſen Anſchauen ſie ſich verſenken, an deſſen noch friſchem Quell ſie ſich laben konnten, ein eindringlichres Gegengewicht gegen die Gefahren bot, die ihnen der hohe Flug ihres eigenen Genius bereitete. War es doch Göthe, der, ohne Anregung und Beiſpiel ganz aus eignem Triebe die Bahn einer höheren Idealität und hoher Geſetzmäßigkeit eingeſchlagen und Beides, in wie hohem Grade, auch erreicht hatte! Auch Schiller hatte, ſchon im Don Carlos, einem ähnlichen Triebe gehuldigt; aber erſt Göthe's mächtiger Vorgang in ſeinen italieniſchen Werken, vor allem Iphigenie, rief Schiller's höchſte Entwicklung hervor und erſt der perſönliche Umgang mit jenem zeitigte Schiller's individuelle Vollendung. So hat auch Humboldt die Sache angeſehen. Als Göthe ſeinen Briefwechſel mit Schiller herausgab, ſprach er gegen Zelter die Meinung aus, daß dieſe Sammlung ein willkommnes Geſchenk für die Welt ſei, woraus die Entſtehung von Schiller's beſſern Werken anſchaulich werde und wie er ſich an Göthen heraufgebildet habe.[4]) Dennoch haben Schiller und Humboldt dieſe Einflüſſe ihres Naturells nie ganz überwunden. So ſehr ſie auch mit den Jahren in ihrer Kunſteinſicht fortſchritten — und wir brauchen nicht zu wiederholen, welche Stellung ſie in dieſer Hinſicht unter den Deutſchen einnehmen! — gewiſſe einſeitige Maximen gingen ihnen ihr ganzes Leben nach. Bei unſerm Humboldt zeigen ſich dieſe Einwirkungen namentlich, ſo oft er mit didaktiſchen und ſymboliſchen Dichtungen zu thun hat. So ſcheint es, als habe der Eindruck der Schiller'ſchen Poeſie ihn nie zu einem ganz entſchiedenen Einblick in ihre Mängel gelangen laſſen, wiewohl er auch ſo der Wahrheit oft ziem-

4) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, unterm 26. Juli 1826

lich nahe kommt. In ſpäten Jahren wirkte ſogar die philoſophiſche Dichtung der Indier, nicht blos der Gehalt, ſondern ſelbſt die Form, gewaltig auf Humboldt, und wenn er endlich, kurz vor ſeinem Tode noch ſagen kann, Göthe ſei gleich groß in ſeinen früheſten und ſpäteſten Werken, ſo ſcheint er, auch hier von der Richtung auf den Gedanken verführt, zuletzt die Ausgeburten einer reichen aber ſchon vertrockneten Phantaſie und eines zu ſpät und zu greiſenhaft entwickelten eigentlichen Reflexionsvermögens mit den großen Dichterwerken in Vergleichung zu ſtellen, die lieber gar keine als eine ſolche Fortſetzung wünſchen ließen. — Nicht daß er das wahrhaft Schöne nicht erkannt und gewürdigt hätte! Es gab wenig ſo kunſtſinnige Deutſche, wie ihn. Allein das, was ihn, als Menſchen und Geiſt, in ſo hohem Grade auszeichnet — die Richtung auf die Welt der Ideen, war eine Klippe für ſein Kunſturtheil. Er überſchätzte den äſthetiſchen Werth mancher Dichterwerke, wenn ſie nach jener Richtung mächtig bewegten, oder was z. B. die vollendeten Schiller'ſchen Poeſien wirklich thun, das Gebiet der Poeſie ſelbſt zu erweitern ſchienen. Unleugbar iſt es, und aus der hier beſprochenen Richtung Humboldt's auch hinlänglich erklärt, daß und warum er den Mangel, der an der Dichtungsweiſe ſeines großen Freundes faſt immer haften blieb, nie ganz eingeſtand, und einzelne von deſſen Dichtungen von Seiten ihres künſtleriſchen Werths ſehr überſchätzte. Dafür war er es aber auch, der den tiefern Werth dieſes Dichters zu einer Zeit ſchon zu würdigen und ſelbſt vor der Wiſſenſchaft geltend zu machen wußte, wo eine einſeitig äſthetiſche Kritik faſt nur an ſeiner Schattenſeite verweilte und oft genug vornehm auf ihn herunterſah. Wir können durchaus nicht alles unterſchreiben, was Humboldt über Schiller, im Ganzen und im Einzelnen, ſagt; wir müſſen einen guten Theil der äſthetiſchen Einwürfe gegen deſſen Dichtungsart ſowohl als

gegen einzelne ſeiner Dichtungen gelten laſſen, wir dürfen auch zugeſtehen, daß Humboldt ſich die Urſache des Mangelhaften in Schiller nie ganz klar gemacht oder nie deutlich ausgeſprochen hat; allein andrerſeits iſt ihm auch das Verdienſt nicht abzuſprechen, daß er, früher und vollſtändiger und umfaſſender, als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen, die großartigen Eigenſchaften deſſelben ſich klar gemacht, und auf ſie, auf das was jene Mängel vergütet, hingewieſen hat. Was Göthe inſtinktmäßig anerkannte, und bei jedem Anlaß wiederholte, das ſuchte Humboldt kritiſch zu erklären — nämlich die Macht, die Schiller's Dichtergenius, trotz ſeiner Mängel, ausübt, die alle Unbefangeneren gewahr werden, die die ganze Nation bekräftigt hat — eine Macht, die nicht verkannt werden dürfte, und wenn ſie eine noch größere Ausnahme von der gewöhnlichen Regel ſein ſollte, als ſie es in der Wirklichkeit iſt.

Man könnte ſagen: Humboldt's Beurtheilung des Schiller'ſchen Dichtergenius hat faſt dieſelben Verdienſte und dieſelben Mängel wie dieſer ſelbſt. Sie iſt groß und von entſchiednem Werth in der Darſtellung des dichteriſchen Geiſtes und der Großartigkeit und Fülle ſeiner ſubjektiven Begabung; ſie iſt unklar und manchmal geradezu verfehlt in Betreff der rein äſthetiſchen Form. Wir können dies nichts anders veranſchaulichen, als indem wir Humboldt's Ausſprüche mit unſerer eigenen Anſicht über den großen Dichter zuſammenſtellen — einer Anſicht, die im Grunde nicht neu und am umfaſſendſten von Hoffmeiſter entwickelt worden,[5]) die aber noch von mancher Seite näher beleuchtet und je nach der Verſchiedenheit des betrachtenden Individuums, eigenthümlich erfaßt werden kann. Wir werden

5) Namentlich im 3ten Theile ſeines Werks: Schillers Leben, Geiſtesentwicklung und Werke, S. 234—252.

uns mit Ausnahme einiger andern beſonders wichtigen Stellen in Humboldt's Briefen und Werken, vorzüglich auf die Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller ſtützen, weil hier der Gegenſtand am ausführlichſten behandelt iſt und weil darin nicht eine Aeußerung des Augenblicks, der ſeine Macht doch auch auf den beſonnenſten Denker und Kritiker äußert, ſondern die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens geboten iſt.

Wer über Schiller nachdenkt, wird unwillkührlich auch zu Göthe geführt, wie man ſich des Erſtern erinnern muß, um ſich die Eigenthümlichkeit des Andern recht klar zu machen. Ungeachtet ihrer ſpecifiſch verſchiedenen Dichtergröße, ergänzen ſie einander, nicht blos durch ihre Wirkung auf die Cultur unſerer Nation und des Zeitalters, ſondern auch durch die entgegengeſetzten Richtungen ihres dichteriſchen Vermögens. Dennoch weist auch dieſer Gegenſatz auf eine gewiſſe Einheit, das unterſchiedene Gewicht auf eine gewiſſe Gleichheit zurück, denn ſonſt würde die gleich große Wirkung, die ihre Werke auf die unbefangenſten Gemüther äußern, ſo unerklärlich ſein, wie die Wechſelbeziehung, in welche ſie für uns treten, ſo oft wir den Einen oder den Andern gründlich erfaſſen wollen. — Immerhin mag Schiller mehr auf die Jugend, die Frauen und das Volk im weitern Sinne wirken, Göthe mehr auf Lebenserfahrnere, auf Männer und auf künſtleriſche Geiſter — es giebt doch eine große Claſſe von Menſchen, die, wenn ſchon meiſt mit einiger Vorliebe für den Einen oder Andern, Beide würdigen und genießen. Auch iſt die Entwicklung dieſer Fähigkeit ein wahres Bedürfniß unſrer Bildung; jeder Antrieb hiezu eine Wohlthat für uns, ein Verdienſt. Wenn irgend Jemand, ſo kann uns Humboldt darin als Vorbild und Wegweiſer dienen. Denn wer hat größere, unparteiiſchere Empfänglichkeit in dieſem Punkte beſeſſen, als er? In dem Sonett was wir

oben geleſen, ſpricht er dieſen ungetheilten Enthuſiasmus mit wahrer Entzückung aus; er that es aber auch in Proſa, und bei jedwedem Anlaß. Göthe und Schiller ſind ihm ſtrahlverwandte Zwillingsſterne. Wo er von dem Einen ſpricht, kommt er alsbald auch zu dem Andern. Im J. 1830 nahm er aus dem erſchienenen dritten Theil von Göthe's italieniſcher Reiſe Veranlaſſung, auch die Eigenthümlichkeit dieſes Dichters noch einmal zu charakteriſiren, doch auch da gedenkt er ſeines Schiller. Iſt es ja doch nicht dieſe oder jene Eigenſchaft und Manier, nicht dieſer oder jener Grad der Anſchaulichkeit und Geſetzmäßigkeit der Darſtellung, was einzig und allein die Wirkung erklären kann, die ein Dichter auf uns macht. Sie wird doch allemal auch auf etwas Innerlicherem beruhen, „auf dem Drang der Seele, den Mächten des Buſens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen ſcheinen, der Welt der Gedanken und Empfindungen.“ „Ich brauche,“ ſagt Humboldt bei eben dieſem Anlaß, „keine der Stellen und Gedichte Göthe's nahmhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweiſe lebendig iſt. Sie haben alle in unſerem Inneren oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es iſt, ihren Ausſprüchen ein ſolches Gepräge zu ertheilen, daß ſie bei allen Vorfällen des Tags in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen ſinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendſten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth verſenken, bald auf einen Gipfel tröſtender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieſer Art Göthen und Schillern, die beide, wie verſchieden in ſich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel?“ [6]) Dieſe Macht kann ſo gleich ſein, bei ſonſt ſo großer Verſchiedenheit Beider, weil alles

6) Werke, II. 233—34.

Dichteriſche einem und demſelben Urquell entſtrömt. Im innerſten Kern des Weſens liegt die verwandte Ader aller Dichter, die dieſen Namen im höchſten Sinne verdienen; in dem Maße dieſer Urkraft ruht der Grad dieſer Verwandtſchaft; ſelbſt das Streben, dieſen innern Drang auf die reinſte und höchſte Art zu manifeſtiren — geſellt ſich nur als zufälligeres, alsdann aber, wie gerade bei Göthe und Schiller, doppelt inniges Vereinigungsband hinzu. Es thut auch gar nichts, daß dieſe, ſo zu ſagen, innere Poeſie bei dieſem auf das Erhabene, bei Jenem auf das Schöne gerichtet iſt. Gelingt es nämlich Beiden, für ihre individuelle Geiſtesſtimmung den gehörigſten Ausdruck zu finden, was in der Regel auch eine ziemlich gleiche Darſtellungskraft vorausſetzt, ſo wird die Wirkung Beider am Ende gleich ſtark ſein. Selbſt wenn der Eine in der Fähigkeit ſeine innere Welt in anſchaulichen und individuellen Darſtellungen zu offenbaren, weit hinter dem Andern zurückbliebe, ſo wird er, trotzdem daß er damit in der Bedingung alles künſtleriſchen Hervorbringens und, abſolut genommen, in der Dichterfähigkeit zurückſteht, Jenen doch in der Wirkung wieder einholen, wenn er die Größe ſeines Subjekts und ſeines innern Vermögens in dem Grade zu verſtärken vermochte, als ihm die objektive Fähigkeit des künſtleriſchen Schaffens mangelt. Damit iſt gar nicht geſagt daß er einer großen Fähigkeit des anſchaulichen Geſtaltens überhaupt entbehren könne. Denn dieſe iſt und bleibt die Grundbedingung alles dichteriſchen Hervorbringens und das erſte Kriterium aller künſtleriſchen Leiſtung. Auch wird der eigentliche Kunſtwerth und die ſpezielle Kunſtwirkung der Leiſtungen zweier in ſolcher Art unterſchiedenen Dichter, d. h. die abſolute Dichtergröße, nie die gleiche ſein. Und dennoch kann ihre Totalwirkung die gleiche ſein, ſobald es jener, auf der einen und noch dazu entſcheidendſten Seite

geringeren Kraft wirklich gelungen iſt, den innern Beſitz unendlich zu ſteigern und die Darſtellungskraft noch ſo viel als möglich zu bilden. Nie wohl iſt Beides einem Geiſte, der in dieſem Falle war, ſo gelungen, als Schillern. Daß er in dieſem Fall war, ſpricht auch Hoffmeiſter, der liebevolle Biograph des Dichters, deutlich aus: „Schiller," ſagt er, „näherte ſich der reinen Form poetiſcher Darſtellung, ohne ſie vollkommen zu erreichen, und hierin, alſo gerade im Weſen der Dichtung, behauptet Göthe einen entſchiedenen Vorzug, welcher allein ſchon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller ſonſt vor Göthe voraus hat." [7]) Daß ihn trotzdem die Welt, wie Schiller ſelbſt ſich in ſeinen muthvollſten Augenblicken verſprach, Göthen nicht unterordnet, ſondern in gewiſſem Sinne gleichſtellt, dies verdankt er dem unabläſſigen Ringen, ſeine angeborene großartige Natur im außerordentlichſten Grade zu entwickeln zugleich aber auch ſein urſprüngliches Dichtervermögen zur möglichſten Reinheit zu heben. Nur einem vorzüglich aufs Erhabene gerichteten Dichter wird es möglich werden, ſeine Fähigkeit ſo zu ſteigern. Die Wirkung des Erhabenen iſt ohnehin ſicherer und allgemeiner. Durch die Stimmung die er mittheilt, kann er die Mängel ſeiner Darſtellung leichter bedecken, um ſo ſicherer, je mehr er jenen innern leidenſchaftlichen Drang geiſtig und ſittlich veredelt hat und jemehr er die Begeiſterung, die ihn erfüllt, unmittelbar dem Gedicht einzuhauchen und auf den Leſer überzuleiten im Stande iſt. Ein gewiſſer Grad von Begeiſterung waltet in jedem Dichtwerk; ſie wird auch in jedem ſtellenweiſe ſtärker hervortreten; doch im vollendeten ſchönen Kunſtwerk wird ſie das Ganze nur leiſe durchdringen, nur mittelbar — durch die ſchöne Geſtaltung, wieder

7) Hoffmeiſter, a. a. O. III. 242—43.

erwecken. Es kann allerdings auch zum Fehler werden, wenn der Dichter, auch da, wo man ihn ſelbſt zu vernehmen berechtigt iſt, nicht aus ſeinem Verſteck hervor will, oder wenn er, in ſolchem Falle, eine zu kühle Begeiſterung an den Tag legt. Dagegen wird der erhabene Dichter die Wirkung ſeiner Kunſt verdoppeln, je ſtärker ſeine innere Begeiſterung iſt, je unmittelbarer er ſie walten läßt. Er wird damit manchen Verſtoß vergeſſen machen. Allein er wird auch ſo ſich des Maßes nicht begeben dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen will, zu pathetiſch und tumultuariſch zu werden. Je mehr er aber durch ſein Subjekt den Ausſchlag geben muß, deſto mehr wird er ſtreben, dieſem den reichſten Gehalt und die höchſte Würde zu verſchaffen, und indem er dieſe Würde und dieſen Gehalt dichteriſch offenbart, gleichſam das Gebiet der Kunſt ſelbſt zu erweitern, das er in den ſtrengen Grenzen ganz auszufüllen doch nicht ſo befähigt ſein würde. In dieſem Bezuge hat Schiller das Unglaubliche geleiſtet, freilich von der ganz eigenen Naturanlage unterſtützt, die ihn inſtinktmäßig auf dieſen Weg führte, bevor er der Nothwendigkeit deſſelben ſich bewußt war. Der Denker, der Dichter, der Menſch ſtritten ſich in ihm. Daher die Tiefe, der Schwung, der Adel, die Idealität, die auch ſchon in ſeinem roheſten Auftreten auf die ſpätere Entwicklung hindeuten. Es iſt nicht eine einzelne Eigenſchaft, es ſind alle zuſammen, die ihm dieſe individuelle Größe, ſeiner Dichtung dieſe Macht verleihen. Damit hängen auch näher oder entfernter die einzelnen Richtungen ſeines Geiſtes wie ſeines Dichtervermögens zuſammen, die er vor Göthe voraus hatte. Im Weſentlichſten der Kunſt aber, in der Anſchaulichkeit der Darſtellung und Individualiſirung, blieb er dennoch hinter Göthen zurück oder erreichte ihn hierin nur in einzelnen Momenten. Da er aber ſo vieles dazu brachte, was Göthe

nicht hat, freilich aber auch zum guten Theil nicht bedurfte, ſo konnte er ſich mit Recht vorherſagen, daß die Rechnung ſich ziemlich heben werde. Ja, betrachtet man ſie in ihrer Totalwirkung und ihre einzelnen Kunſtleiſtungen nach dieſer, ſo muß man ſagen: ſie hebt ſich wirklich. Nur, wenn man ſtreng die Dichtergröße ins Auge faßt, dann ſinkt die Waage doch etwas zu Gunſten des genialeren Genoſſen, dem die Natur gegeben, was Jener kaum und mit Mühe und Anſtrengung erreicht.

Humboldt nun faßte an unſerm Schiller vorzüglich den Denker-Dichter auf; er ſignaliſirt ihn namentlich als den Dichter, deſſen Geiſtesanlage offenbar dahin gegangen, Dichtung und Philoſophie, von einander getrennt, als unvollſtändig zu betrachten, der in ſeine Dichtung immer den höchſten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht ſcheute, ſie in ſeine äußerſten Tiefen zu ſenken, und dem, „wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchſte in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegengeſtanden, als daß er nach etwas noch Höherem geſtrebt und wirklich Unvereinbares habe vereinigen wollen.“[8]) Dieſe Stelle enthält ſo ziemlich den Kern ſeiner Anſicht über Schiller, ſomit den Keim deſſen, was er nachher in der Vorerinnerung weiter entwickelt hat. Dieſe Anſicht iſt auch an ſich begründet, ſie fordert uns aber doch gleich zu einem Einwurf heraus. Daß Schiller Unvereinbares erſtrebte, erklärt allein die Mängel ſeiner Dichtart nicht, ſondern dieſe müſſen wir zum großen Theil aus ſeinem Dichtervermögen ſelbſt herleiten. Die Richtung auf den Stoff des Gedankens entſchuldigt nämlich den Mangel der anſchaulichen Geſtaltung nur ſo weit, als es auch dem größeren Dichtervermögen nicht gelungen ſein würde, ihm dieſe zu geben. Daß dieſes aber in vielen

8) Geſ. Werke, I. 101—2.

Fällen möglich war, hat er ſelbſt am beſten durch Beiſpiele bewieſen, in denen auch er ſolche Aufgaben mit größerem Glücke bewältigt hat. Die geringere Fähigkeit anſchaulichen Geſtaltens aber, die wir Schillern nachſagen, hat Humboldt, wie wir gleich ſehen werden, nie zugeſtehen wollen, und darin liegt ſein Irrthum, die Ueberſchätzung der äſthetiſchen Form des Dichters. Deſto glücklicher erfaßt er den Charakter deſſelben überhaupt. „Schiller's Dichtergenie," ſagt er, (Vorerinn. S. 9—11) „kündigte ſich gleich in ſeinen erſten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künſtler ſogar roh erſcheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entſchiednen großen Naturkraft... Es offenbarte ſich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die noch lange der Stolz und der Ruhm der deutſchen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engſte an das Denken in allen ſeinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, ſpalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's beſondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf ſie ſtrenger einer geiſtigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weiſe, indem er ſie an eine feſtere Kunſtform band, und indem er jede Dichtung ſo behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von ſelbſt ſeine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf dieſen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteriſtiſch bezeichnen. Aus ihnen entſprang es, daß er, das Größeſte und Höchſte hervorzubringen, deſſen er fähig war, erſt eines Zeitraums bedurfte, in welchem ſich ſeine ganze Intellektualität, an die ſein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Beſtimmtheit durcharbeitete.

Dieſe Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Muſen abſprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die ſich ihrer ſelbſt bewußte Arbeit des Geiſtes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur [?] die intellektuelle Größe Schiller's die Veranlaſſung zu einem ſolchen Tadel darbieten konnte." Dieſe intellektuelle Größe erzeugt nicht den Tadel, ſondern mildert ihn vielmehr, ja von der großen Mehrzahl unſerer Nation wird überhaupt ein Mangel dieſer Art, zum Theil gerade wegen dieſer Größe, gar nicht erkannt werden. Der Deutſche ſucht im Kunſtwerk eine gewiſſe Macht und Fülle von Ideen, auch deßhalb iſt Schiller der nationalſte Dichter. Eine größere Innerlichkeit liegt überhaupt im neuern und vorzüglich im deutſchen Charakter; wir, auf unſerm Standpunkt, ſetzen jedoch hinzu, im nordiſchen zugleich ein geringerer Sinn für das eigentliche Schöne. Daher wir die Kunſt zwar zur höchſten Würde emporzuheben ſtreben, nicht ſelten aber gerade durch dieſes Bemühen ihr eigenſtes Weſen zerſtören. Humboldt ſchließt, auf einer Seite ſeines Weſens, ſich ganz dieſem deutſchen Standpunkt an. „Die Kunſt," ſagt er, „und alles äſthetiſche Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, iſt keiner neuern Nation in dem Grade, als der deutſchen, gelungen, auch denen nicht, welche ſich der Dichter rühmen, die alle Zeiten als groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutſchen liegt in ſeiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beſchäftigung mit Ideen und auf ſie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft iſt. Dadurch unterſcheidet er ſich von den meiſten neueren Nationen, und in näherer Beſtimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er ſucht Poeſie

und Philoſophie, er will ſie nicht trennen, ſondern ſtrebt ſie zu verbinden, und ſo lange dies Streben nach Philoſophie, auch ganz reiner, abgezogener Philoſophie, das ſogar unter uns nicht ſelten in ſeinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geiſter in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poeſie und Philoſophie ſtehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geiſtigen Beſtrebungen, nur ſie können alle einzelnen Reſultate in ſich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeiſterung überſtrömen, nur ſie repräſentiren eigentlich was der Menſch iſt, da alle übrigen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, könnte man ſie je ganz von ihnen ſcheiden, nur zeigen würden, was er beſitzt und ſich angeeignet hat. Ohne dieſen, zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetſte Wiſſen zu ſehr zerſtückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menſchheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menſchen und des unerklärbaren Zuſammenhanges beider ſein kann. Das Forſchen um der Wahrheit, und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzuſuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen ſich nicht zerſtreut an einzelnen Gegenſtänden, ſondern als reine Objekte des Geiſtes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beſchäftigung, als gerade mit Poeſie und Philoſophie, und die Eigenthümlichkeit ſeines intellektuellen Strebens beſtand gerade darin, die Identität ihres Urſprungs zu faſſen und darzuſtellen." (Vorerinn. S. 34—37). Eine herrliche Stelle, und doch nicht ohne gefährlichen Inhalt für den Dichter! Die Identität

dieſes Urſprungs völlig zugegeben, gehen beide Thätigkeiten, Philoſophie und Dichtung, doch in ſo auseinander laufende Bahnen, daß beide ihr ſpecielles Weſen zu verlieren fürchten müſſen, wenn die eine zugleich auch die andere mit in ſich faſſen will. Allerdings iſt die immerwährende Wechſelbeziehung Beider bei den Deutſchen mehr als bei allen andern europäiſchen Nationen zu finden, und es mußte unter ihnen wohl beſonders glänzende Erſcheinungen geben, die dieſe Wechſelſeitigkeit ganz eigentlich repräſentiren. Für die Dichtkunſt iſt auch die Möglichkeit einer Erweiterung in dieſer Richtung allerdings gegeben. Wie aber bei der poetiſirenden Philoſophie die Vernunft immer Gefahr läuft, ſo bedroht wenigſtens die intellektuelle Dichtung den Geſchmack. Die erſtere dieſer Gefahren mag größer ſein; bei der zweiten wird man wenigſtens eingeſtehen müſſen, daß es eine iſt. Nur eine ſo große Erſcheinung wie Schiller vermag für die Einbuße, die wir leiden, ſolchen Erſatz zu bieten. Wie es aber ſchwächeren Kräften ergeht, das haben uns einzelne ſeiner Nachfolger ſchon hinlänglich bewieſen. Nein! die größere Tiefe des Gedankens und der Empfindung, die unſre deutſche Poeſie ſelbſt vor der griechiſchen auszeichnet, ſoll uns nicht verlocken, den Erfolg in der unbedingten Vermiſchung der philoſophirenden und dichteriſchen Kräfte zu ſuchen. Verehren wir den Einzelnen, der auf dieſem Wege etwas ſo Großes leiſtet wie Schiller. Hüten wir uns aber, aus der Ausnahme ein Geſetz, aus dem ſeltenſten Phänomen eine Gattung im weitern Sinne zu machen. Sind doch ſelbſt unter Schiller's Werken diejenigen die poetiſchſten, in denen ſeine intellektuelle Größe ſich am wenigſten betheiligt zu haben ſcheint oder wo ſie, wie in dem begrenzten Gebiet des Lehrgedichts und der Ideendichtung, recht eigentlich an ihrem Platze iſt. Auch glaube ich feſt, daß nur Schiller es war, der Humboldt in dieſen Sätzen beſtärkte, denn ſobald er nicht von ihm ſpricht, iſt auch von dieſer ganzen Betrachtungsweiſe nur ſelten eine Spur zu finden.

Hören wir ihn jedoch weiter. „Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger [?] frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Contrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise [ganz gewiß!] kein älterer noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben." . . . „Was ihn daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit blos, es ist ganz eigentlich Uebermacht." (A. a. O., S. 62—64.)

Humboldt behauptete, Schiller's Dichtergenie sei zugleich eine Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt, und allerdings kann man dies von ihm noch in einem eminenteren Sinne als von allen großen und originellen Dichtern sagen. Durch seinen überwiegend philosophischen Drang steigerte er den Begriff der sentimentalen oder modernen Dichtung zu einer bis dahin nie dagewesenen Höhe, denn er nahm für den dichtenden Geist Regionen in Anspruch, die man bis dahin beinahe unvereinbar mit dessen Wirken geglaubt hatte. Von den Gefahren, die ihn dabei umgaben, ist schon die Rede gewesen. Er hat aber diese Schwierigkeiten in einem hohen Grade besiegt, und insofern ihm dies gelungen, thatsächlich die Grenzen der Poesie erweitert, und

ihr damit und durch den wunderbar sittlich idealischen Trieb einen Charakter gegeben, der die Poesie selbst an etwas noch Höheres anknüpft, sie, wenn man so sagen darf, zum Träger von etwas Heiligem und Uebermenschlichem macht. Unleugbar aber ist er damit auch dem Geleise des eigentlichen Dichterberufs entrückt worden. Denn indem er von diesem Berufe ein Ideal aufstellt wie vor ihm Niemand weder denkend noch dichtend gethan, und darnach die Poesie einem noch Höheren unterordnet, entreißt er ihr einen Theil ihrer Selbstberechtigung und setzt das, was vollgültig genug ist, um selbst Zweck zu sein, in gewissem Sinn zum Mittel herab. Humboldt hat ganz Recht gehabt, ihn den Modernsten unter den Modernen zu nennen. Schiller's Dichtung trägt ein Gepräge an sich, das sie von allen ältern und neuern, naiven und sentimentalen Dichtern unterscheidet. Er steckte sich ein Ziel, das zwar allen neuern Dichtern in gewissem Grade vorschwebt, da sie, bewußt oder unbewußt, an Gehalt zu ersetzen suchen, was ihnen an der Schönheit der Form abgeht, das aber in solchem Maße wie Schiller kein Dichter älterer oder neuerer Zeit erstrebte. Und gewiß hat er auf diesem Wege eine ganz originelle Größe erreicht, er ist der Liebling einer Nation geworden, die gerade das am meisten in der Dichtung sucht, das am höchsten schätzt, was er ihr bietet. Er hat dieser Nation damit die segensreichsten Impulse für ihr geistig sittliches, zum Theil selbst für ihr kräftiger Anregung so bedürftiges nationales Leben gegeben. Er ist aber auch in anderer Hinsicht der Modernste unter den Modernen, der deutscheste unter den deutschen Dichtern geworden. In der Richtung der Modernen liegen verschiedene Elemente, die vernichtend auf alles Poetische wirken; darunter auch solche, die der Dichtung zwar einen höhern Gehalt zuführen, endlich aber das zarte Gefäß zersprengen. In dieser Gefahr

schwebt namentlich die deutsche Poesie: ihr Feind ist der Idealismus und die Formlosigkeit, wie der Feind der französischen Poesie der Materialismus und die gesellschaftliche Convenienz ist. Beide Richtungen zerstören zuletzt das Wesen der Poesie, und, indem sie den Zweck zum Mittel herabsetzen, eben so die Form. Sind die Franzosen nur selten zur Poesie durchgedrungen, so sind die Deutschen fast immer bedroht, mit ihren höchsten Leistungen an die größten Verirrungen zu stoßen und nach einer Epoche der Macht und Herrlichkeit nur zu schnell in langdauernde Unkraft zu versinken. Oder will man leugnen, daß Schiller, ein solcher Glanzpunkt unsrer classischen Epoche, zum Theil auch der Schlußstein dieser Periode ist; daß er, wie mit den größten Tugenden und Talenten, auch mit vielen Mängeln vorleuchtet, die eine schwächere Nachkommenschaft sich viel leichter aneignete, als jene Tugenden und Talente? Wenn in der Folge, wie es leider fast den Anschein hat, die Poesie von den entgegengesetzten Richtungen her immer mehr in die Enge getrieben werden sollte, dann dürfte die urtheilende Nachwelt der Größe wie der Mängel unseres Schiller noch viel öfter und aus ganz andern Ursachen gedenken und sich mit inniger, aber doch getheilter Empfindung an Humboldt's Wort anschließen: Er war der modernste Dichter unter den Modernen.

So faßt denn Humboldt die Dichtung und das Streben seines großen Freundes fast durchweg von der Lichtseite auf, er thut es aber mit solcher Hingebung und Unabsichtlichkeit, in einem so großen, edlen Sinne, daß wir manchmal Mühe haben, unser eignes Gefühl einem solchen Fürsprecher gegenüber fest zu halten. Es ist kein geringes Glück für Schiller, den allerdings nur von der ausschließenden und beschränkten Aesthetik hintangesetzten, großen Schiller, auch unter den Geistern seiner Zeit noch einen solchen Vertreter gefunden

zu haben. Dafür ist auch Humboldt's Name so eng mit dem Schiller's verknüpft, wie Pylades mit Orest; so lange das deutsche Volk diesen Dichter liebt und ehrt, wird es auch dieses Genossen dankbar gedenken. Allem, was die Schlegel und Tiek und Solger und die neuesten Schulen an Schiller getadelt haben, wird ein gerechteres Urtheil Humboldt's Stimme entgegen stellen, die allein hinreicht, jenen Kritikern Widerpart zu halten. Der Unbefangene erfreut sich der tiefsinnigen Würdigung des edlen Dichters, selbst wo sie der strengen Forderung nicht ganz Stich hält, während ihm die Stimme jener vornehmen Kritiker oft kleinlich und krittlich erscheint. Denn nur die Liebe hat das Recht mit der Größe zu hadern, und viel weniger entziehen wir uns einem hingebenden und geistvollen Enthusiasmus, als der Kälte, die da nur mäkeln will, wo für uns Andere so viel zu bewundern bleibt.

Humboldt's Einfluß auf Schiller fällt gerade in die Jahre, wo dieser den Uebergang aus der Spekulation, die ihn lange genug gefesselt hatte, in eine neue, d. h. in die letzte Epoche seiner Dichtung suchte. Wir werden demnächst diese Zeit durchwandeln, und werden sehen, wie groß dieser Einfluß war. Humboldt war es, der Schillern, als dieser merkwürdiger Weise schwankte, ob er mehr für das Dramatische oder für das Epische geboren sei, entschieden auf die Tragödie wies und dadurch das ernste Angreifen des Wallenstein entschied. Schiller vergaß es nie, was ihm Humboldt gewesen war. Noch im Jahr 1805, also am Ziel seiner großen Tragödenlaufbahn und wenige Wochen vor seinem Tode (2. April), schrieb er ihm nach Rom: „Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft

in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekte herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Der Antheil eines solchen Rathgebers und Richters mußte Schillern in dieser Uebergangsepoche doppelt werth sein — in einer Zeit, wo er, von einem hohen Ideal erfüllt, zaghaft zur Ausübung zurückkehrte und manchmal ganz an seiner Begabung zweifelte. Durfte er hoffen, etwas wahrhaft Großes und Unvergängliches zu schaffen, wenn er es Göthe'n, mit dem er sich nun stets verglich, nicht in Allem gleich thun konnte? Durfte er sich überzeugt halten, etwas voraus zu haben, „was sein sei und Göthe nie erreichen könne, so daß Göthe's Vorzug ihm und seinem Produkt keinen Schaden thun werde?" In seinen muthvollsten Augenblicken hielt er sich dessen gewiß, aber wie sehr bedurfte er oft auch einer bestärkenden Zusprache, wenn ihn ängstliche Zweifel dieserhalb verfolgten. Er bedurfte aber eines geistig hochstehenden Zusprechers, denn einen Andern hätte er nicht achten können — eines Geistes, der bei der innigsten Sympathie für Schiller's hohe Dichtungsweise, Haltung genug besaß, von der Anschauungsweise des genialen Freundes und von dessen Vermögen doch nicht fortgerissen zu werden, sondern dabei immer noch eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. Und da es für Schiller eine Nothwendigkeit war, über solche zweifelhafte Punkte zu einer theoretischen Entscheidung zu gelangen, bevor er muthigere Versuche wagte, so mußte der Rathgeber ein Mann sein, der in die Tiefe dieser Diskussionen einzugehen, sie zu fördern, sie mit kritischem Geiste zu begleiten vermochte. Und da diese Erörterung am Ende auch ein Theil der ästhetischen Einsicht war, der Schiller sich zu bemächtigen suchte, so

mußte dieſer Genoſſe an der Bewältigung dieſer Materien überhaupt Theil haben. Es galt das Weſen des Schönen in ſeiner Tiefe wie Mannigfaltigkeit zu begreifen, und ſo auch Schiller's Eigenart ihren Platz, und einen Platz ſelbſt neben Göthe, zu finden.

In allen dieſen verſchiedenen Richtungen leiſtete unſerm Schiller Niemand ſo viel, als Humboldt; ſelbſt Körner, der Vater des bekannten Dichters dieſes Namens, ſonſt der treueſte Freund und in früheren Jahren der vertrauteſte Rathgeber Schiller's, ſtand dieſem in jener entſcheidenden Kriſis nicht ſo nahe, und wenn er von der äſthetiſchen Seite Schiller's Mangel klarer durchſchaute, ſo war er doch im Allgemeinen keine Schillern ſo verwandte und ebenbürtige Denkernatur, wie Humboldt. Es ſcheint Körnern nicht gegeben geweſen zu ſein, ſich in die ſpekulative Aeſthetik zu vertiefen, oder einen Geiſt wie Schiller in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit zu durchdenken, oder ſeine Anſicht darüber umfaſſender zu entwickeln. Ein ſolcher Genoſſe jedoch war Humboldt für Schiller, ein ſolcher Fingerzeig für die Zeitgenoſſen. Körner hatte allerdings noch mehr Beruf als Humboldt, Schillern auf das zu weiſen, was ihm abging und noch mehr zu dem zu leiten, der ihm darin als Muſter dienen konnte. Aber dieſes Muſter ſchwebte Schillern ſchon hinreichend vor, er eiferte ihm nach, ſo viel er konnte. Je ängſtlicher ſich Schiller bemühte, ſeine Stellung neben Göthe theoretiſch zu begründen, deſto mehr ſcheint er zu verrathen, wie ſehr ihn dieſes Vorbild peinigte. Körner's Einwirkung war freilich auch von Werth. Da aber Göthe's Macht ſelbſt ſchon auf Schillern wirkte, ja manchmal vielleicht drückte, ſo bedurfte dieſer jetzt gerade eines Mannes, der ihm Selbſtvertrauen und Muth zu wecken, ſeine Natur und deren Vorzüge ganz zu würdigen vermochte. Dieſer Mann war Humboldt. Mitten in der Kriſis, deren Höhepunkt uns in

ſeinem Briefwechſel mit Schiller auf ganz unſchätzbare Weiſe vor Augen liegt, ſchrieb er unter anderm (23. Okt. 1795): „Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unſere Urtheile zu vergleichen. Körner's Brief beſonders hat mich ſehr intereſſirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit ſtimmt ſehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur ſcheint er mir Manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzuſehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünſchen, und überhaupt einen Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit gleichſam in die allgemeine claſſiſche Bahn zu wollen. So kann ich es nicht anſehen. Es ſtreitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß ſeine Eigenthümlichkeit aufſuchen und dieſe reinigen, das Zufällige abſondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen iſt an das Individuum unauflöslich gebunden, und dieß kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch iſt eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber iſt gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen ſagt, kann ich nicht ganz unterſchreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteriſtiſche und über die Schönheit ſind mir noch nicht klar. Er ſcheint mir die letztere zu ſehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu ſetzen, da er ſo viel von der Verbindung des Ganzen ſpricht. Auch das Charakteriſtiſche und dies vorzüglich iſt darauf gerichtet und doch weſentlich vom Schönen verſchieden." Dann ſetzt er ganz entſchieden hinzu: „Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Göthe hat auch mich oft beſchäftigt. Gerade Sie beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden. Das fühle ich jetzt ſehr deutlich."

Das eben wollte Schiller hören, das wollte er von einem Geiſte wie Humboldt hören.

Doch gerade dieſen Einfluß Humboldt's hat man neuerdings — und namentlich von Seiten der würdigen Biographen Schiller's — als gefährlich für deſſen damalige Entwicklung oder die ſchnelle Entſcheidung jener Kriſis bezeichnet. Schwab nennt Humboldt den Geiſt der Reflexion und Reflexionspoeſie, der dem Dichter auf ſeinem Pfade zur Poeſie vom Geſchick als ein Dämon beigegeben worden, um ihn in ſeiner philoſophiſchen Richtung ſo lange feſtzuhalten, als es nöthig geweſen, den Denkerdichter, wie man ihn wohl genannt habe, in ihm auszubrüten. [9]) Es ſei aber zuletzt doch hohe Zeit geweſen, daß dieſer philoſophirende Genius von ihm geſchieden und daß ihn Göthe, der Schutzgeiſt der Produktion, mächtig an der Hand ergriffen habe. Unter dieſem Humboldt'ſchen Einfluß würde Schiller fortdauernd in den Banden der Spekulation feſtgehalten worden ſein, die Reflexion würde ſich übermäßig in ſeinem Dichten behauptet, die Schulformel gar zu ſehr das freie Schaffen gelähmt oder es in einſeitigen Bahnen gefeſſelt haben. Die Ideendichtung, in all ihrer Herrlichkeit, aber auch äſthetiſchen Mangelhaftigkeit, würde den Dichter ganz in Beſchlag genommen haben, Erzeugniſſe aber, wie Wallenſtein und Tell und einige ſeiner Balladen, würden auf dieſem Wege nie zu Tage gekommen ſein. Nach dieſer Anſicht hat Humboldt namentlich die erſten Verſuche, die Schiller wieder im Dichten machte, viel zu beifällig aufgenommen und dieſen damit in eine Selbſttäuſchung gewiegt, die ihm, trotz ſeiner weiteren Läuterung, vielleicht auch für die Folge noch geſchadet habe. „So rüſtig," heißt es bei Schwab, „Wilhelm von Humboldt mit Schiller nach jenem höchſten Ziele der Kunſt empor-

9) Vergl. Schwab, Leben Schiller's. Stuttgart, 1840. S. 494—98, 535—37, 588.

klimmt, ſo macht es doch manchmal den Eindruck, als ſtünde auch er ſtille unter jener bewundernden Schaar, welche ſich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um ſeinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Dies iſt beſonders dann der Fall, wenn er ſchon frühere Produktionen ſeines Freundes übermäßig hoch ſtellt und z. B. bereits in der „Reſignation" das eigenthümlichſte Gepräge Schiller's in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, wie in der ganz originellen, die kühnſten Zuſammenſtellungen begünſtigenden Sprache findet." ... „Am ſichtbarſten lähmte dieſer, unſrem Dichter nicht nur innerlich vom Schöpfer, ſondern jetzt auch äußerlich vom Schickſale beigegebene Reflexionsgeiſt ſeine Produktionskraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwendung der Formel Kant's, daß der Idee keine Erfahrung und keine Natur jemals angemeſſen ſei." Darum ſei es das höchſte Glück geweſen, daß der rege Verkehr zwiſchen dieſen Männern unterbrochen worden und dafür Göthe Schillern immer inniger an ſich heran zog.

Göthe ſelbſt mag, in der erſten Zeit ſeiner Verbindung mit Schiller, auf die gemeinſamen Anſichten und Verhandlungen dieſer Männer und ihr transcendentales Treiben mit Verwunderung geblickt haben. Schwab meint ſogar, mit Unmuth. Ohne Humboldt anzuklagen, ſpricht Göthe ſelbſt, in ſpätrer Zeit, ein gewiſſes Bedauern über Schiller's Zuſtand während der Periode aus, da er mit jenem ſo eifrig correſpondirte. Humboldt beſuchte Göthen im November 1823 und theilte ihm die Briefe mit, die Schiller an ihn geſchrieben. „Es iſt betrübend," ſagte Göthe gleich darnach zu Eckermann, „wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch (wie Schiller) ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir die Briefe mitgebracht, die Schiller in der

unſeligen Zeit jener Spekulationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Als ob die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus dem ſie gleichſam emporwächſt, nur irgend beſtehen könnte." .. „Es war," ſchließt Göthe, „nicht Schiller's Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren." [10]) — Man ſieht, Göthe deutet auf denſelben Punkt, wenn er auch Humboldt dabei ganz aus dem Spiele läßt.

Ich glaube, daß wir in dem Vorangehenden eine ziemlich unbefangene Anſicht ſowohl über Schiller's Dichtungsweiſe als über ſeinen und unſeres Humboldt's äſthetiſchen Standpunkt dargelegt haben. Allein ſo weit zu gehen, wie Göthe oder der zuletzt genannte Biograph Schiller's, ſcheint mir übertrieben. Allerdings war Schiller in mannigfachen Täuſchungen befangen, als er die Verhandlungen mit Humboldt pflog, auf welche Göthe hier anſpielt, und gewiß war ihm der Geiſt der Reflexion gar oft im Wege, wenn er dichten ſollte. Dennoch können wir dieſe Zeit nicht eine „unſelige" nennen. Die philoſophiſche Anlage lag einmal in ſeiner Natur, ſie war unauflöslich an ſein Dichtervermögen gekettet. So durfte er denn auch nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, er mußte den philoſophiſchen Entwicklungsproceß vollenden, in den er gerathen war, er mußte ſich, wie Hoffmeiſter ſagt, müde philoſophirt haben, um wieder dichten zu können. „Längſt war er mit ſich ſelbſt zerfallen, und erſt, nachdem er auf ſittlichem und wiſſenſchaftlichem Wege ſeine Natur wieder hergeſtellt hatte, konnte

10) Eckermann's Geſpräche mit Göthe, I. 89.

er wieder und zwar zu einer reiferen Dichtkunst zurückkehren.“ Wie sehr mußte er aber in diesem philosophischen Processe durch einen mitwandelnden Genossen, wie Humboldt, gefördert werden; und wenn er durch ihn auch, was wir nicht in Abrede nehmen, in einzelnen Irrthümern bestärkt wurde, so war er doch eine viel zu selbstständige Natur, als daß wir annehmen könnten, er würde, ohne Humboldt's Uebereinstimmung, nicht in Ansichten verharrt haben, die so tief in sein ganzes Wesen verflochten waren, wie die meisten hier in Rede stehenden. Und hat denn Humboldt nicht auch Einwendungen erhoben, wenn Schiller sich zu tief in gewisse Lieblingsansichten verbiß? — Wir sind auch darin ganz einverstanden mit Schwab, daß es für Schillern das höchste Bedürfniß war, sich an Göthe's Geist empor zu bilden. Dies war auch Schiller's eifriges Streben, von dem Moment an, als er mit „dem großen Genius unbedingter Poesie“ in nähere Berührung getreten. Allein vielleicht eben so sehr bedurfte er einer Sympathie, wie sie Humboldt entgegenbrachte, wenn er, in der Betrachtung der Göthe'schen Natur, nicht ganz an seinem eigenen Werth und Wesen irre werden sollte. Je größer der Mann ist, desto leichter verliert er das Vertrauen zu seiner Kraft, sobald er einmal inne geworden ist, was und wie viel ihm noch zur höchsten Vollendung abgeht. Sollte ein so großes Dichtervermögen, wie Schiller hatte, feiern, selbst wenn es ihm durchaus unmöglich gewesen wäre, etwas im höchsten Sinn Vollendetes zu erzeugen? Oder sollte er sich der philosophischen Mitgift, in welcher gerade ein guter Theil seiner Größe ruht, ganz entäußern, um nur das zu erzielen, was ihm seltner gelang, was er nie mit Gewißheit beherrschte? Und würde er sich so seines Wesens haben entäußern können, selbst wenn er es gewollt hätte? Würden wir, fragen wir endlich, die unvergleichlichen Erzeugnisse der Ideendichtung, die er, gerade

in der Zeit ſeines innigſten Verkehrs mit Humboldt, geſchaffen, würden wir dieſe miſſen wollen, ſelbſt wenn wir uns ſagen müßten, daß die Richtung, die in ihnen waltet, immer nachtheilig auf ſeine übrigen Dichtungen gewirkt hat? Dieſe Richtung lag in Schiller's innerſter Natur, ſie kam nur eben in jenen Jahren (1795—97) zur glänzendſten dichteriſchen Offenbarung. Vielleicht war es ſogar wohlthätig für Schiller's Muſe, daß ſie ſo auf einmal ſich in dieſer Richtung entladen konnte. Dann hätte die Anregung Humboldt's auch in dieſem Betracht ihren Nutzen getragen. Als er ſich aber anſchickte, die Balladen zu dichten und im Wallenſtein vorzuſchreiten, dann war es allerdings günſtiger, daß Humboldt's theoretiſcher Genius etwas zurücktrat und Göthe's Einwirkung dominirte. Schon hatte er an dieſen didaktiſch poetiſchen Vorübungen ſeine Kräfte geſtählt und ſein Selbſtvertrauen wieder gewonnen. Mit Humboldt's Beifall war ihm der der Nation geſichert, ſelbſt wenn es ihm nicht in dem Grade gelungen ſein würde, auch mit Göthe zu weiteifern, als es ihm in der That noch gelungen iſt. Wäre es ihm aber nicht gelungen, hätte, was bei Schiller's in ſo hohem Maße ſouverainem Geiſte ſich gar nicht denken läßt, Humboldt's vorangegangener Einfluß das Zuſtandekommen eines Wallenſtein und Tell verhindert — dann hätten wir allerdings unendlich Großes entbehren müſſen, und doch dürften wir nicht überſehen: daß Schiller ein ganz vollendeter Dramatiker nie werden konnte. Ein Ideendichter aber wie er — mag immer die Gattung eine Anomalie ſein — wird vielleicht in keiner Zeit und bei keiner Nation wieder geboren werden. Hätte man alſo ſelbſt dann Urſache, Humboldt's Einfluß für nachtheilig zu halten?

Nein! Göthe's drückendes Vorbild und künſtleriſcher Einfluß waren Schillern ſo unentbehrlich als der ermuthigende Zuſpruch und die kritiſche Gewiſſenſchaft eines Humboldt.

Schwab ſtellt die Sache in zu draſtiſchen Gegenſatz, er ſieht Humboldt mehr von Seiten einiger Befangenheiten, als ſeiner allgemeinen, auch äſthetiſchen Fähigkeit und ſteht in ſeiner Auffaſſung Schiller's doch manchmal noch zu ſehr unter dem Einfluß der Kritik der romantiſchen Schule. Ich ſtimme zwar in die Grundprinzipien ein, in denen Schwab's Urtheil wurzelt; der verehrte Biograph Schiller's wird ſie auch in den oben entwickelten Anſichten wieder erkennen; aber ich geſtehe auch, daß ich ein größeres Gewicht auf Schiller's philoſophiſche Dichtung lege und mir darum und im Ganzen ein viel günſtigeres Bild von Humboldt's Einwirken auf den Dichter mache. Schwab ſcheint auch mit ſeiner eigenen Auffaſſungsweiſe in Widerſpruch zu gerathen, wenn er (S. 494) ſelbſt hervorhebt, daß Schiller dieſe ſchwierige Bahn der philoſophiſchen Selbſtorientirung durchlaufen mußte, weil er zum Nationaldichter beſtimmt war, „zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einſeitigkeit von dem Poeten, der nach ſeinem Herzen ſein, den es bewundern und lieben ſollte, recht eigentlich verlangte", wenn er ferner hinzufügt, daß Göthe dieſen Bildungsgang unſeres Dichters zum lauteren Schönen zu lenken beſtimmt geweſen, aber nicht zu früh habe abbrechen dürfen, Humboldt ihm aber wie vom Geſchick beigegeben worden, ihn ſo lange in dieſer Richtung zu erhalten, als es nöthig war, um den Denkerdichter zu vollenden.

Endlich ſcheint man auch nicht in die Wagſchaale zu legen, daß Humboldt ſchon in dieſer Periode mit manchen Einſeitigkeiten Schiller's nicht einverſtändig war, und zwar gerade in dem wichtigen Capitel über die Natur der naiven und ſentimentalen Dichtung; daß man ſchon in dieſer Periode den Einfluß der irrigen Vorſtellungen, die er mit Schiller theilte, ſelten ſpürt, ſo oft er nicht eben Ideenrichtungen oder

die Poeſie ſeines Freundes zu würdigen hatte, und daß in denſelben Jahren, wo Schiller ſich von den unfruchtbaren Engen ſeiner Spekulation weit abwandte und ſich völlig der Dichtung hingab, ohne jedoch der Nachwirkungen jener Philoſopheme ſich ganz entäußern zu können, Humboldt ſich ebenfalls von den frühern Feſſeln befreite und, fortſchreitend auf der theoretiſchen Bahn, die ihm zugewieſen war, in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen ein Werk zu Stande brachte, das noch heute als ein wahres Handbuch der Philoſophie der Kunſt betrachtet werden kann. In dem Verkehr mit Schiller war er zu dieſer Leiſtung herangewachſen; der Dichtung Göthe's gegenüber, und der Einwirkung des mächtigen Genoſſen entrückt, der ihn in manchem Vorurtheil beſtärkt hatte, vollendete er nun, was er gemeinſam mit Dieſem erſtrebt hatte, doch in den Jahren ihres engſten Beiſammenſeins noch nicht ganz erfaſſen konnte. Die äſthetiſchen Verſuche ſind Humboldt's entſcheidende That auf dieſem Gebiete. Da iſt keine Anſchmiegung an eine ihn perſönlich anmuthende Manier, ſondern die kühle Hingebung an das Höchſte, was die Dichtkunſt unſerer Tage geleiſtet, entfernt jedes trübende Element und leitet den kunſtſinnigen Forſcher unmittelbar zu den reinſten Principien. Schiller ſelbſt hat, wie wir ſehen werden, das Verdienſt dieſer That höchlich erkannt und von dem äſthetiſch kritiſchen Beruf unſeres Humboldt noch aufs günſtigſte geurtheilt, als er ſchon längſt auf ſeine eignen ſpekulativen Verſuche manchmal zu geringſchätzig herabſah. Sagt er doch in der Zeit noch, da er ſich ſchon ſo hoch in Göthe's Schule herangebildet, und eben den Tell gedichtet hatte, er habe noch immer Humboldt am liebſten als den Richter und Rathgeber vor Augen, der er in der Wirklichkeit ſo oft geweſen. Ein Wort, das damals in Schiller's Munde unmöglich geweſen, hätte er Humboldt nicht zu gut auch von der Seite kennen gelernt, wo er ihm nicht mit den wahlverwandten

Maximen, ſondern mit dem univerſellſten Sinn für Schönheit und Kunſt gegenüberſtand.

Ueberdies, dünkt uns, hat man noch beſonders in Anſchlag zu bringen, welchen Werth für Schiller eine Bildungsmaſſe, wie ſie Humboldt ihm darſtellte, haben mußte. Philoſophie und Kunſt, Alterthum und Neuzeit, von welcher Fülle waren ſie in dieſem Geiſte vereinigt! Wie konnte an den Materialien und Kenntniſſen eines ſolchen Freundes der ſchaffende Genius ſich ergänzen! Was wollte es heißen, zur Zeit, wo es dieſem ſolcher Ernſt war, ſein eigenes Vermögen an Göthe und den Alten zu bilden, auf der einen Seite das Vorbild ſelbſt, auf der andern einen Mann zu haben, der alle Blüthen des Alterthums gepflückt, alle Schätze der claſſiſchen Kunſt in ſich geſammelt hatte, einen Mann, der die ſchönen Formen des Antiken bis ins Einzelne ſtudirt hatte und dieſe Schönheit auch in techniſcher Vollendung erreicht ſehen wollte. An den ſchwierigſten Produkten Schiller'ſcher Ideendichtung einzelne Unvollkommenheiten aufſuchen, Verbeſſerungen andeuten, auf Vollendung des Rhythmus und Reimes dringen, das konnte, Schillern gegenüber, nur, wer in ſolchem Grade Geiſt und Kenner zugleich war, mit ſolcher Sicherheit dem Gedanken folgen, mit ſolchem Takt die ſprachliche Hülle beurtheilen und mit ſolcher Kenntniß griechiſcher Kunſtvollendung entgegnen konnte. Wie mancher Flecken in den genialen Dichtungen des Freundes wurde durch Humboldt's Einrede getilgt! Wie viel verdankten Schiller und Göthe, gerade in ihrem Wettkampfe mit der alten Kunſt, den ſinnigen Darſtellungen, die Humboldt von dem Geiſte der letzteren entwarf! Wie viel trug er dazu bei, daß die Werke Beider einer wahrhaft claſſiſchen Form näher rückten, bis in die kleinſten Außenſeiten vollendet wurden. Göthe'n half er an Hermann und Dorothea feilen; als Schiller ſich zuerſt im elegiſchen Versmaß verſuchte, kamen Humboldt's feine

Bemerkungen ihm ſehr zu Statten. Er theilte damals dieſem die meiſten ſeiner Gedichte vor dem Druck zur Durchſicht mit. „Wie ſehr danke ich Ihnen," ſchreibt er dem Freunde unterm 7. September 1795, „daß Sie mir in Rückſicht auf Hexameter und Pentameter das Gewiſſen ſchärften. Ihre Bemerkungen ſind gegründet, und es iſt mir unmöglich, etwas unvollkommen zu laſſen, ſo lange ich es noch beſſer machen kann." Kurz darnach, als ihn die Xenien beſchäftigten, gab er Humboldt (1. Febr. 1796) in ſeinem und in Göthe's Namen das Verſprechen, daß er für eine große Correktheit, auch in der Proſodie, ſorgen werde. Diesmal hielt man zwar nicht ganz Wort; aber Beide behielten Humboldt's Bemerkungen ſorglich im Auge, auch als er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Eine Vorleſung der Göthe'ſchen Helena (im zweiten Fauſt) erregte bei Schiller Aufmerkſamkeit für den Trimeter, er wünſchte gelegentlich auch etwas in dieſer Versart zu machen, wie er auch kurz darnach in der Johanna wirklich that. Doch fühlte er, daß es nöthig ſei, ſich etwas mit dem Griechiſchen zu beſchäftigen, nur um ſo weit zu kommen, daß er in die griechiſche Metrik eine Einſicht erhalte. „Ich hoffe," ſchreibt er an Göthe, „wenn Humboldt hieher kommt, dadurch eher etwas zu profitiren." (26. Sept. 1800). Inzwiſchen bittet er ſich von Göthen Bücher aus, die ihm das Studium der Originale erleichtern könnten. Göthe ſendet ihm auch, was er zu dieſem Zwecke brauchbar hält, meint aber, er werde ſich wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache ſowie die Verſtandesformen ſtünden ſo weit von der Produktion ab, daß man gleich, ſobald man nur hinblicke, einen ſo großen Umweg vor ſich ſehe, daß man zufrieden ſei, wenn man ſich nur wieder heraus finden könne. In der Arbeit, die ihn eben beſchäftige, gehe er nur nach allgemeinen Eindrücken. „Es muß jemand wie Humboldt den

Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigstens will warten, bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck." (G. an S., 28. Sept.) [11]) Doch fällt ihm noch bei, daß er einen Aufsatz von Humboldt über den Trimeter habe. Den sendet er Schillern, und legt auch einen Theil der Humboldt'schen Uebersetzung des Agamemnon bei. Beides werde einigermaßen seinen Wünschen entgegen kommen. (Ebendas., 30. Sept.) Diese Mittheilung war Schillern ganz willkommen; er hofft allerlei aus Humboldt's Arbeit zu lernen, nachdem er mit Hermann's (des berühmten Philologen) Werk über die griechische Metrik noch nicht zurecht zu kommen vermocht hatte. (S. an G., 1. Okt.) —

Von Paris aus brachten Humboldt's Briefe gewichtvolle Beurtheilungen des französischen Schauspiels, die nicht allein Göthe'n eine andre Anschauung der Sache beibrachten, sondern, was wir weit höher anschlagen als die Uebersetzungen aus Voltaire, zu denen sich Göthe dadurch ermuntert fühlte, gewiß auch auf Schiller's dramatische Schöpfungen keinen unbedeutenden Einfluß hatten. Wie überhaupt beide Dichter Humboldt's Theilnahme und Einfluß ansahen, darüber ist gar kein Zweifel möglich, und es werden uns auch noch die unzweideutigsten Erklärungen begegnen.

Nach all dem können wir auf den Umstand, daß Humboldt in seiner Kunstansicht manche Irrthümer oder Befangenheit mit Schiller theilte, ja diesen in der Zeit ihres ununterbrochenen Umgangs in solchen Ansichten bestärkte, durchaus kein so großes Gewicht legen. Die Lichtseite dieses

11) Doch zog er andre Male desto mehr Nutzen von der persönlichen Belehrung so verlässiger Männer. Auch Riemer (Mittheilungen über Göthe, Berlin, 1841, I. S. 200) sagt: „So ward er in wenigen Tagen, ja Stunden, durch Humboldt, Voß u. s. w. mehr gefördert als durch einsames Studium."

Verhältniſſes erſcheint uns viel bedeutender; Schiller war viel zu ſelbſtſtändig, um ſich von irgend einem fremden Einfluß und gar einem theoretiſchen hinreißen zu laſſen, viel zu eigenmächtig, um nicht auch das Ueberkommene auf individuelle, manchmal vielleicht gewaltthätige, Weiſe zu gebrauchen. Zwar wird jetzt, wo ſo viele Zeugniſſe vorliegen, Niemand mehr bezweifeln, wie einzig und alles überwiegend und unentbehrlich Göthe's Einwirken auf Schiller geweſen ſei. Humboldt hätte aber doch auch ſeine eigne Miſſion an Schiller's Seite gehabt, wenn er auch weiter zu nichts gedient hätte, als — was auch Hoffmeiſter ihm zuerkennt — ihn auf Göthe's Einfluß vorbereitet zu haben. „In der Schule Humboldt's", ſagt dieſer Biograph, „wurde er erſt für den Umgang Göthe's reif." [12])

Dagegen räumen wir unumwunden ein, daß es mit den einzelnen Ausſtellungen, die Schwab und beſonders Hoffmeiſter an Humboldt's Urtheilen machen, zum großen Theil ſeine Richtigkeit hat. Es iſt gewiß, daß derſelbe oft nur bei der Lichtſeite Schiller'ſcher Dichtungen verweilt. Auch über deſſen hiſtoriſche Arbeiten urtheilt er, nach unſerer Anſicht, viel zu günſtig. Zwar hat er auch hier das Großartige der Schiller'ſchen Compoſition treffend erfaßt, [13]) allein er überſieht dabei, was dem Geſchäft des Geſchichtſchreibers ſtörend in den Weg trat. Dies Störende war der Dichtergeiſt und beſonders der dramatiſche Dichtergeiſt. Sagt er doch ſelbſt einmal, daß die Geſchichte nur ein Magazin für ſeine Phantaſie ſei und daß die Gegenſtände ſich gefallen laſſen müßten, was ſie unter ſeinen Händen würden." [14]) — Auch da finden wir die Einrede neuerer Beurtheiler begründet,

12) Hoffmeiſter a. a. O., III. 5.

13) Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller, S. 55. ff.

14) Leben Schillers, von Fr. v. Wolzogen, I. 341.

wo Humboldt den rein lyrischen Klängen Schiller's eine eben so große Anerkennung spendet als den lyrisch-didaktischen. „Das blos Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geisterstimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben scheinen, und in denen man Schiller's intellektuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem sanften Widerschein erkennt.“ [15]) Von mehreren der hier genannten Gedichte kann man allerdings sagen, daß sie zu dem Besten gehören, was Schillern im Gebiete der reinen Lyrik und im Ausdruck bloßer Empfindungen gelungen ist, und es ist ein sehr treffendes Wort von Hoffmeister, wenn er einzelne solcher Stücke wie mit Absicht in Göthe's Manier gedichtet ansieht, so z. B. die Begegnung. Und dennoch können wir nicht in dieses allgemeine Urtheil Humboldt's einstimmen. Den meisten dieser Dichtungen ist doch ein Beigeschmack gegeben, der ihren reflexiven Ursprung verräth; dem einfachen Gefühle ist oft die Bläße des Gedankens angekränkelt und es fehlt der natürliche, ungekünstelte Erguß, dessen die deutsche Dichtung nun einmal mächtig ist. Den allgemeinsten Beifall aber findet Humboldt, wenn er von den gelungensten lyrisch-didaktischen Erzeugnissen der Schiller'schen Muse mit wahrer Entzückung spricht, wie namentlich von der Glocke. Nur scheint es nicht ganz an seinem Platze, wenn er sein Urtheil über diese gleich an obige Stelle anreiht, da dieses gewiß tief empfundene, hochlyrische Erzeugniß für das vorher

15) Vorerinn. S. 67.

Behauptete doch gleichfalls nicht als zulänglicher Beweis dienen kann. An ſich betrachtet aber iſt es eine herrliche Stelle. „Die wundervollſte Beglaubigung vollendeten Dichtergenies," ſagt Humboldt, „enthält das Lied von der Glocke, das in wechſelnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchſten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinſtellen, alle Vorfälle des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entſpringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles ſymboliſch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verſchiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache iſt mir ein Gedicht bekannt, das in einem ſo kleinen Umfang einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefſten menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umſchloſſenes Epos zeigt." [16]) — Getheilt iſt die Anſicht über die Reihe der ſpätern Tragödien Schillers nach dem Wallenſtein, ſelbſt unter denen, die ſich die Mängel der Schiller'ſchen Muſe nicht verhehlen. Erſt der Tell vereinigt wieder faſt alle Stimmen für ſich und auch über das dramatiſche Verdienſt der Maria Stuart herrſcht größere Uebereinſtimmung. Humboldt hebt aber an allen nur die Lichtſeite hervor, indem er ſagt: „Was ſeine ſpätern dramatiſchen Werke vorzugsweiſe auszeichnet, iſt erſtlich ein ſorgfältigeres und richtiger verſtandenes Streben nach einem Ganzen der Kunſtform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenſtände, durch die ſie in eine größere und reichere Weltbetrachtung treten, und höhere Ideen ſich an ſie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Proſaiſchen durch einen reineren Schwung des Poetiſchen in

16) A. a. O., S. 67—68.

Darſtellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten iſt der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunſt in ihnen geſteigert, und indem die lebendige poetiſche Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieſer wieder auch in höherem Sinne Natur.“ [17]) Die glänzendſte Bethätigung dieſes Strebens ſieht auch Humboldt im Wallenſtein, und mit Recht, ſetzt aber dann hinzu: „Die auf Wallenſtein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete... Daher ſind ſeine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, ſondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtig eingeſehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunſt.“ Gewiß zeigt ſich in jedem dieſer Stücke der nach Hohem und Neuem ringende Dichter, und doch ſind ſie, mit Ausnahme des Tell, etwas über einen Leiſten gearbeitet und laſſen, bei aller Verſchiedenheit, den Eindruck von etwas Manierirtem zurück, den man aus ihrer innern und äußern Beſchaffenheit herleiten kann. Die innere Beſchaffenheit fließt ohne Zweifel aus dem großartigen Streben des Dichters, den Stoff ganz aus dem proſaiſchen Bereiche emporzuheben. Dies aber war gerade für ſeinen Dichtergeiſt die gefährlichſte Klippe. In den frühern Stücken liegt die Idealität mit der wirklichen Welt wenigſtens in Kampf und im Wallenſtein hat die letztere ſogar den breitern Boden gewonnen; in dieſem ſpätern Dramen dagegen, namentlich in der Jungfrau und der Braut von Meſſina, proteſtirt die Reflexion nicht mehr aus mehreren oder einzelnen Geſtalten gegen den Unrath der Wirklichkeit, — wo dann der geſchilderte Gegenſatz auch den idealen Figuren, z. B. einem Poſa, wenigſtens den Schein einer gewiſſen Wahrheit und Lebenswirklichkeit zuwirft — ſondern die alles beherrſchende und durchdringende

17) A. a. O., S. 79–82.

Reflexion hat, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Kritikers, „die geschilderte Realität so nach ihren Bedürfnissen umgegossen und umgeschmolzen, gefärbt und geläutert, daß das natürliche Leben derselben auf das erheblichste darunter gelitten hat. Ja in der Braut von Messina kann kaum mehr von einer realen Welt im selbstständigen Sinne die Rede sein. So sehr stellt sich auch das Reale in dieser Tragödie als ein eingebornes Kind des Gedankens dar. Eine gewisse abstrakte, blasenschaumartige Leerheit, die sich sowohl in den Gestalten als in der Sprache dieses Gedichts, bei aller Pracht und Schönheit der letzteren, bemerklich macht, ist die Folge hievon. Wir fühlen, daß der Dichter selbst keine volle, gesättigte Anschauung von der Welt, die er schildert, gehabt hat, daß es ihm vielleicht bei der Richtung auf das Allgemeine nicht einmal ernstlich darum zu thun gewesen ist." [18]) — Die äußere Beschaffenheit dieser spätern Stücke leite ich zum Theil aus Schiller's Streben her, ein bühnenwirksames deutsches Drama, was eigentlich, außer in der nicht ganz poetischen Form Lessing's noch nicht vorhanden war, was auch Göthen nicht hatte gelingen wollen, erst zu schaffen. Wir wissen Alle, in wie hohem Grade es dem großen Dichter gelungen. Allein wir können auch nicht leugnen, daß er dieses Ziel zum Theil mit etwas gewaltthätigen Mitteln erreicht hat. Wir finden daher einen Glanz und ein Effekthaschen, das die zarten Blüthen der Poesie fast erdrückt; das alte redneriſche Element seiner Dichtung tritt wieder mächtig hervor, und das Pathos, dessen Göthe

18) Friedr. v. Uechtritz, in einer Abhandlung: Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwicklungsganges, in der Deutschen Vierteljahrschrift, Jan. — März 1842 (Stuttg. u. Tüb., Cotta) S. 60—99. Dieser Aufsatz reiht sich dem Besten an, was über Schiller gesagt worden. Er hält die gewichtigsten Einwendungen der romantischen Schule fest, ja giebt ihnen weit größere Klarheit und Tiefe, aber zugleich versteht es der Verfasser, Schiller's Größe, auch in ihren Verirrungen, zu beleuchten.

ſich als Dramatiker nicht genug bemächtigt, gelangt in dieſen Schiller'ſchen Produktionen zu einer allzu heftigen, manchmal tumultuariſchen Gewalt. — Es iſt ſonderbar, daß Humboldt von dieſen Gebrechen ſo wenig ſpürte, daß er ſo ganz von dem erhabenen Flug des Freundes ergriffen wird. Dürfen wir aber nicht dem Denker-Genoſſen etwas zu Gut halten, was ſich noch jetzt und wahrſcheinlich immer in unſrem Volke und unſerer Jugend behaupten wird! Sogar das, was er über die Braut von Meſſina ſagt, und zwar gleich, nachdem er ſie aus Schiller's Händen bekommen, iſt wie Vielen unſrer beſten Deutſchen recht aus der Seele geſchrieben. „In Rückſicht der ſtrengen Form," ſchrieb er Schillern von Rom aus, 22. Okt. 1803, „kann ſich keines Ihrer Stücke mit der Braut meſſen. In ihr iſt alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Dann ſetzt er ſeine abweichende Anſicht, aber nur über die Behandlung des Chors, auseinander und ſchließt endlich: „Ueber die Höhe in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künſtleriſche Verdienſt, die reine Kunſtform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyriſchen Partieen, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, ſelbſt die Einfachheit der Behandlung muß wenigſtens Vielen fühlbar ſein. Was ich indeß wünſchte, wäre, daß Sie mit dieſen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieſes Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in ſich mächtigen, ſchon durch ſeinen Umfang mühſam zu bändigenden Stoff, wenn nicht ſo groß, wie Wallenſtein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünſtleriſche Theil des Publikums wird zwiſchen der Braut

und dieſen Stücken, das läßt ſich voraus ſehen, Vergleichungen anſtellen und den letzteren in jeder Rückſicht den Vorzug geben, ſchon darum, weil ſie, neben der künſtleriſchen Wirkung, auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig ſind. Eine gewiſſe Wahrheit liegt aber dieſen Urtheilen, wenn man ſie wirklich fällt, zum Grunde. Es iſt noch ein anderer Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunſtform, und es giebt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stückes iſt das ſchon ſichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verſchmähen ſcheinen, die ſie aber unparteiiſch geſtanden, auf dieſe Weiſe nicht kannten. Es iſt wirklich auch noch mehr. Freilich ſcheint es an ſich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darſtellung der reinen Kunſtform an ſeinem Gegenſtande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenſtand auszeichnet. Aber es verſetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt ſich bewegt, und wenn nicht blos die großen Partieen der Menſchheit, wenn auch feine Charakternüancen erſcheinen. Es iſt unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen ſtudirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder ſo feſt charakteriſirt haben, daß jeder nur auf ſeine Weiſe die Zuſchauer afficiren kann, ebenſo die Mutter und [?] Beatrice. Es iſt das der höchſte Gipfel der Kunſt und die höchſte Weisheit des Künſtlers, nicht über die Forderungen ſeines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengeſetzten Gattung Meiſter iſt, in dem, ſieht man, iſt das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es iſt vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunſtſinn, der Charakterſchilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragiſchen

Wirkung beizumeſſen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir ſind einmal ein reflectirendes und ſentimentales Geſchlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener, wir beſchäftigen einmal die Sinne minder als den Verſtand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unſere Weiſe gerührt zu werden, einen durch Verſtand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Inſofern läßt ſich alles ſogenannte Romantiſche, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunſt iſt allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausſchließend angehörig. Allein die Kunſt iſt auch nur eine Art, in der der Menſch ſich und die Welt ſinnlich idealiſirt, ſie iſt mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verſchiedenartigſte kann ſich in ihr wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantiſche einer Ausführung in ächt antiker Kunſtform fähig ſeyn? und ſollte darin nicht für uns das Höchſte beſtehen? Wenigſtens ſcheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächteſten Kunſt keineswegs gleichgültig iſt, das Ideale, deſſen im Gegenſatz gegen das Chimäriſche und Phantaſtiſche, auch Sie in Ihrer Einleitung [zu der Braut v. M.] erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu ſehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künſtleriſchen Natur iſt das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberſchwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müſſen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunſtwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen iſt, einen Stoff, für den nichts im Gemüth des Leſers vorbereitet iſt, der nicht einmal auf einem ſchon die Seele füllenden Grunde erſcheint, der ferner an ſich ſogar künſtlich iſt und bei minder guter

Behandlung hätte ſpielend ausſehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verſchaffen. Alles in dieſem Werk beſteht nur durch die dichteriſche Form und bedarf nichts außer ihr."

Man ſieht, Humboldt empfand einen gewiſſen Mangel und wollte ſich doch nicht eingeſtehen, daß es einer ſei. Allein er überzeugt uns auch nicht von der Untadelhaftigkeit des Werks, ſein Urtheil ſtrauchelte an derſelben Klippe, die ſich um dieſe Zeit nicht etwa blos Schillern, ſondern auch Göthen (in der Eugenia) gefährlich erwies — nämlich der Begriff und die Behandlung des Symboliſchen in der Dichtkunſt. Das Symboliſiren erſchien jetzt beſonders Schiller'n immer mehr als ein Hauptmittel, um alles Proſaiſche im Bereiche der Kunſt zu tilgen, und auch Göthe fühlte ſich, bei der Abnahme ſeiner produktiven Kräfte, mehr und mehr in dieſe Richtung gezogen. Das Symboliſche war von jeher ein wichtiges Element der Dichtung, beſonders der dramatiſchen Dichtung. Allein es iſt ein großer Unterſchied, ob es nur in einzelnen Geſtalten und einzelnen Momenten hervortritt oder in allen; ob es aus einem wahrhaft individuellen Leben erſteht, oder nur ein Schein des Individuellen zur kärglichen Begleitung überworfen iſt. Anfangs begnügte ſich Schiller bei ſymboliſchen „Behelfen", nach und nach ward dieſe Richtung herrſchend. Für Schiller eine neue Gefahr. Er hatte ſehr Recht, wenn er in den Geſtalten der attiſchen Bühne etwas Typiſches fand, wenn es auch nicht geſchickt ſein möchte, mit Schiller zu ſagen, es ſeien nur Masken, was die griechiſche Tragödie vorführe. Dieſe Alten wurzelten ſo tief im Gebiete des Anſchaulichen und lebendig Individuellen, daß ſie, ohne Gefahr, nach dem Symboliſchen trachten konnten. Eine feinere Nüancirung der Charaktere, wie ſie in der innerlicheren Richtung der Neueren liegt, war ohnehin nicht ihre Sache. Dagegen die Neueren, ohnehin

mehr aufs Ideelle gerichtet, in diesem Streben das Poetische zu steigern, es am ersten verlieren können, zuerst durch falsche Anwendung des Symbolischen, endlich durch Allegorie. Zu welchen Ungestalten hat es die neuere Romantik und die spätre Göthe'sche Dichtung gebracht! Dagegen Hermann und Dorothea und zum großen Theil Wilhelm Tell als wahre Muster einer zugleich symbolischen und individuellen Darstellung dienen können. Wenn Humboldt aber in der Braut von Messina gleichfalls eine so musterhafte Anwendung des Symbolischen und solche Kunstvollendung fand, so war das abermals ein Irrthum, zu dem ihn die Richtung auf den Gedanken und das Generelle in der Kunst führte.

Auffallend ist es ferner, daß ein so tiefer Kenner griechischer Kunst, wie H. an der Schicksalsidee, wie sie dieses Stück durchweht, keinen Anstand nahm, da bekanntlich doch das Fatum der griechischen Tragödie viel innerlicher in die Charaktere und Handlungen der Betroffenen verflochten ist, vielmehr aus diesen hervorgeht, als in diesem Schiller'schen Stücke. Ich erinnere mich nicht, bei H. eine Stelle gefunden zu haben, die ein Verkennen der Schicksalsidee in den alten Tragikern bewiese, überhaupt pflegt er, und zwar mit Recht, weniger das Walten und Eingreifen des Schicksals als die Größe und Kraft im Ertragen desselben als das die Idee der Griechen und ihre Tragik Beherrschende anzusehen; ja diese Richtung der Alten gehört seinem eigensten Ideenkreise, ich möchte sagen, seinem Charakter an. Wir werden dies besonders gegen sein Lebensende bemerklich hervortreten sehen. Was mag ihn also so nachgiebig gegen Schiller's Auffassung gemacht haben, wenn nicht die Macht, die dieser Dichter so oft auf ihn ausübte? Auch hier scheint uns H. gefangen, hingerissen. Dagegen können wir abermals nicht in die Ansicht der neuern Biographen des

Dichters [19]) einstimmen, wenn diese so weit gehen, Humboldt namentlich dafür, wie Schiller zuerst im Wallenstein die Schicksalsidee ergriff, verantwortlich zu machen, oder wenigstens bedauern, daß dieser jenem Einfluß noch so viel gefolgt sei und sich nicht ganz dem Göthe'schen hingegeben habe. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß H., der, gerade als Schiller recht ernstlich an Wallenstein ging (Winter 1796—97), sich noch einmal längere Zeit in Jena aufhielt, einen ansehnlichen Einfluß, auf die Conception dieses Werks gehabt, und eben so wenig zu bezweifeln, daß er es war, der Schillern die Richtung auf die Schicksalsidee geben half, wenigstens so weit sie diesem die eigne Kenntniß der alten Dichter nicht von selbst zugeführt hatte. Allein — dieser Einfluß war doch nicht von der Art, daß wir annehmen dürften, Schiller würde nicht durch seinen eignen Genius zu einer ähnlichen Behandlung und Auffassung der Schicksalsidee geleitet worden sein. Auch ist es doch auffallend, daß sie nicht im Wallenstein, sondern — lange nach Humboldt's Abgang aus Deutschland — erst in der Braut auf solch eine Spitze getrieben worden. Auch scheint es mir gar nicht, als wenn die Schicksalsidee dem Schiller'schen Genius, besonders auf seiner damaligen Entwicklungsstufe, so fern gelegen, wie Hoffmeister, oder daß eben diese Idee dem Sujet (Wallenstein) so fremdartig gewesen, wie Schwab meint, der geradezu behauptet, „dieses Schicksal sei nur in das Thema hineingekünstelt." So würde also überhaupt die Frage noch nicht als erledigt zu betrachten seyn, inwiefern Schiller bei der Behandlung des Wallenstein wirklich auf einen Irrweg gerathen, wenn es auch wahr ist, was ich nicht leugne, daß sämmtliche Personen des Stücks ein zu klares Bewußtsein vom Schicksal haben und überhaupt

19) Hoffmeister, a. a. O., IV. S. 12. 30; Schwab, a. a. O., S. 637—38.

zu viel davon gesprochen und darüber reflektirt wird. Wäre aber Schillers Auffassung des Schicksals wirklich auch hier verfehlt, so hieße es selbst dann dem genialen Dichter wie dem kundigen Freunde Unrecht thun, wenn man dem Einflusse des Letztern, ohne weitere Belege, die Schuld des Mißgriffs aufbürden wollte.

Wie in dieser unbedingten Belobung der Braut von Messina, so wird man in Humboldt's Urtheilen über Schiller's lyrische und lyrisch-philosophische Dichtungen namentlich des Jahres 1795, oft dieselbe Befangenheit antreffen, und bald bemerken, daß sie hier wie dort aus einer und derselben Quelle fließt. Unstreitig war es die Macht des Schiller'schen Geistes, die ihn in den theoretischen Irrthum desselben einzustimmen veranlaßte. Schiller's damaliges Bestreben ging hauptsächlich dahin, in seiner Dichtung Ideen auszusprechen, die ihn erfüllten, und durch den geistigen Gehalt der Poesie überhaupt einen nie da gewesenen Schwung zu geben. Das lag einmal in seiner Natur, darin liegt seine Größe und seine Schwäche als Poet. Denn selbst wo er Empfindungen ausdrücken will, strebt er nach gleicher Idealität, und weiß sie nicht besser als durch eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu gewinnen, die er durch sittlichen Affekt belebt. Alles Individuelle und Lokale soll getilgt, soll zum Allgemeinen erhoben werden; auch die Form soll den Charakter der Nothwendigkeit empfangen, indem alles, mit logischer Folge, aus dem Gedanken der Dichtung hervorgeht und dieser Spiritus Rektor die ganze Darstellung in straffer Unterthänigkeit hält. Aus der Ideendichtung geht dieses Bestreben fast nothwendig hervor, hier wird es zum Theil auch glänzende Ergebnisse zu Tage bringen. Desto unstatthafter beweist sich das so gefaßte Princip, sobald es sich um Poesie in ihrer reinsten Art und Gattung handelt, und vorzüglich dann, wenn die innere

Welt des Gefühls und die mit ihr verschlungnen Bilder der Phantasie, also das, was die eigentliche Seele der Poesie ist, ans Licht gebracht werden sollen. Hier war es Schillern beinahe unmöglich, den innern Zustand, getrennt von der Betrachtung dieses Zustandes und ohne Beziehung auf sein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzustellen.

„Hieraus," sagt Hoffmeister,[20]) „entspringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'schen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verstandesform in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre ästhetische Gestalt einiges zu wünschen übrig. Es zeigt sich in ihr die größte Bestimmtheit, aber es ist doch mehr die Bestimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anschauung. Alle Gedichte sind bewunderungswürdig durch ihre Einheit, den Zusammenhang ihrer Theile, die strenge Ausscheidung alles Fremdartigen, und besitzen in so fern allerdings den Anstrich einer — wie Humboldt sich ausdrückt — Nothwendigkeit athmenden (!) Form." [21]) Aber den logisch so vollkommen gestalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenschaften, durch welche sie eine leicht faßliche Gestalt für die Phantasie werden. Mag der Verstand die Form dieser Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, so treten sie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft." — Am auffallendsten zeigte sich die Unzulänglichkeit jener Theorie, als Schiller, mitten im Stadium seiner Ideendichtung, sich einmal bewogen fand, die eigensten Empfindungen auszusprechen wie er es that, als er die Ideale dichtete. Weder Schiller noch Humboldt wußten, wie wir nachher sehen werden, dieses Gedicht, in welchem sich ein conkreter Gehalt so charakteristisch

20) A. a. O., Th. III. S. 244.

21) Und zwar in der Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 56; — ein schlagendes Zeugniß, daß Humboldt sich Zeit seines Lebens nicht von diesem Irrthum losreißen konnte. So oft er von Schiller spricht, kommt er auch zum Vorschein. G. S.

darstellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher sie die reine Form suchten. Es war Beiden zu individuell wahr, und doch spürten sie den poetischen Athem, der hier weht, und der uns noch lebendiger ergreifen würde, wenn das Gefühl darin, nicht noch immer zu sehr ins Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch künstlich geworden wäre. Göthe bemerkte gleich, daß hier eine Befreiung der Schiller'schen Muse angekündigt sei und gab diesem Gedicht vor allen gleichzeitigen Erzeugnissen derselben den Vorzug. Ganz mit Recht, insofern er die übrigen Gedichte nicht als Erzeugnisse bloßer Ideendichtung beurtheilt.

Doch bleibt uns auch hier noch etwas zu Gunsten des Schiller'schen Strebens und der Theorie seines Freundes zu sagen übrig. Unleugbar liegt eine Richtung auf eine gewisse Allgemeinheit des Gehalts und eine Art Nothwendigkeit der Form in allen Dichtern, deren Sinn und Geistesrichtung aufs Erhabene geht; unleugbar dankt auch Schiller's Dichtweise diesem Streben einen großen Theil jener Macht und Würde, die uns so oft die Unvollkommenheit der Manier vergessen läßt. — So wie er den Werth des Individuellen erfaßte, hob er sich riesenstark aus den Banden, die ihn gefesselt hielten. Und wenn er sich dem falschen Princip nie ganz entwinden konnte, ja durch die oben besprochene Richtung aufs Symbolische sogar zu neuen Fehlgriffen verleitet werden sollte, so bleibt doch das Streben selbst etwas Großartiges, wie denn Schiller überhaupt am verehrungswürdigsten erscheint, wenn man die Intentionen seines Geistes ins Auge faßt, und wie nicht zu verkennen ist, daß das Architektonische seiner Dichtung, der Umriß, der Wille so oft zur Bewunderung hinreißt, wenn die Durchführung, die Vegetation, wenn es vergönnt ist so zu sagen, nicht in solcher Fülle und Schönheit eingegeben ist, und vollendet wie die Hoheit des Ganzen es verdiente. Wie groß ist Schiller, wenn er ein

fremdes Kunstwerk beurtheilt, namentlich in spätren Jahren. Wie glücklich zeigt er die Mängel in der Composition des W. Meister, er, der entfernt nicht vermögend gewesen wäre, diese Composition in einer ähnlichen Vollendung auszuführen. Der Mangel, den dies andeutet, lag einmal in seiner Natur, er hat denselben auf staunenswerthe Weise überwunden, aber nie völlig. Gewiß aber ist, daß er ein Höchstes ahnte und wollte und daß wir nur zu beklagen haben, daß das Glück es ihm nicht erreichen ließ. Auf demselben Wege war Humboldt. Die Größe des Strebens entzückt seinen idealischen Geist, und hingerissen von dem verwandten Genius verliert er ganz den Boden, auf dem er die Dichtung sonst heimisch weiß, und bewundert fast ohne Einschränkung eine Dichtweise, die wohl nur in dem gemischten Reiche der Ideendichtung ganz an ihrem Platze, da aber auch in gewissem Grade eine Nothwendigkeit ist.

So viel im Allgemeinen über das interessante Verhältniß dieser Männer. Die Fragen, welche hier berührt werden mußten, gehören zu den wichtigsten unserer Kunsttheorie und Kritik. Schiller selbst, in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, war der erste, der sie gründlich ins Auge faßte, aber noch heute, scheint mir, sind die streitigen Punkte nicht erledigt. Es war nicht daran zu denken, den Gegenstand auf diesen Blättern auch nur so weit, als es meine Kraft erlaubte, zu erschöpfen. Hier konnte der Zweck nur der sein, durch einen allgemeinen Umriß für die folgenden Einzelheiten eine Grundlage zu gewinnen und den Leser auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus wir den Verhandlungen dieser Geister folgen können, ohne sie durch Beistimmung oder Einrede öfter unterbrechen zu müssen. Vielleicht dient dieses Vorwort auch dazu, über Gegenstände die unsere Theorie und Kritik verschiedentlich schon für gelöst ansehen möchte, erneuerte Untersuchungen anzuregen. — Das

Vorangestellte wird auch hinreichen, Humboldt als Kunstkritiker zu charakterisiren. Seine Verhandlungen mit Schiller, endlich seine Beurtheilung des Göthe'schen Dichtergenius, werden das bisher Gesagte theils beweisen, theils ergänzen. Auf seine Kunsttheorie, die Methode sowohl als die Ergebnisse zurückzublicken, giebt uns sein Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche", letzlich Anlaß.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in diese Erinnerungen einzurahmen. Nur das Wichtigste wollen wir entheben, und dann auf diese offen liegende Quelle für Humboldt's Leben und Wirken einen Jeden hinweisen, der etwa versäumt hätte, sich daran zu bilden- und zu laben. Vieles, insonders die Mittheilungen Schiller's, aber auch viele Aeußerungen und Urtheile Humboldt's mögen für die Lebensbeschreibung und Beurtheilung des Einen unentbehrlich sein, während sie nicht gerade wesentlich sind, um den Andern zu charakterisiren. Ueberhaupt wird man den Briefwechsel selbst zur Hand nehmen müssen, wenn man einerseits in die Werkstatt des Dichters treten, andrerseits den kritischen Geist seines Freundes und den Einfluß desselben in seinem ganzen Umfange, den Menschen Humboldt in seiner herrlichsten Erscheinung kennen lernen will.

Endlich werden einige Aufsätze, die Humboldt für die Horen liefert, uns Gelegenheit geben, noch eine spezielle Richtung zu berühren, in der seine Forschung und Denkweise abermals der Schiller'schen besonders nahe steht, nämlich in Betrachtung und Ergründung der Geschlechter und in der Verherrlichung des weiblichen insbesondere.

Einfacher sind die Verhältnisse unseres Humboldt zu dem andern großen Dichter, zu — Göthe. Daß er ihm

schon persönlich bekannt war, bevor er 1794 nach Jena kam, daran ist nicht zu zweifeln, ebenso gewiß aber ist es, daß er demselben erst nach dieser Zeit, und durch Schiller, vertraulich nahe gekommen. Göthe sagt auch selbst, zur Zeit da der Schluß des W. Meister und die Xenien durch ganz Deutschland rumorten, in einem Briefe an Schiller, (12. Nov. 1795): man müsse die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähere. „So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchst erquicklich ist."

Wenn dieses Verhältniß auch nicht in dem Grade innig werden konnte, als das oben besprochene mit Schiller, so ist es doch eines der vertrautesten unter denen, die Göthe in den reiferen Jahren seines Lebens pflegte, und es hat ein langes Leben hindurch bestanden. Ja, wir dürfen dieses Band um so höher anschlagen, als es nicht durch ein specielles Bedürfniß geknüpft wurde, wie das Göthe's mit Meyer oder Zelter, und weil der jüngere Freund, dem er sich zuneigt, hier ein geistig ebenbürtiger und Kunstkenner und Kritiker obenein ist. Solche Genossen hat das Glück Göthen nur wenige gegönnt. Merck war einer, dann Herder, endlich Schiller und nächst ihm Humboldt und zum Theil, wenn auch mehr aus der Ferne, der ebengenannte Körner. Alle Antworten und Einwürfe, die Göthe von seinen übrigen Freunden erhielt, als er ihnen den Wilhelm Meister zugesendet, erschienen unerfreulich und keineswegs förderlich. „Wilhelm von Humboldt's Theilnahme," sagt er bei dieser Gelegenheit,[1]) „war indeß fruchtbarer, aus seinen

1) In den Tag- und Jahresheften: Werke, Ausg. letzter Hand, S. 50 und S. 46 ff. Ich citire, aus guten Gründen, noch immer diese Ausgabe von Göthe's Werken.

Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte." Da er unmittelbar hinzufügt, Schiller's Theilnahme nenne er zuletzt, sie sei die innigste und höchste gewesen, so geht schon aus dieser Zusammenstellung hervor, daß es nicht das Lob aus ihrem Munde ist, was ihn zu solcher Auszeichnung Beider bewegt; denn Schiller's Briefe über diesen Roman enthalten, bei der höchsten Begeisterung für dessen Urheber, zugleich die schärfste Kritik, die ein so außerordentliches und doch nicht ganz vollendetes Werk nur erfahren konnte.

Da wir den Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch nicht besitzen, so bleiben uns hier nur einzelne Stellen beizufügen, wo Göthe des Letzteren oder beider Brüder rühmend gedenkt. „Daß Lessing, Winkelmann und Kant," sagt er einmal zu Eckermann,[2]) „älter waren, als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden." In einem Aufsatz, der die Aufschrift führt: Einwirkung der neuern Philosophie spricht Göthe erst von Kant und Herder, dann von Schiller und dessen Einwirkung, dann von den Unterhaltungen mit Niethammer, und fährt dann fort: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig

2) Gespräche. Erste Ausgabe. I. 220—21.

3) Werke, B. L. Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, S. 54—55.

dankbar zu entwickeln ſein, wenn mir vergönnt wäre, jene für mich ſo bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzuſtellen, doch anzudeuten, zu entwerfen."

Solche Andeutungen hat Göthe denn auch mehrmals in den Tages- und Jahresheften gegeben, im Ganzen jedoch ſpärlich, und er kommt darin mehr auf Natur-, Erd- und Sprachkunde und eine gemeinſchaftliche Thätigkeit in dieſen Fächern zu ſprechen, als auf Philoſophie und dergleichen. So notirt er im Jahr 1794: „Alexander von Humboldt längſt erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwiſſenſchaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht." [4]) Und (1795) ſetzt er hinzu: er ſei von der bildenden Kunſt ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt worden, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen ſeien. Göthe denkt aber an dieſer Stelle abermals des Endes von 1794 wo Alexander von H. mit ſeinem Bruder in Jena zuſammentraf, obſchon er vielleicht im nächſten Jahre die Freunde wieder beſuchte. „Sie nahmen beiderſeits," fährt G. fort, „in dieſem Augenblicke an Naturwiſſenſchaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen. [5]) Sie forderten ihn dringend auf, ſeine Ideen zu Papier zu bringen, was Göthe auch ſogleich befolgte, indem er an Max Jacobi (den Sohn des Philoſophen, der um dieſe Zeit in Jena ſtudirte) das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre diktirte. Dadurch gewann er einen Anhaltpunkt für weitere Forſchung. Faſt mit den-

4) Werke, Th. 31. S. 33.
5) Ebendaſ., S. 45—46.

ſelben Worten gedenkt er, in den Nachträgen zur Oſteologie, der damaligen Zuſprache jener Brüder. „So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir ſchon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Ich trug die Angelegenheit meines Typus ſo oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich ſolle das in Schriften verfaſſen, was mir in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte.[6]) Wie Humboldt mit Schiller ſpekulirt, ſo geht er mit Göthe und ſeinem Bruder Alexander auf Naturbeobachtung ein, und fördert auch da durch Theilnahme und Intereſſe.

Nochmals kommt Göthe auf den Antheil beider Humboldt, da er (Frühjahr 1797) das reiche Leben, das damals in Jena vereint war, hervorhebt. „Die Univerſität Jena," ſagt er in den Tages- und Jahresheften (B. 31. S. 72), „ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen und glücklichen Umſtänden wäre der treuſten und lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. Mein oſteologiſcher Typus von 1795 gab nun Veranlaſſung die öffentliche Sammlung ſo wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen." Göthe ſchematiſirte jetzt die Metamorphoſe der Inſekten und Alexander von Humboldt belehrt die Freunde durch galvaniſche Verſuche, die er anſtellte. Auch hier ſpricht Göthe mehr vom Naturwiſſenſchaftlichen, wir werden aber

6) Ebendaſ., B. 55. S. 175—76.

auch sehen, welche anderweite Berührungspunkte er mit dem ältern Humboldt hatte.

Göthe hatte ganz Recht zu behaupten, daß Jena um 1797 einen gewissen Höhepunkt des Glanzes erreicht hatte, der vom J. 1794 bis in die ersten des neuen Jahrhunderts auf diesem Orte haftete, 1797 bis etwa 99 aber am höchsten stand. Seit 1796 waren auch die Schlegel da, die Xenien brachten die heftigste Bewegung hervor, und wenn die Humboldt's 1797 auf Reisen gingen, so trat 1798 der junge Schelling auf, auch Tiek kam zum Besuch, das Athenäum, das Organ der neu auftauchenden poetischen Schule, überbot noch den Lärm, bis es mit Schiller's Uebersiedelung nach Weimar und der Entfernung der Gebrüder Schlegel in Jena allmählig stiller wurde. Seit den Vorstellungen des Wallenstein war es Weimar, wohin aller Augen sich richteten.

So viel vorläufig über Humboldt's Verhältniß zu Göthe. Von seiner Ansicht über den Dichter, dessen Laufbahn und Wirken haben wir mehr als einmal zu handeln, denn zu wiederholten Malen hat er der Welt das unzweideutigste Bekenntniß darüber abgelegt, über den Lebenden sowohl als über den Todten.

Wenig erfahren wir von Humboldt's Verkehr mit den andern Geistern, die nächst Göthe und Schiller das Meiste zu dem Rufe des Weimarischen Lebens beitrugen — von Wieland und Herder. Daß er auch sie kannte, ist nicht zu zweifeln. Wie hätte sich Humboldt so etwas entgehen lassen — namentlich einen Mann, der so vielseitiges Interesse bot, wie Herder, der nach so vielen Seiten anregend und Impuls gebend wirkte und dessen Name nicht vergehen kann, wie sehr auch Wissenschaft und Kritik spätere Zeit seine Behandlungsweise überflügeln mag. In seiner Humanitätsrichtung war der ganze Charakter der Zeit ausgesprochen, er war gleich-

sam der Pannerträger in den Schlachten, in denen Göthe und Schiller und die ihnen Aehnlichsten nachhaltige Siege erfochten. Und wie berührten einzelne Richtungen dieses Mannes gerade Humboldt! Wie nah lag diesem das Gebiet, das Herder in den Ideen anbahnte, noch mehr das, was Herder über den Ursprung der Sprache aufgestellt und auf Hamanns Wege, über die Sprache selbst, zwar noch sehr unzureichend aber doch auch hier vorbereitend, philosophirte. Freilich konnte er gerade in so unangebauten Feldern noch am meisten glänzen, wenn auch einem Geist wie Humboldt schon damals die schwache Seite solcher Versuche nicht verborgen bleiben mochte; und wenn es ihn wie Alle, die Kant's Verdienste hoch hielten, höchlich an Herder verdrießen mußte, daß er zuletzt diesen großen Denker mit solchen unzureichenden Waffen und noch dazu plump und angeberisch bekämpfen mochte. — In den Briefen an Schiller spricht Humboldt mehrmals und sehr treffend von Herders Leistungen. Was er als Dichter spendete, erschien ihm keineswegs groß und gewaltig, im Allgemeinen aber artig und besonders durch seine Zartheit erfreulich. In Herders Dichtungen herrscht ein vorwiegend didaktisch-paraboliſches Element, das in mancher Hinsicht an die Schiller'sche Ideendichtung streift. So fand auch Herder sich namentlich von Schiller's „Tanz" angezogen — eine Wahl, die Humboldt sehr charakteristisch findet. In diesem Gedicht, sagt er, sei eine bei Herder oft wiederkehrende Idee dargestellt, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, sei ganz in Herder's Manier. „Hätte das Gedicht nicht," setzt er hinzu, „eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herder'sches nehmen können." Das ist sehr wahr, nur möchte ich den Vorzug nicht so sehr in die Grazie setzen. Was auch dieses Gedicht charakterisirt, ist vielmehr die Kraft

der Ideen, die Kraft und ein gewiſſer Glanz der Darſtellung. Eines der bekannteſten Herder'ſchen Gedichte, Parthenope, fand H. ganz Herderiſch, voll ſeiner Vorzüge, aber auch ſeiner Unarten. „Das Stück hat im Ganzen einen ſchönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch ſo viel Myſtiſches und ein ſo durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann.“ Einiges war ihm ganz unverſtändlich. Als es gedruckt war, wollte es ihm doch etwas beſſer ſcheinen. — Desgleichen mißfiel ihm die allzufreie Art mit der Herder die antiken-Sylbenmaße, z. B. das alcäiſche, behandelt, wodurch alle Kraft verloren gehe. Am meiſten bewährt ſich ſein Dichtertalent in den Epigrammen und auch Humboldt findet ihn da beſonders zart und griechiſch, und ſelten matt. Doch kann er auch hier nicht umhin, eine Vergleichung derſelben mit Schiller's gleichzeitigen Stücken dieſer Art anzuſtellen. So trefflich die erſteren großentheils ſeien, vermißt er doch etwas, was die Schiller'ſchen auszeichnet. „Faſt nirgends iſt der Gehalt ſo gediegen, die Diktion ſo rund und kurz, das Ganze ſo ſtark und vollendet.“ Gewiß, aber eben dieſe Schwere des Gehalts und Straffheit der Form macht, daß ſie nicht die Zartheit und Lieblichkeit haben, die in den Herder'ſchen athmet. — Auch den Forſcher und Kritiker zu beurtheilen, findet Humboldt in den Briefen an Schiller Veranlaſſung, und was er ſagt, iſt ſchlagend. Zu Schillers Horen von 1795 lieferte Herder den Aufſatz: „Homer ein Günſtling der Zeit,“ worin er ganz nah an die Ideen rührt, die in den kurz zuvor erſchienenen Prolegomenen F. A. Wolf's entwickelt worden waren. „Die Herder'ſche Arbeit,“ ſchreibt Humboldt, „habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Sie iſt zierlich und hie und da genialiſch geſchrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leſer vorüberſchweben, und iſt ein ſehr guter Horenaufſatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt

zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich in dieser Sache ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfasser hat, wie er mir doch zu meinen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im Ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht." Was ihn am meisten zum Nachdenken reizte, ihm den Aufsatz ordentlich werth machte, war das, was Herder über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Humboldt findet es wahr und bedauert nur, daß der Verfasser so kurz dabei verweilt. „Daß Herder," sagt er zuletzt, „Wolf's nur so gedenkt, daß Niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herder'schen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts sein. Durch Wolf's Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit." Wolf trat auch gleich darnach mit einer sehr bittern Erklärung gegen den damals noch ungenannten Verfasser dieses Horenaufsatzes hervor, worin er sich, in seiner Art, leidenschaftlich und gereizt bewies. Schillern war der Vorfall unangenehm, da er ein ungünstiges Licht auf sein Journal werfen konnte. Nicht weniger unangenehm war er Humboldt, aber, ohne der Freundschaft etwas zu vergeben, spricht er sich unparteiisch über beide Theile aus. Wolf's Angriff sei ihm unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufsatz, seiner Behauptung nach, habe, desto geringer sei die Gefahr gewesen. Freilich habe Herder viele Blößen gegeben, manche Unwissenheit an den Tag gelegt und einen viel zu wenig festen, ernsten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit nicht übersehen sollen. Allein Herder und Wolf, schließt er,

sind einmal incompatible Naturen. — Viel entschiedener noch drückt Humboldt seine Zufriedenheit über den kurz darnach, gleichfalls in den Horen mitgetheilten Aufsatz: „Homer und Ossian" von Herder aus. „Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des caledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der ionischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diktion ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjektiven Züge, die einem Herder'schen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen." — Daß Humboldt diesen Mann auch persönlich kannte, und genügend mit ihm verkehrte, geht, auch ohne weiteres Zeugniß, aus dem hervor, was er, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller (S. 13—15) über Herder's Gesprächsweise mittheilt. „Nie vielleicht," sagt er, „hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstand herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über, man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselseitigkeit des Gesprächs." Gerade

dieſe war ein Hauptvorzug des Schiller'ſchen Sprechens, mit dem er Herder's zuſammenſtellt. Dieſe Darſtellung Humboldt's iſt ſehr charakteriſtiſch, denn ſie zeigt uns zugleich, warum Herder in Schriften oft unzureichend erſchien, wo er als Sprecher in hohem Grade glänzte.

Hauptſächlich um mit Schiller an Einem Orte zu leben, ging Humboldt, mit ſammt ſeiner Familie, im Frühjahr 1794 nach Jena.[1]) Schiller kam erſt einige Wochen ſpäter (im Mai) aus ſeinem Geburtslande zurück, wo er längere Zeit ſich aufgehalten hatte. Wir haben daher Muſe noch der andern Geiſter zu gedenken, mit denen H. in dem damaligen Jena näheren oder entfernteren Verkehr pflog, oder denen er nachher in Schiller's Hauſe begegnete.

Die philoſophiſche Facultät bot natürlich das Hauptintereſſe dar. Alle ausgezeichneteren Köpfe gehörten der Kant'ſchen Schule an oder ſchritten von ihr aus weiter. Vor allem leuchtet Fichte's Name hervor. Dann lehrte Niethammer. Auch Hofrath Schütz, der Philologe, und der Juriſt Hufeland, waren Kantianer. Aber auch ſonſt war Geiſt und Leben in reicher Fülle vorhanden. Hier der Geſchichtſchreiber Woltmann, der noch dazu in den verſchiedenſten Fächern glänzen wollte, dort der Sprach- und Alterthumskundige Profeſſor Ilgen, die Theologen Griesbach und Paulus, der Naturforſcher und Mediciner nicht zu vergeſſen, mit denen H. theils durch eigne Studien, theils durch ſeinen Bruder und durch Göthe in Berührung kam, wie mit Batſch, Loder u. A. Hofrath Stark und Rath Hufeland,

---

1) Briefwechſel zwiſchen Sch. und H., S. 7. Dieſe Hauptquelle citire ich jetzt nur in wichtigern Fällen. Wo keine andre genannt iſt, wird man den Beleg dort zu ſuchen haben und finden.

die berühmten Aerzte, kamen als solche in Humboldt's Haus. Sophie Mereau, die Dichterin, damals noch Gattin des Professors dieses Namens, wußte ästhetische Interessen in ihrem Kreise zu hegen, so daß von der trockensten Forschung bis zum heitersten Kunstgenuß fast keine Richtung zu denken ist, die in dem kleinen Orte nicht einen regsamen Vertreter gehabt hätte. Fast an jeder konnte der universelle Geist eines Humboldt Theil nehmen, von allen Seiten suchte er sich zu bereichern und während er, als Sechsundzwanzigjähriger, mit den Häuptern der Wissenschaft verkehrte und mit den Ersten und an Jahren Vorgeschrittenen auf dem Fuße der Gleichheit umging, war er jugendlich genug, so bald er nur Geist spürte, mit dem Geringsten der Jünglinge, deren in so großer Zahl aus allen Gegenden Deutschlands nach dem berühmten Musensitze strömten, anmuthige und vertrauliche Gespräche zu pflegen.

Mit Schütz verband ihn die Vorliebe für Aeschylos, den dieser herausgab und Humboldt ins Deutsche zu übertragen versuchte. Dann liefert H. auch Beiträge für die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, damals das erste kritische Institut in Deutschland. Dies gute Verhältniß zu Schütz dauerte auch über ihr dortiges Leben hinaus.[2]) — Der junge dreiundzwanzigjährige Woltmann war geistreich genug, auch H. Interesse zu gewähren. Aber dieser behandelte ihn stets mit einer gewissen Ironie, und sah ihn, der als Dichter, als Kunstrichter und als Darsteller der Geschichte des Alterthums excelliren wollte, in keinem dieser Fächer für voll an. Man spürte bald, daß er eigentlich ein Nachahmer Schiller's und im Fache der neuern Geschichte wirklich kein ungeschickter Nachfolger desselben sein werde. Als Aesthetiker findet H. ihn schwach, als Kritiker süßlich, affektirt und gedankenleer,

2) Chr. Gottfr. Schütz, in den Zeitgenossen, B. 4. 3—4 H. (Leipzig, 1832.) S. 26.

als Dichter meist abscheulich, und in seinem Collegium: Quellen der Geschichte, sprach er über die Alten wie Humboldt meint, mit vieler modernen Selbstgefälligkeit. Anfangs wußte er sich auch Schillern und Göthen interessant zu machen, bald aber zeigte sich, daß er, bei allem Geist, immer eine eitle und schwächliche Rolle spielen werde.

Von größerer Bedeutung war der Umgang mit Fichte und Niethammern, die damals gemeinschaftlich wirkten. Zu dem philosophischen Journal, das sie seit 1795 herausgaben, luden sie auch Humboldt ein, sie führten auch seinen Namen in der ersten Anzeige ihres Unternehmens unter den Mitarbeitern auf,[3]) doch hat er, soviel man weiß, keinen Beitrag zu diesem Journal geliefert. — Wie Woltmann, trat auch Fichte in diesem Frühjahr seine Stelle in Jena an; er entwickelte jetzt die Fundamente der Wissenschaftslehre. Humboldt und Schiller hielten sich ziemlich in gleicher Annäherung und Entfernung von ihr. Beide konnten sich mit dieser Ueberschreitung des Kant'schen Systems nicht vereinen, wenn schon H. den großen Denker noch mehr beachtet zu haben scheint als Schiller und auch im Leben in läßlicherem Verhältniß mit ihm blieb, als dieser. Das geht aber aus allen Zeugnissen hervor, daß Fichte, dieser edle und hochstrebende Mann, ein äußerst unverträglicher, ja bis zur Bizarrerie selbstbewußter, und eigenwilliger Charakter war. Auch die Verbesserungssucht will ihre Gränze. Was in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung Deutschlands von unberechenbarer Wirkung war, erschien in gewöhnlicheren Zeitläuften fast als Carrikatur. Nicht leicht hatten zwei Männer so viel Verwandtes, wie Schiller und Fichte, zumal in ihrer sittlichen Begeisterung. Aber während Schiller dabei auch die volle Humanität zu erfassen

3) Intelligenz-Bl. der A. L. Z., 3. Jan. 1795.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbſtverleugnung verbindet, herrſcht bei Fichte ein moraliſcher Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch ſeine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatoriſche Ungeſtüm, der erſt in ſeinen letzten Lebensjahren den erwünſchten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unabläſſige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten ſehr Intereſſantes geſprochen, und zwar über Schiller ſelbſt und ſein philoſophiſches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und ſelbſt die Art der Betonung mit. „Sie kennen ſeine Manier," ſetzt H. einfach hinzu. Ein andermal ſchreibt Humboldt: an dem Weltverbeſſerer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorſchmack, bis die Romanze fertig ſei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweiſen." Fichte's ſpäteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in ſeinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinſicht noch ein ehrendes Denkmal geſetzt hat, indem er ſein Verdienſt um die deutſche philoſophiſche Diktion heraushob und bei dieſer Gelegenheit ſagte: eine Geſtaltung des philoſophiſchen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde ſich, nach den Griechen, bei Deutſchen, einzeln bei Kant, beſonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften;[4] wo aber, meiner Anſicht nach, das Wort „Schönheit", wenigſtens auf Fichte, nicht zu paſſen ſcheint. — Humboldt ſtand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ ſich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen;[5] an Reinhold, der über die Unverſtändlichkeit der Wiſſenſchaftslehre Klage geführt, ſchrieb er

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserleſener Briefwechſel, II. 183. 215. Fichte's Leben und litt. Briefwechſel, vom Sohne, Th. II. (1831) S. 180. 183.

(2. Juli 1795), seine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren seiner Zuhörer verständlicher vor, als nicht leicht ein andres philosophisches Buch.[6]) Nur einige Monate später gerieth er mit Schiller in Streit, Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingesendet, eine Nachahmung oder Parodie seiner Briefe über ästhetische Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf und berief sich auf Göthe's und Humboldt's Ausspruch, was wenigstens eine äußerliche Verständigung mit Schiller herbeiführte.[7])

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er sich im Gebiet der Sprache und Alterthumswissenschaft, selbst der Philosophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Gesellschafter und sah gern Freunde bei sich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittwe Ilgen's wissen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in diesem Hause verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite schauen, nämlich von der der äußeren Erscheinung, und führte auch Humboldt von dieser Seite vor Augen. Es war, sagte die Genannte,[8]) um die äußere Eleganz der dortigen Geister, Göthe und Woltmann[9]) ausgenommen, schlecht bestellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendas., S. 316—18. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in dessen Modernen Charakteristiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfasser einen Theil seiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieser Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel sagen, obwohl er in seiner Stellung schon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht blos des Aeußern wegen, für einen Gecken.

Humboldt machte keine Ausnahme. Doch war er besorgt für seinen Anzug, was er jedesmal, wenn er bei Ilgen speiste, bethätigt haben soll, indem er, wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer sich zum Kaffee in ein andres Zimmer begaben, regelmäßig sich entfernte, den Rock zu wechseln, weil er sein Staatskleid vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt habe das Rauchen gehaßt. Das Staatskleid selbst sei aber sehr unscheinbar gewesen und er sei zu Ilgen's Rauchwolken in einem Kleide zurückgekehrt, „das ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmäht haben würde." Gern versetzen wir uns in das einfachere Leben jener Zeit zurück, wo des Geistigen so viel geboten und genossen wurde, daß man nach Weiterem nicht viel fragte, und der innere Gehalt so viel mehr wog als die äußere Ueberkleidung.

Im Mai (1794) kehrte Schiller mit den Seinigen aus Schwaben zurück. Für ihn hatte Jena durch Humboldt's Ansiedelung einen großen Reiz gewonnen. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung und des Genusses, so ganz im Sinne Schiller's, war die Nähe dieses Freundes! Nunmehr knüpfte sich zwischen beiden Familien ein Band für das ganze Leben. Denn auch Schiller's Gattin fand in Frau von Humboldt ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schiller's Frau," sagt ein Augenzeuge,[1]) „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß

1) (Göritz:) Jena zur Zeit Schiller's, im Morgenblatt 1837 Nr. 86. S. 342.

einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller sicherte." Und Schiller's Schwägerin sagt: die innige Verbindung mit diesen lieben und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot.

Am Markt, gerade gegenüber von Schiller's Wohnung, hatte Humboldt die seinige aufgeschlagen.[2]) „Wir sahen uns täglich zweimal", sagt er, „vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein." Da erging man sich in philosophischen und ästhetischen Gesprächen, von deren Umfang und Bedeutung wir uns jetzt aus dem Briefwechsel dieser Männer wohl einen Begriff machen können. Es wurden Gegenstände verhandelt, die in das innerste Leben Beider eingriffen. Häufig gingen diese Unterredungen von der Poesie des klassischen Alterthums aus, wo dann besonders Humboldt seine Schätze aufschließen konnte, und gerade diese Unterredungen, und was daran sich knüpfte, halfen die ästhetisch-philosophische Krisis beschleunigen, von der wir oben gehandelt haben. So reifte Schiller für den Umgang mit Göthe heran, der bald darnach beginnen sollte.

Wer den damaligen Unterhaltungen dieser Männer hätte beiwohnen[3]) und uns die schönsten Momente überliefern können! Wie lüstern macht uns das Wenige, was ein Freund des Humboldt'schen Hauses, Wilhelm von Burgsdorf, der sie in Jena besuchte, darüber an Rahel nach Berlin schrieb. Dieser Besuch fällt zwar in die Epoche des zweiten Humboldt'schen Aufenthalts zu Jena. Er charakterisirt aber dieses

2) Schiller schreibt es an Jacobi, 25. Jan. 1795. S. Jacobi's Briefwechsel, II. 196.

3) Die Frauen und einzelne intime Freunde des Hauses waren meist, oft auch jüngere Männer zugegen. Leider war kein Eckermann unter ihnen.

Zusammenleben mit Schiller durchaus. „Humboldt's", schreibt Burgsdorf[4]), „sind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel Werth, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten [nämlich Beides 1796!] ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournüre genommen [wie sie B. in Jena zu finden nicht erwartet haben mochte]. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen, — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie sonst im Denken, — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu dem Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt."

---

4) In einem Brief vom 21. Nov. 1796, mitgetheilt von Varnhagen, Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel, I. 113—16.

Von Schiller's Größe im Gespräch hat Humboldt selbst eine Schilderung hinterlassen.[5]) Schiller, sagt er, erschien für das Gespräch ganz eigentlich geboren. Von dem geringfügigsten Gegenstand aus, den der Zufall an die Hand gab, leitete er die Unterredung zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, nach wenigen Zwischenreden sah man sich in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Dabei behandelte er den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, er schien immer des Mitredenden zu bedürfen, und ließ ihn nie müßig werden, während es doch meist seine Idee war, die zu Tage gefördert wurde. Wenigstens leitete er die Richtung des Gedankens, und wußte durch alle Abschweifungen eine Unterredung zu ihrem Ziele zu führen; denn er ruhte nicht, bis er bei diesem angelangt war. — Humboldt vergleicht sogar die höchsten Momente dieser Gespräche mit den gehaltvollsten Erzeugnissen seiner Muse. Das Reich der Schatten schien ihm ein treues Abbild des persönlichen Schiller. „Jetzt," schrieb er nach dem Empfang des Gedichts, „jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt." Derselbe Ernst, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchte auch aus dem Gedicht hervor. So begeistert spricht Humboldt von Schiller's Gesprächen. Er selbst, der Mitredende, hat leider Niemand gefunden, der seinen Antheil, sein Ringen mit dem großen Genossen recht nach dem Leben gezeichnet hätte.

---

5) In der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, S. 13—15.

Wie ihre Briefe, so zeugten ihre Unterhaltungen für die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen, wodurch aber nicht ausgeschlossen war, daß sich auch mancher Unterschied der Meinung, mancher Gegenstand des Streites hervorthat, was nur dazu diente, ihre Ansichten zu schärfen und höherer Klarheit entgegen zu führen. Mußte doch der so anders vorgebildete, so vielseitige, in so glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Humboldt manches Ding ganz anders anschauen, als Schiller, der großentheils seinem Genie und seiner Willenskraft dankte, was er besaß, oder errungen hatte. Hier dient ein Beispiel für viele. Man erzählt uns,[6]) daß Schiller und Humboldt eine ganz verschiedene Meinung über den Muth hatten, und darüber stritten. Humboldt behauptete nämlich, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern blos ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern blos Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.

Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war ohne Zweifel das, was Schiller's Geist in dieser wichtigen Epoche beschäftigte. Nach einer längeren Unterbrechung seiner Arbeiten kehrte dieser jetzt mit doppelt regem Streben nach Thätigkeit nach dem durch Humboldt für ihn so verschönten Musensitze an der Saale zurück. Der Umgang mit diesem, sowie der bald darauf beginnende mit Göthe, trugen nicht wenig dazu bei, seine geistige Lebendigkeit zu erhöhen. Die Dichtung lag zwar immer noch in der Ferne. Dagegen war er, nach mehrjährigen Forschungen, so weit vorgeschritten, um in so

6) Göritz, a. a. O.

anregender Umgebung und so fördernden Gesprächen schneller zu einem gewissen Abschluß seiner theoretischen Bestrebungen zu gelangen. Mit jedem Tage näherte er sich der letzten großen Produktionsepoche. Die „Briefe über ästhetische Erziehung" waren angefangen; er arbeitete sie im Laufe des Jahres aus und bahnte sich damit wie mit den nächstfolgenden Abhandlungen den Weg zur Praxis, wie zu der innigeren Verbindung mit Göthe. Schon in „Anmuth und Würde" waren die Gegenstände verhandelt, die in diesen Briefen ein breiteres und tieferes Fundament bekommen. Es baut sich in Beiden die Philosophie und Aesthetik unsers Dichters auf, eine Philosophie, die man, der starren Sittenlehre Kant's gegenüber, ästhetisch nennen könnte, und eine Aesthetik, in der die Anmuth und Schönheit ihre Stelle neben dem Erhabenen einnimmt, und worin durch Ableitung der ästhetischen Wirkungen aus den Gesetzen der Einbildungskraft, d. h. aus den möglichen und nothwendigen Wirkungen auf diese, die Ergründung eines objektiven Kriteriums des Schönen angebahnt wird. Der Endpunkt, auf welchen alles bezogen wird, ist die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte. Hierdurch gelang es, die Engen des Kant'schen Systems zu erweitern und die sittlichen und ästhetischen Probleme auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Stufe der Wahrheit zu führen. „Niemals vorher", sagt H., „sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war damit unendlich viel, nicht blos für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen." Kunst und Dichtung waren als dasjenige dargestellt, woran der Mensch erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. Ueber den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln,

also über die Grundlagen aller Kunst, sowie über die Kunst selbst, enthalten diese Arbeiten, nach Humboldt's Ausspruch, alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein werde, hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet möchte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Principien hinaufführen lassen werde.[7])

Die Wichtigkeit dieser Abhandlungen, für die Welt sowohl als für den Verfasser selbst, ist anerkannt, und, ohne die Mängel zu verschweigen, von Hoffmeister auf das würdigste beleuchtet worden. Uns interessirt aber hier vorzüglich der Antheil und Einfluß, der unserm Humboldt dabei zufiel. Dieser Einfluß ist entschieden. Im anregenden Umgang mit dem verwandten Genius vermochte Schiller die Probleme die ihn noch immer beschäftigten, leichter und schneller zu bewältigen. Dies will noch mehr sagen, wenn man bedenkt, daß er diese theoretische Durchbildung erlangt haben mußte, ehe es ihm möglich ward, zu neuer Schöpferthätigkeit überzugehen. Die Ideen, welche die Grundlage seines intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen sein poetisches Schaffen unauflöslich verschwistert war, mußten, da sie einmal Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens geworden, bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Bis dahin konnte er nichts anderes ergreifen. Daß er früher dahin kam, dazu wirkte der Verkehr mit Humboldt bedeutend mit. — Auch sonst mag[8]) der mitphilosophirende Freund auf die Ueberarbeitung und den Ausbau der „Briefe über ästhetische Erziehung" manchen fördernden Einfluß gehabt haben, wie denn eben so gewiß Humboldt's Aufsätze für die „Horen" unter Schiller's Obhut gediehen, und die

7) Briefwechsel zw. Sch. u. W. v. H., Vorerinn. S. 26. 27.
8) Auch nach Hoffmeister's Ansicht, a. a. O., III. 23.

ästhetisch-philosophischen Leistungen Beider, wie sie nachmals zu Tage gefördert worden, überhaupt, nächst dem Genius der Urheber, zu einem großen Theil der bildenden Gemeinschaft zu danken sind, in der sie damals sowohl unter sich, als kurz darauf auch mit Göthe lebten.

Denn auch dieses Glück sollte noch hinzukommen — der Umgang mit Göthe. Die nächste Veranlassung dazu gaben die Horen, ein Unternehmen, das Schiller mit dem jungen Buchhändler Cotta in Tübingen projektirt hatte, und das in Jena zur Ausführung kommen sollte.

Durch die Vereinigung der ersten schaffenden und denkenden Köpfe Deutschlands und durch eine ununterbrochene Reihenfolge werthvoller Leistungen dieser Männer in Vers und Prosa sollten die Horen ein bis dahin nicht gesehenes Zeugniß unsrer litterarischen Cultur und noch ein Steigerungsmittel derselben abgeben. Schiller war der Mann, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen, aber die Zeitläufte waren zu hinderlich, das Publikum zu unempfänglich, der gediegenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge zu wenig, um das Journal länger als einige Jahre flott zu halten. Auch entspricht nur der erste Jahrgang (von 1795) und der Anfang des folgenden dem beabsichteten Zwecke.

Wie hätte man fortdauernde Anstrengung auf ein Unternehmen wenden sollen, das das Glück so wenig begünstigte? Der Anfang aber war wirklich großartig, wenn es auch nur Wenige waren, die mit ihren Beiträgen den Ausschlag gaben.

Bald nach seiner Rückkehr aus Schwaben verband sich Schiller zu diesem Zweck mit einigen Jenaer Genossen, dann wandte er sich zuerst an Göthe, hierauf an Kant und Herder, endlich schickte er nach allen Weltgegenden Einladungen an

die angesehensten oder geeigneten Männer. Bald konnte er sich auf das Gewicht der Namen berufen, die ihren Beitritt erklärt hatten. Die Einladung, die er (30. Sept. 1794) an Hofrath Schütz, den Herausgeber der Litteraturzeitung, ergehen ließ, sagt schon: „In Weimar sind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler beigetreten.“ Dem fügt er die Liste der Uebrigen an, die ihre Theilnahme bis dahin zugesagt hatten. Am 10. December konnte er mit einer Liste von 25 großentheils bedeutenden Namen — darunter die ersten Dichter und Schriftsteller jener Zeit — vor das Publikum treten.

Humboldt's Antheil an den Horen war, wie wir eben hörten, ein sehr bedeutender; Schiller legt auf ihn auch noch bei andern Anlässen besonderes Gewicht. In seinem ersten Schreiben an Göthe (13. Juni 1794) spricht er im Namen der schon Verbundenen. Beiliegendes Blatt, sagt er, enthalte den Wunsch einer ihn unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft, die in Rede stehende Zeitschrift mit seinen Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter ihnen sein könne. Mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen sie sich allen Bedingungen, unter welchen er seinen Beitritt, der für das Ganze entscheidend sei, zusagen wolle. In Jena hätten die HH. Fichte, Woltmann und Humboldt sich zur Herausgabe der Zeitschrift vereinigt und ihr gemeinsamer Wunsch sei es, daß Göthe diesem engern Ausschusse beitreten möge, von dem wenigstens immer Einige die einlaufenden Manuskripte begutachten sollten. — Auch an Kant schrieb Schiller (selbigen Tags) im Namen dieses engern Vereins, mit ähnlichen Ausdrücken der Verehrung, wenn schon nicht mit gleichem Verlangen nach einer so engen Verbindung, wie an Göthe. Auch in dem Briefe an Jacobi (24. August) hob er besonders die Namen Göthe, Herder,

Garve, Engel, Fichte, beide Humboldt als Theilnehmer hervor. Humboldt war auch selbst thätig, Schiller's Aufforderungen zu unterstützen und mehrere seiner Bekannten zur Theilnahme zu bewegen. Er wandte sich auch an Jacobi, der ihm zusagte und wiederholt versprach. Auch Alexander von Humboldt wurde herangezogen; Engel mag von unserm H. bewogen worden sein und von Gentz wissen wir, daß er auf dessen und Schiller's Aufforderung geschichtliche Darstellungen für die Horen versprach und sein Augenmerk auf das Leben der Maria Stuart warf, welches jedoch erst erschien, als die Horen schon zu Ende gegangen waren. — Von Humboldt selbst nahm Schiller zwei größere Aufsätze gleich in die ersten Hefte des Journals auf, welche außerdem nur Beiträge von dem Herausgeber, Göthe, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Professor Meyer enthielten!

Göthe erklärte auf die an ihn ergangene Einladung, er werde mit Freuden und ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Eine sehr interessante Unterhaltung verspreche es schon, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe, um aus dieser Zeitschrift, in Gehalt und Form, etwas Ausgezeichneres zu machen. Damit empfiehlt er sich Schillern und seinen geschätzten Mitarbeitern aufs Beste. Kurz darnach kam er selbst nach Jena, und bei dieser Gelegenheit wurde der Grund des Bundes mit Schiller gelegt, an dem unser Humboldt in so hohem Grade Theil nehmen durfte, und bei dessen Erwähnung er noch im Jahr 1830 sagt, daß Beide durch diese Freundschaft, „in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hätten."

Auch die Horenangelegenheiten wurden während der Anwesenheit Göthe's durchgesprochen und das Verfahren, das man hierbei beobachten wollte, festgestellt. Göthe war es, der, wahrscheinlich um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen und zugleich den Geschäftsgang zu vereinfachen, das entscheidende Gewicht immer mehr in Schiller's alleinige Hände leitete, so daß, als überdies Zwistigkeiten mit Fichte eintraten, eigentlich nur Göthe, Herder und Humboldt noch über wichtigere Artikel zu Rathe gezogen wurden. Zuletzt trat auch Herder mehr und mehr zurück, so daß Schillern zuletzt nur Göthe und, wenn er in der Nähe war, Humboldt, als berathende Freunde, zur Seite standen.

So ward dieses Unternehmen eingeleitet. Schiller's, Göthe's, Herder's Beiträge gaben den Schwung; unter den übrigen Arbeiten gehören die unseres Humboldt bei weitem zu den gehaltvollsten und besten. Sie stehen den ästhetischen Briefen seines großen Freundes würdig zur Seite.

Noch in andrer Weise wünschte Schiller Freund Humboldt im Interesse der Horen zu betheiligen. Er verabredete nämlich mit dem Herausgeber der allgemeinen Litteraturzeitung, daß in diesem wichtigen Organe alle Vierteljahr eine Recension der Horen und zwar von Mitarbeitern der letztern und auf Unkosten ihres Verlegers geliefert werden solle und schlug Schütz vor, die Recensionen zwischen ihnen beiden, Herrn v. Humboldt, Fichten und Körnern zu vertheilen.[1] Das war eine etwas grobe Machination, um das liebe Publikum zur Theilnahme zu zwingen. Der Plan zerschlug sich wieder, die Litteraturzeitung lieferte, außer einer allgemeinen Begrüßung, nur eine einzige eigentliche Beurtheilung

1) Vergl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, I. S. 46—47. 80. 89. 105—6. 282. 283. 285. 288; Schiller an Humb., 4. Jan. u. 9. Jan. 1796; und besonders: Christian Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, von Fr. K. J. Schütz, II. 419—22.

der Horen und zwar nur der poetiſchen Beiträge in den neun erſten Stücken. Dieſe, namentlich über die Beiträge Göthe's und Schiller's hochintereſſante Beſprechung war von A. W. Schlegel.

Von dem oben erwähnten Aufenthalt Göthe's in Jena (Juli 1794) begann auch für H. die nähere Bekanntſchaft mit dem großen Dichter. Empfehlen Sie mich in Ihrem Cirkel, ſchreibt dieſer ſchon 25. Juli an Schiller. „Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Deſſau zu gehen und ich entbehre dadurch ein baldiges Wiederſehen meiner Jenaiſchen Freunde." Inzwiſchen rückten Schiller und Göthe ſich durch Briefwechſel näher. Im September lud Göthe Schillern zum erſten Mal in ſein Haus nach Weimar ein, eben als dieſer damit umging, Göthen einen Aufenthalt in ſeinem Hauſe anzubieten. Denn er war eben ganz allein, ſelbſt die Gattin war verreist. „Außer Humboldt ſehe ich ſelten jemand, und ſeit langer Zeit kommt keine Metaphyſik über meine Schwelle." [1]) Er ging jedoch auf Göthe's freundliche Aufforderung ein und da dieſer noch nachträglich beigefügt hatte: „Vielleicht beſucht uns Herr v. Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück" (10. Sept.), ſo begleitete H. Schillern bei dieſem erſten Beſuche nach Weimar. „Herr von Humboldt", ſchreibt Schiller, „den Ihre Einladung ſehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben." H. ging jedoch alsbald nach Jena zurück, die ſich erſt nähernden Geiſter dem ungeſtörteſten Verkehr überlaſſend.

Von jetzt an begrüßt Göthe faſt in jedem ſeiner Briefe an Schiller „Humboldt und die Damen" oder „die Frauen

---

[1]) Sch. an G. 7. Sept.

und Humboldt", und Humboldt läßt dieſe Grüße in ſeinem und der Seinen Namen „freundſchaftlich" erwiedern. Kein Anderer ſtand den beiden Dichtern ſo nahe. Es knüpfte ſich auch alsbald ein Briefwechſel mit Göthe an, der faſt vierzig Jahre, von nah und fern, fortgeſetzt wurde. Da die Bekanntmachung dieſer Correſpondenz noch zu erwarten ſteht, ſo müſſen wir hier vorerſt mit den Winken fürlieb nehmen, die in Schiller's und Göthe's Briefen zerſtreut ſind. [2])

Von Zeit zu Zeit beſuchte nun Göthe die Jenaiſchen Freunde und Humboldt wiederholt ſeine Gegenbeſuche in Weimar. Im November begleitete er den Bruder, der in Jena geweſen war und nach Frankfurt abreiste, bis Weimar. „Herr von Humboldt", ſchreibt G. 27 Nov. an Sch., „iſt neulich zu einer äſthetiſch-kritiſchen Seſſion gekommen; ich weiß nicht wie ſie ihn unterhalten hat." „Herr von Humboldt", antwortete Sch., „der ſich Ihnen aufs beſte empfiehlt, iſt noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein ſolches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn ſie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe laſſen werden, bis Sie auch eine ſolche Sitzung mit uns halten." — Im Jänner traf Göthe wieder einmal in Jena ein. Am 18. März ſchreibt er: „Herr von Humboldt wird recht fleißig geweſen ſein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar ſehr natürliche, doch intereſſante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen." Den April brachte Göthe faſt ganz bei den Jenaer Freunden zu; im Mai ward er durch einen Beſuch Humboldt's aufs

2) Wo in dieſen Briefen der ſo oft wiederkehrende Name Humboldt ohne weitere Bezeichnung vorkömmt, iſt, einige wenige Fälle ausgenommen, die leicht zu erkennen ſind, ſtets unſer Humboldt gemeint.

angenehmſte überraſcht; im Juni kommt er abermals nach Jena und H. geleitete ihn nach Weimar zurück.

Die Arbeiten, die Göthe zu den Horen lieferte, oder ſonſt unter der Feder hatte, ſandte er den Freunden im Manuſkript zu. So (5. Dez. 1794) die Unterhaltungen der Ausgewanderten fürs erſte Horenſtück. Er habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Schiller oder Humboldt ſehe es ja vielleicht noch einmal durch. Dann ſendete er den Wilhelm Meiſter, deſſen letzte Bearbeitung ihn in dieſen Jahren beſchäftigt. Schon auf die Lektüre des erſten Buchs ſchreibt Schiller (9. Dez.): „Herr von Humboldt hat ſich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle.“ Und Göthe antwortet am 10.: „Da ich nebſt der Ihrigen auch Hrn. v. Humboldt's Stimme habe, werde ich deſto fleißiger und unverdroſſener fortarbeiten.“ In den erſten Tagen des neuen Jahres überſendet er den Freunden Exemplare vom erſten Bande des Romans, „das zweite Exemplar für Humboldts.“ Und ſo ſpäter auch die folgenden Theile. Doch ſendete er die nächſten Bücher ſchon im Manuſkript an Schiller, ſo das dritte, und am 11. Febr. das vierte, mit der Bitte, anzuſtreichen, was ihm bedenklich vorkomme. „Herrn v. Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden und ſeine Geſellſchaft.“ Die Freunde waren entzückt; Schiller machte, nebſt wenigen Randzeichen, nur eine wichtigere Bemerkung, bei Gelegenheit des Geldgeſchenks, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Ihm däuchte — und ſo ſchien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen den Betheiligten ein ſolches Geſchenk und durch fremde Hand nicht angeboten und nicht angenommen werden dürfe. Schiller machte zugleich einen Vorſchlag zu einer leichten Veränderung. Göthe erklärte, dieſen Deſideriis hoffe

er abhelfen zu können und bei dieſer Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken. Und ſendet dann im Juni auch den Anfang des fünften Buches im Manuſkript an die Freunde, welcher Schillern in den höchſten Enthuſiasmus verſetzte. Humboldt las den Schluß davon erſt in Berlin. „Das fünfte Buch", ſchreibt er (31. Aug. 1795) nach dem erſten Eindruck an Schiller, „iſt ſehr intereſſant und ganz im Geiſte ſeiner Vorgänger. Indeß iſt der Knoten mit der Perſon, in deren Armen Meiſter ſich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, ſogar fürs erſte noch erlaubt war. Meiſters Einſchlafen iſt nicht natürlich."

Da wir einmal dieſes zwar als Ganzes nicht vollkommene, aber trotzdem herrliche Göthe'ſche Werk berührten, wird es am Platz ſein, die Zeitfolge zu unterbrechen und auch die ſpätern Urtheile anzureihen, die H. darüber fällt. Wir müſſen uns freilich auf zerſtreute Aeußerungen ſtützen, da der Humboldt-Göthe'ſche Briefwechſel leider nicht vorliegt. Ueber H.'s Anſicht können wir jedoch nicht zweifelhaft ſein. Schiller meldete ihm, er führe Göthen gar Manches über den Meiſter zu Herzen und dieſer nehme es ſehr gut auf. Humboldt erwiedert, von dieſem Werke, wenn es auch freilich bei einem ſolchen Umfange, in einigen Stücken werde mangelhaft ſein müſſen, verſpreche er ſich ſehr viel. (25. Aug. 1795.) Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele erregten ihm hohes Intereſſe, er bewunderte die Treue und Natur der Schilderung, die tiefen pſychologiſchen Blicke und die große Bekanntſchaft, die Göthe auch mit dieſer Seite der menſchlichen Seele bewieſen. [3]) Die Art der Schwärmerei, die in dieſem Individuum gezeichnet iſt, widere ihn in allen ihren Metamorphoſen immer auf gleiche Weiſe an — was ihm ein Beweis von der großen Kunſt ſei, mit der G. den

3) In dem Briefe an Sch. vom 31. Aug. 1795.

Charakter soutenirt habe. Gerade dieser Charakter sei der beste für diesen Stoff gewesen, und es scheine ihm ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet seien. „Vorzüglich ist dies am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so nie die Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt.“ Ueber den Unterschied von Roman und Drama hätte sich Göthe, nach seiner Ansicht, ausführlicher oder bestimmter erklären sollen. Die Gegensätze, die er aufstelle, seien nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht so contrastirend von einander geschieden, daß sie nicht noch sollten leicht verwechselt werden können.[4])

Die interessanteste Diskussion eröffnete sich aber, als eben der Schluß der Lehrjahre erschienen war, doppelt interessant, weil auch Schiller und Körner brieflich daran Theil nehmen. Es fällt in die Zeit, da Humboldt eben wieder zu längerem Aufenthalt in Jena anlangte (Novbr. 1796.) Es handelte sich um die Zulänglichkeit des Hauptcharakters in jenem Romane. Körner war es, der in einem an Schiller gerichteten, ganz diesem Romane gewidmeten Schreiben[5]) die Erörterung veranlaßte. Körner's Urtheil sprach unbedingt zu Gunsten des Hauptcharakters. Dagegen nun erhob sich Humboldt, ohne deßhalb geringer von dem Werke selbst zu denken. Man hatte ihm Körner's Brief mitgetheilt und er sprach seine Meinung unmittelbar gegen Göthe aus. Dieser war auch über Humboldts Schreiben hocherfreut, und sendete das Votum sofort (26. Nov.) an Schiller, mit den Worten: „Es ist doch tröstlich, solche

4) Gleichfalls an Schiller geschrieben (4. Dez.)

5) Schiller theilte es 1797 in den Horen mit.

theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben: aus meinem eigenen Kreiſe iſt mir noch nichts dergleichen zugekommen.“[6]) Hierauf folgte ein Brief von Schiller (28. Nov.), ebenfalls an Göthe gerichtet. Dieſer ſucht ſich zwiſchen die beiden Kritiker zu ſtellen, kommt aber zuletzt wohl auf das ungünſtigſte Reſultat. Humboldt's Erinnerungen gegen Körner's Brief ſchienen ihm, ſagt er nicht unbedeutend, obgleich er, was Meiſters Charakter betreffe, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit gehe. Körner habe dagegen dieſen Charakter zu ſehr als eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman ꝛc. einen Helden haben zu müſſen, habe ihn verführt. Wilhelm ſei zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon. Dies ſei eben eine Eigenthümlichkeit dieſes Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon brauche. Die Dinge um Meiſter ſtellen die Energien dar; er nur die Bildſamkeit. Humboldt dagegen ſei gegen dieſen Charakter auch viel zu ungerecht, und er begreife nicht, wie H. die Aufgabe des Romans wirklich für gelöst halten könne, wenn Meiſter das beſinnungs- und gehaltloſe Geſchöpf wäre; wofür er ihn erkläre. Wenn nicht wirklich die Menſchheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter hervorgerufen und ins Spiel geſetzt ſei, ſo ſei der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter dazu überhaupt nicht fähig ſei, hätte G. dieſen Charakter nicht wählen dürfen. Es ſei allerdings ein Uebelſtand für den Roman, daß er, in der Perſon des Meiſter, mit ſo einem Mittelding zwiſchen Individualität und Idealität ſchließe. Ohne entſchiedene Individualität und Beſtimmtheit verſage er uns die nächſte Befriedigung, die wir fordern,

6) So ſagte er auch noch ſpäter zu Eckermann (I. 121), daß er unter den früheren Gleichzeitigen „kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen wiſſe, dem er durchaus recht geweſen wäre.“

und da er nur dem Vermögen nach ideal sei, so verspreche er zwar eine höhere und die höchste Befriedigung, aber wir müssen ihm diese auf eine ferne Zukunft creditiren.

Humboldt dachte also mindestens eben so ungünstig über die Persönlichkeit des Helden, aber er wollte das Werk als Ganzes nicht nach der bessern oder geringeren Qualität desselben beurtheilt wissen, wenn diese nur, wie er überzeugt war, zureicht, der Idee des Romans und seinem Gesammtorganismus als Hebel zu dienen. Sehen wir hier gar nicht auf die sonstigen Gebrechen des Romans und namentlich die zu abstechende Composition der letzten Bücher, so möchten wir uns in Betreff des Hauptcharakters auf Humboldt's Seite stellen und die Schiller'sche Betrachtungsweise hier für etwas zu abstrakt ansehen. Wäre die Composition des letzten Theils nicht so gedrängt und übereilt worden, dann würde wohl auch die Erfüllung der Hoffnungen, die Meister noch immer mehr erweckt als realisirt, durch seine Verbindung mit Natalien weit mehr verbürgt erscheinen. So aber, wie der Dichter den Helden entlassen, können wir es Humboldt nicht verdenken, wenn er ihn für noch zu schwankend ansieht, um als ein solcher Repräsentant der Bildung gelten zu dürfen, für den ihn Körner nimmt. Die Idee dieser Bildung liegt in der Totalität des Werks, in Meister selbst aber mehr die Fähigkeit und Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen.

Von Humboldt's eigenen Arbeiten während dieser Zeit haben wir zuerst die Beurtheilung von Jacobi's Woldemar zu nennen, die in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1794, Nr. 315—17) erschien, und jetzt im ersten Bande seiner gesammelten Werke (S. 185—214) zu lesen ist. Dieser sehr gehaltvolle Aufsatz berührt die interessantesten Probleme der Psychologie und Ethik, und er behauptet seinen

Werth auch abgesehen von dem vielleicht zu günstig beurtheilten Werke. Der philosophische Theil der Recension ist freilich bedeutender als der kunstrichterliche. Dies ist aber auch natürlich, da der Werth des Buches weit mehr im Gehalt, als in der ästhetischen Form ruht, und jenen zu beleuchten, die freundliche Absicht des Beurtheilers war.

In der Einleitung entwickelt er gleich die treffendsten Ansichten über philosophische Systeme überhaupt, über das Verhältniß der Urheber zu diesen Systemen und die möglichen Arten die Geschichte der Philosophie zu behandeln. Auch in diesem Aufsatz zeigt sich der Kantianer, aber der freie Kantianer, der noch kein vollendetes System kennt und auf Jacobi's Ansichten um so leichter einzugehen vermag, als es sich diesmal lediglich um praktische Philosophie handelt. Die Darstellung des Entwicklungsgangs in diesem Romane ist eben so gelungen, wie die Darlegung der Principien der praktischen Philosophie des Verfassers. Nach unsrer Ansicht ist freilich die Charakteristik, die H. von den Figuren des Jacobischen Werkes giebt, gelungener als diese Figuren selbst; und zu leugnen ist nicht, daß er auch hier eine Darstellung, weil sie ihm psychologisch genügt und auch sonst hohes Interesse erregt, für poetisch befriedigender ansieht, als sie in der That ist. Sonst enthält die Darlegung ungemein viel Herrliches, namentlich über Liebe, Sinnlichkeit, auch über H.'s Lieblingsthema, die Eigenthümlichkeit der Geschlechter, und manches Bruchstück tiefsinniger Lebensphilosophie. Am wichtigsten jedoch erscheint mir das, was ihn befreit von jedem starren Kantianismus zeigt. So stellt er die Tugend als das Höchste dar, die nicht mehr Kampf, sondern Gewöhnung ist, und nimmt, wie Jacobi, einen rein menschlichen Instinkt an, auf dem alle Tugend zuletzt beruhe — einen Trieb nach innerer und äußerer Uebereinstimmung, aus dem sich unter anderem der nothwendige

Zuſammenhang der Glückſeligkeit mit der Tugend ſtreng beweiſen laſſen werde. Er zeigt uns damit, daß der Kantianismus das in ſich aufnehmen könne und müſſe, was Jacobi einſeitig beſaß, was ihn auszeichnet. Die Annahme des eben berührten Inſtinkts liege zwar ſchon in dem rechtverſtandenen Moralſyſtem der kritiſchen Philoſophie. Jacobi mache aber, auf ſeinem Wege, die Verbindung zwiſchen dem Moralgeſetze und der wirklichen Natur des Menſchen einleuchtender und gebe dadurch „zur Aufbauung einer von allen Seiten genügenden Philoſophie die trefflichſten Winke.“ „Die neuere Philoſophie,“ ſagt H., „hat zu ſehr durch fremde Hand verknüpft, was, ſeiner Natur nach, ſchon verſchwiſtert iſt. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des ſittlichen Gefühls, und ſeiner Wirkſamkeit in dem ganzen Weſen des Menſchen, das ſtreng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gut geſtimmten Menſchen ſelbſt ſo laut ſpricht.“ Doch findet er Jacobis Anſichten weder hier, noch in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen, zur Genüge entwickelt; dazu fehlt es an ſtrenger Analyſis und folgerechter Entwicklung der Begriffe, kurz an der Strenge des Syſtems, die man von ihm immer noch zu fordern hatte, und zu der er in der That nie gelangt iſt.

Der ſchwächere Theil des H.'ſchen Aufſatzes iſt die äſthetiſche Beurtheilung Woldemars, der Darſtellung ſowohl als der dargeſtellten Verhältniſſe. Es entgeht ihm allerdings nicht, daß dem Verfaſſer die Charaktere doch nur als Vehikel dienen, ſeine Moralbegriffe zu entwickeln. Es ſtreift auch an dem Vorwurf einer gewiſſen Unnatürlichkeit der dargeſtellten Verhältniſſe, und beſtärkt uns, auch ohne es zu wollen, in der Vermuthung, daß der Verfaſſer Schuld iſt, wenn wir zu den vorgeführten Charakteren und Situationen keinen rechten Glauben faſſen. Denn, H. mag noch ſo

Treffliches ſagen, nicht die Wahl, ſondern die Behandlung, entſcheidet meiſt die poetiſche Wahrſcheinlichkeit. Humboldt bemerkt auch die beunruhigende Spannung, die die Hauptcharaktere hervorbringen, das Selbſtgeſchaffene in ihren Leiden, und billigt auch die Auflöſung des Ganzen nicht. Allein er bemüht ſich, die volle Weiblichkeit Henriettens zu beweiſen, was ihm nicht gelingt, und geſteht überhaupt nicht ein, daß das Werk mehr das Erzeugniß mühſamer Reflexion und Abſicht, als des dichteriſchen und ſchaffenden Genius iſt.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieſer Aufſatz zum Theil dem Antheil ſeine Entſtehung dankt, den die Perſönlichkeit Jacobi's H. eingeflößt hatte. Er ſendete auch denſelben Jacobi'n ſchon im Manuſcript zu, und dieſer war, wie ſeine Antwort zeigt,[1]) höchſt erfreut, und im Ganzen recht befriedigt davon. Auch Göthe, dem Woldemar dedicirt war, freute ſich über dieſes Urtheil. „Danken Sie", ſchreibt er an Schiller (1. Okt. 1794), „Herrn v. Humboldt für die Recenſion des Woldemar; ich habe ſie ſo eben mit dem größten Antheil geleſen."

Sehr intereſſant iſt, jetzt zu leſen, wie dieſe Recenſion gleich nach ihrem Erſcheinen, von zwei jüngeren Köpfen aufgefaßt wurde, von einem in Jena ſtudirenden Mediciner, David Veit, und von deſſen Freundin Rahel in Berlin, die wie wir wiſſen, auch mit Humboldt gut bekannt war. Auch Veit lernte H. in Jena kennen. Er empfahl dieſe „prächtige" Recenſion ſeiner Freundin; ſie ſei wirklich ein Kunſtwerk. Nebenher werden ſie aus dieſer Recenſion beurtheilen können, „wie viel Einheit H. in ſeine Studien zu bringen wiſſe, wie ſehr er — gleich Andern — Lieblingsideen habe, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch

1) Brief an Humboldt vom 2. Sept. 1794, in Fr. Jacobi's auserl. Briefwechſel. II. 173—81.

ein mehr eitles als gerechtes Streben nach Vielſeitigkeit verloren habe."[2]) Rahel hatte die Recenſion ſchon geleſen, ehe dieſer Brief anlangte. Man habe ſie für zu ſchwer ausgeſchrieen, ſchrieb ſie dem jungen Freunde; ſie habe ſie aber ſehr verſtändlich gefunden, und bewundere ſie im höchſten Grade. Sie ſei weit genialer als Woldemar ſelbſt, denn ſie leiſte alles, was der Beurtheiler leiſten ſolle, Jacobi dagegen gebe nicht, was er ſolle, er gebe nur die Hülle eines Syſtems, nicht Charaktere, die es von ſelbſt finden ließen, nicht die Darſtellung eines lebendigen aus der Natur gegriffenen Exempels. Das Werk komme ihr vor, wie eine Skizze zur Recenſion. Rahel empört die Unnatur und Geſpreiztheit der Jacobi'ſchen Figuren. Nur dieſe, nicht äußere Umſtände brächten die Verlegenheiten dieſer Perſonen hervor. Die Heloiſe, oder Werther, oder Taſſo hätte H. vornehmen ſollen, dann würde man das Vergnügen haben, zwei Genie's zu gleicher Zeit zu bewundern und eines das andere bewundern zu ſehen. Humboldt's eigne Entwicklungen fand ſie koſtbar, und die Urtheile über ihn unbegreiflich. „Für einen außerordentlich philoſophiſchen Kopf ließen Sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menſchenkenntniß wollten Sie ihm abſprechen. Hat er denn nie mit Ihnen geſprochen, wie er in dieſer Recenſion geſchrieben hat? oder haben Sie ihn total nicht verſtanden! Sonſt müßten Sie ſich ja tief vor dieſer Menſchenkenntniß gebeugt haben." Denn mit dieſer und mit ſeinem philoſophiſchen Geiſte, habe er in dieſer wunderbaren Recenſion beſtimmt, was Menſchenkenntniß ſei, und ſie als eine Kunſt zergliedert und feſtgeſetzt. — Veit fand dies Urtheil ſo gründ-

2) Dieſe ganze Correſpondenz (von Nov. u. Dez. 1794) findet ſich in Varnhagen von Enſe's Bildnißgalerie aus Rahel's Umgang ꝛc. I. 42—47, und in Rahel's Briefen vom 15—17ten Nov. u. 10. Dez. deſſelben Jahres.

lich und originell, daß er dem, den er allein für würdig hielt, davon Kenntniß zu nehmen, das Geeignetſte daraus vorlas — unſerm Humboldt ſelbſt. „Er hat ſich nicht gewundert," ſchreibt Veit an Rahel, „aber unendlich gefreut; er hat mir eingeſtanden, daß er noch kein ſo richtiges Urtheil weder über den Woldemar, noch über ſeine Recenſion gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. . . Von dem Urtheil über die Matthiſſon'ſche Recenſion hat er nichts zu leſen bekommen; er iſt von Schiller und allem Schiller'ſchen ſo bezaubert, daß ich dieſe Seite gar nicht berühre. — Beſonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht ſchwer fanden; Brinckmann und Gentz, ſagte er, hätten dieſes Geſchrei in Berlin erhoben; und er begreife beſonders Gentz gar nicht." Rahel begriff wieder dieſes Zugeſtändniß nicht. Hat er denn über Woldemar eingeſtimmt, fragte ſie nochmals; dann habe er ja der ganzen Welt Sand in die Augen geſtreut. Keineswegs, aber die Einwürfe, die er gewiß auch in Jena zu hören bekommen, mochten ihm fühlbar gemacht haben, daß er das Werk doch allzu freundlich betrachtet habe.

Im folgenden Jahre gab Fr. Schlegel eine Beurtheilung des Woldemar, die, gerade im Gegenſatz der Humboldt'ſchen, das Peinliche dieſes Werks, die Unnatur der Verhältniſſe und den Egoismus des Helden, in wirklich übertriebener Weiſe, heraushob.[3]) Den 22. Nov. 1796 kündigt Schiller Göthen einen Beſuch unſres Humboldt an und fügt dann bei: „Er wird Ihnen auch von einer Recenſion des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über dieſe Recenſion erzählen, was Sie ſehr beluſtigen wird. Es ſteht auch ſchon etwas über

3) Sie findet ſich auch in A. W. und Fr. Schlegel's Charakteriſtiken und Kritiken. Königsberg, 1801. I. 1—46.

unſere Xenien in dieſem Briefe.“ Es ſcheint alſo, daß es H. nicht anfocht, auch die Schattenſeite dieſes Buches beleuchtet zu ſehen, und daß die Vorliebe für Jacobi ſich etwas gekühlt hatte. Es findet ſich auch von einem Briefwechſel zwiſchen Beiden in ſpätern Jahren keine Spur.

Von Beziehungen und Begegniſſen während des fernern Aufenthalts zu Jena (1794 — 95) läßt ſich Folgendes anmerken: H.'s Bruder, Alexander, kam ein- oder zweimal zum Beſuch dahin. Da waren denn galvaniſche und anatomiſche Unterſuchungen an der Tagesordnung, und auch der ältere Bruder nahm daran Theil. Wie ſich Göthe, in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, durch Beide angeregt fühlte, darüber haben wir ihn ſelbſt gehört. — Alexander unternahm im J. 1795 eine Reiſe durch die Alpen und Oberitalien, von der er erſt im folgenden Jahre heimkehrte.

Das Verhältniß zu Schiller brachte Wilhelm v. H. ſehr bald auch in nähere Berührung mit denen, die Schillern innig verbunden waren, oder ſich in Jena ſeines näheren Umgangs erfreuten. Vor allem mit dem Apellationsrath Körner in Dresden. H. lernte ihn vielleicht ſchon im Sommer 1794 perſönlich kennen, und zwar in Weißenfels, wo Schiller eine Zuſammenkunft mit Körnern hatte. Bald waren Humboldt und Körner auch in Briefwechſel; denn wie hätten dieſe nächſten Freunde und Rathgeber unſeres Schiller nicht auch für einander ein großes Intereſſe faſſen ſollen! Dazu war Körner derſelben philoſophiſchen Richtung zugethan, und ein feiner Kunſtrichter, der ſich ſogar noch weniger als H. von der genialen Kraft des Dichters fortreißen ließ.

Im Herbſt 1794 kam auch ein jüngerer Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, nach Jena, und blieb

bis ins nächste Jahr daſelbſt. Ein herrlicher Dichtergeiſt, der leider unter unſeligem Geſchick ſo früh verſtummte. Schiller nahm ſich des jungen Mannes, der ihm geiſtig ſo verwandt war, den er erweckt hatte, ſehr an und ſah ihn viel in ſeinem Hauſe. Humboldt gedenkt ſeiner nur bei Gelegenheit des Schiller'ſchen Muſenalmanachs für 1796, wo er von einem ſeiner Gedichte (Der Gott der Jugend) rühmt, daß es ein ſehr ſchönes Sylbenmaaß habe, und von einem andern, das bei Seite gelegt wurde, ſagt, es ſcheine ihm, obgleich es nicht ohne poetiſches Verdienſt ſei, doch im Ganzen matt und erinnere ſo ſehr an die Götter Griechenlands, eine Erinnerung, die ihm ſehr nachtheilig ſei. Allerdings hatte ſich dieſes große Talent noch nicht in voller Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine durch Geiſt und Charakter ausgezeichnete Frau, Charlotte von Kalb, in deren Hauſe Hölderlin kurz zuvor geweſen und die jetzt wieder in Weimar lebte, kam um dieſelbe Zeit auch oft nach Jena, den von ihr hochverehrten Schiller und ihren Schützling Hölderlin zu ſehen. Daß ſie auch Humboldt kennen lernte, iſt nicht zu zweifeln.

Von den jungen Männern, die Humboldt damals bekannt wurden, nannten wir David Veit, einen ſehr begabten Kopf, der ſein nachheriges Leben in Hamburg, als praktiſcher Arzt, verbrachte. Seine oben citirte Correſpondenz mit Rahel läßt auch auf Humboldt und den Umgang mit ihm noch mehrere Blicke fallen. Am 21. Okt. 94 ſchreibt er: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundſchaft und gute Aufnahme. . . . Heute fragte er mich nach Ihnen. Ich. Es iſt die Einzige, mit der ich in einer ſuivirten Correſpondenz ſtehe. H. Es iſt auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte ſonſt niemand; ſie iſt erſtaunend geſcheidt und witzig. Grüßen Sie ſie doch ja meinetwegen, und ſagen Sie ihr, daß ich

wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich." Und 3. Nov. schreibt er wieder: „Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, und endlich *große* erlangen. Von Leuten dieses Verstandes, dieser *Feinheit* und Bemühung, sich überall durch eine edle Art, aber doch *nothwendig* zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entspringt, nicht Freundschaft." Rahel antwortet (16. Nov.): Näheres wisse sie nichts über H. „Wenn ich sagte, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf ihn, so meint' ich, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf sich und das Verhältniß, das zwischen Ihnen beiden sein kann, und sein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Systemsinne, lieber Jünger), und was er sich erlaubt (im Urtheil hauptsächlich), erlauben Sie sich nicht." Diesmal sei es zu „sorgliche Freundschaft" gewesen, was aus ihm gesprochen. Dann berührte sie Schiller's Recension der Matthisson'schen Gedichte.[1]) Sie wisse selbst, daß sie Hr. v. Humboldt so sehr gut fand, und die eine Idee so besonders, „daß der Mensch dahin zurückkommen müsse, aber nicht stehen bleiben, von wo aus ihn die Natur schickt." Alles das habe sie nur noch aufsässiger gegen jene Recension gemacht. — Vorher (10. Nov.) klagt Veit über den Gesellschaftston, der in Jena herrsche, den Mangel alles feinern Gesprächs und wahren Witzes. „Nur bei Humboldt exercire ich mich noch; für den und seine Frau habe ich freilich nicht Aufmerksamkeit und Lebensart genug." . . „Gestern", fährt er fort, „habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldt's Urtheil sehr wahr: Göthe hat mehr ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur Eine Art

1) Sie war erst vor kurzem erschienen.

davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren." Noch folgende Stelle entlehne ich Veit's Briefen und zwar dem vom 1. Dez.: „Als ich neulich", schreibt er, „mit Humboldt spazieren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthissonsche Recension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „„Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon."" Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden."

Unter den eignen Arbeiten Humboldt's aus dieser Epoche nehmen zwei Aufsätze, die er für Schiller's Horen lieferte, den ersten Rang ein: I. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, (Horen, 1795 St. 2. S. 99—132. Ges. W. B. IV. S. 270—301) und II. Ueber männliche und weibliche Form (Horen, 1795, St. 3. S. 80—103; St. 4. S. 14—40. Ges. W. B. I. S. 215—61). Sie entstanden in der zweiten Hälfte des Jahres 1794, also zur Zeit des regsten Ideentausches mit Schiller. Sie sind aber durchaus sein Eigenthum, ja eine Art Mittelpunkt seiner Ideenwelt. Denn, obwohl er auch hier sich mit Schiller berührt, und seine Ideen mannigfach im Umgang mit ihm geklärt haben mag, so ließe sich doch eher nachweisen, daß Schiller durch Humboldt angeregt worden sei, seinen Genius anhaltender diesem Gegenstande zuzuwenden. Auch verfolgte ihn Schiller nirgends in solche Tiefe, wie H., er bemächtigt

ſich deſſelben nicht als Forſcher im ſtrengen Sinne, aber in einer Reihe lyriſcher, lyriſch-didaktiſcher und epigrammatiſcher Gedichte, z. B. „Würde der Frauen", „die Geſchlechter", „Tugend des Weibes", „die ſchönſte Erſcheinung", „Forum des Weibes", „Weibliches Urtheil", „das weibliche Ideal", ꝛc. — die ſämmtlich in die Jahre 1795 und 96, alſo in die Epoche des nächſten und nächſtvergangenen Umgangs mit Humboldt fallen — in dieſen Gedichten pflückt Schiller gleichſam die Blüthen ab, die dieſe Gefilde tragen, und durchſchlingt ſie mit dem Immergrün ſeiner Muſe, während Humboldt in die Tiefe hinabſteigt und das lautere Erz aus dem Schacht des Gedankens holt. Die Verehrung der Weiblichkeit, die begeiſterte Darſtellung derſelben lag unmittelbar in Schiller's Weſen, ja ſie war dem ganzen Kreiſe eigen, in dem er ſich ſchon länger bewegte,[1]) aber zu manchem genialen Blick, den er in das Verhältniß der Geſchlechter warf, würde er ohne die Anregung desjenigen, der dieſe Probleme zu einem ſpeziellen Studium gemacht, nicht ſo leicht gelangt ſein. Auch hier theilten ſich gleichſam die Rollen zwiſchen Humboldt, dem eigentlichen Forſcher, und den beiden Dichtern, von denen der eine, als intellektueller und idealiſcher, ſich in allgemeiner Verherrlichung oder in Darſtellung einer idealiſch abſtrakten Weiblichkeit (Thecla, Johanna) manifeſtirt, der Andere aber die Schönheit und Herrlichkeit des Geſchlechts in den unendlichen Formen der Erſcheinung, von der höchſten Natürlichkeit bis zur reinſten Idealität, zur unmittelbaren Darſtellung bringt.

Die Forſchungen, denen dieſe Aufſätze gewidmet ſind, ſchlingen ſich durch Humboldt's ganzes Leben fort, ſie verknüpfen ſich mit allen Richtungen und Gebieten, auf denen

---

1) Profeſſor Fiſchenich in Bonn, auch ein Freund Schiller's, hatte (ſchon 1792) vor, ein Werk über die Frauen zu ſchreiben.

er in verſchiedenen Zeitabſchnitten weilte; in der Periode aber, in der wir jetzt ſtehen, dominiren ſie beinahe und ſchließen ſich nur an rein äſthetiſche an. Wenn in den früheſten Jahren eine politiſche Richtung überwog, welche Impulſe für's ganze Leben nachließ, wenn in den Jahren, wo er von den öffentlichen Geſchäften ausruht, die Tendenz ſeines Forſchens (in der Ergründung des Entwicklungsganges der Sprache des Menſchen) eine hiſtoriſch-intellektuelle wurde, ſo müſſen wir die vorherrſchende Richtung ſeiner mittlern Forſchensperiode die anthropologiſch-äſthetiſche nennen. Gerade für dieſe Richtung war ihm auch die Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften faſt unentbehrlich, und er verſäumte auch die günſtigen Gelegenheiten nicht, die ſich ihm, wie kaum einem Andern, auch für dieſes Gebiet des Wiſſens darboten. Denn es galt, im ganzen Reiche der organiſchen Natur den Erſcheinungen nachzuſpüren, die bei dem Menſchen nur in höherer Form wiederkehren, und vielleicht da Licht zu finden, wo noch kein geiſtigeres Weſen die gewöhnlichen körperlichen Funktionen verdunkelt. Auch in dieſe Region folgte H., mit immer reger Neugier, mit Forſchung und Grübeln, in derſelben Abſicht, wie nachher bei Entzifferung des Sprachgeiſtes, nämlich um in den Geheimniſſen der Geſchlechtsverbindung den Zuſammenhang der geiſtigen und ſinnlichen Natur in ſeiner Tiefe zu erfaſſen.

Eine eigentliche Darlegung des von H. in dieſen Aufſätzen entwickelten Ideenganges würde die uns geſteckten Gränzen überſteigen, und von dem Reichthum der darin niedergelegten Schätze nur einen ſchwachen Begriff geben. Sie gehören zu dem Intereſſanteſten, was H. niedergeſchrieben hat, und dienen für die Richtung und den Standpunkt ſeines Geiſtes, die ich in dem Vorangehenden zu charakteriſiren verſuchte, als zureichender Beleg. Hier zeigt er ſich durchaus als ganz origineller Denker; Gegenſtand und Behandlung

ſind eigenthümlich und neu. Wir würden dieſe Aufſätze eher nach als vor der Naturphiloſophie entſtanden glauben, gäbe uns nicht die Geſundheit und Friſche der Behandlung, die größere Klarheit, und die analytiſche Methode Merkzeichen genug, daß dieſe Aufſätze, trotz der tiefen Verſenkung in das Reich der Empirie, noch vor dem Wendepunkt der neuern Philoſophie verfaßt ſein möchten. Dagegen iſt es allerdings merkwürdig, wie jene Gegenſätze und Gegenwirkungen, die durch das All der ganzen Natur reichen, die Analogien des geiſtigen und körperlichen Daſeins, und mehr dergleichen Wahrnehmungen, durch welche eine nachfolgende Spekulation ſolches Aufſehen erregte, womit ſie einen ſolchen Umſchwung hervorbrachte, ſchon in dieſen Abhandlungen zu einem großen Theil, aber in aller Stille, zu Tage treten. H. erkennt auch Vorgänger an und ſpricht beſcheiden von dem, was „die neuere philoſophiſche Naturkunde“ ſchon geleiſtet habe, worunter er damals nichts verſtehen konnte, als die Arbeiten Einheimiſcher und Fremder ſeit Linné und Büffon und die Erklärungsverſuche, die die großen in dem letzten Decennium gemachten naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen hervorgerufen hatten. Still, wie dieſe Aufſätze in die Welt traten, wirkten ſie auch nur, und der Tumult, den der geniale Schöpfer der Naturphiloſophie erregte, mußte ſich erſt wieder gelegt haben, damit es beſonnenen Forſchern, wie z. B. Burdach, gelingen konnte, ohne Aufgeben neuer Bereicherungen, an die glückliche Bahn der Nachfolger und Erweiterer des Kant'ſchen Syſtems wieder anzuknüpfen.

Die zweite dieſer Abhandlungen führt von der Anthropologie unmittelbar in die Aeſthetik hinüber. „So wie ſich beide Geſchlechter zum Ideal reiner und geſchlechtloſer Menſchheit, ſo verhält ſich auch ihre beiderſeitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden iſt die Menſchheit ausgedrückt, denn jedes ſtellt die beiden, in ihr vereinten Naturen

dar; nur daß in jedem eine dieſer beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben ſo kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrſcht nur ein Beſtandtheil derſelben, ohne jedoch den andern auszuſchließen. . . . Wie in der veredelten Menſchheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunſch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erſcheint, ſo erſcheint in der hohen Schönheit die Geſetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Geſetzes... Wie die Menſchheit ſpecificirt iſt, ſo wird es auch jederzeit die Schönheit ſein." In jeder wirklichen Erſcheinung des Menſchlichen und Schönen wird ein Geſchlechtscharakter vorherrſchen, größere Beſtimmtheit der Formen oder größere Naturfreiheit des Stoffs. Um aber ſchön zu ſein, muß jede dieſer Erſcheinungen beide Vorzüge in ſich vereinen, und nur das Uebergewicht des Einen unterſcheidet ſie vom Ideal. „Denn erhaben über den Kampf, in dem alles Wirkliche durch ſeine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterſcheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, ſo wie das Ideal der Menſchheit, das vollkommenſte Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauſchen in freiem Spiel ihre gegenſeitigen Funktionen aus." So war Humboldt von einer ganz andern Entwicklung aus zu dem Begriff des Schönen gelangt, den Schiller in den äſthetiſchen Briefen aufgeſtellt hatte. Beider Forſchungen haben und trugen ſich wechſelſeitig. — Den äſthetiſchen Theil zu rechter Klarheit zu bringen, hatte H. den guten Gedanken, an den Geſtalten der griechiſchen Götterwelt einen gewiſſen Stufengang der Entwicklung des Schönen nachzuweiſen, indem er an einer jeden zeigt, wie ihre individuelle Schönheit in der größern Betheiligung des Geſchlechtscharakters oder in der Annäherung an

das geſchlechtsloſe Ideal, der höchſte Grad der Schönheit aber in der möglichſten Verſchmelzung der Geſchlechtscharaktere, zumal männlicher Kraft und Beſtimmtheit mit weiblicher Anmuth, ruhe. Dieſe Entwicklung iſt an ſich ein Muſterſtück eindringender und ſchöner Darſtellung.

Die zweite Abhandlung citirte bald nach ihrem Erſcheinen Fr. Schlegel mit großer Anerkennung; über die erſte ſchrieb Fr. Jacobi voll Bewunderung an den Verfaſſer[1]). Nur den Eingang fand er, nicht ohne Grund, zu abſtrakt, und meinte, die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon die Abhandlung überfließe, hätte ſo geſtellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als ſie aus dem Thema hervorgegangen wären. Humboldt ſelbſt hegte noch wenig Hoffnung, mit ſeinen Anſichten durchzudringen, und er fühlte dies nie ſtärker, als nach der Lektüre des Schiller'ſchen Gedichts: „die Würde der Frauen." „Mir war es", ſchreibt er darnach an Schiller (11. Sept. 1795), „ein in der That unbeſchreibliches Gefühl, Dinge, über die ich ſo oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem Weſen verwebt ſind, in einer ſo ſchönen und angemeſſenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man ſo denkt und proſaiſch hinſchreibt, iſt doch nur ſo ein Hin- und Herſchwatzen, etwas ſo Todtes und Kraftloſes, vorzüglich etwas ſo Unbeſtimmtes und Ungeſchloſſenes; Vollendung, Leben, eigene Organiſation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht ſo ſehr, als hier, gefühlt." Darauf entgegnete Schiller (5. Okt.): „Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz current und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt

1) 14. April 1795, in Jacobi's Briefw. II. 219—22.

allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen", und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt."

Ueber den Aufsatz über männliche und weibliche Form hat jüngst Fr. v. Müller [2]) ein bedeutendes Wort gesagt, womit wir den Abschnitt beschließen. „Als Humboldt diesen Aufsatz schrieb, hatte er noch nicht Italien gesehen, kannte mithin die Antike nur aus Abgüssen und viele der reizendsten Kunstgebilde des Alterthums gar nicht. Um so bewundernswerther ist der sichere und scharfe Blick, mit welchem er die Grundformen classischer Götter und Heroengestalten erfaßt und unserm geistigen Auge vorüberführt, um so unverkennbarer die glückliche Anlage seiner Natur, die Urtypen des Schönen klar und rein in sich aufzunehmen, in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit zu ahnen und zu erforschen. Ganz gleichzeitig erschienen in den Horen Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Nirgends tritt die innige Verwandtschaft des Ideenganges beider Schriftsteller entschiedener hervor. Sie scheinen — möchte man sagen — im Glanze [?] der Diktion, in poetisch-reizender Umkleidung der abstraktesten philosophischen Ideen um die Palme mit einander zu ringen. Nicht leicht hat Humboldt's Sprachgewandtheit sich anmuthiger entwickelt, nicht leicht den schwierigen Stoff siegreicher bezwungen und alles Abstruse, Trockene glücklicher vermieden als eben in diesem Aufsatze, dem wir in Rücksicht auf Klarheit und Anschaulichkeit allerdings vor jenen theilweise auf allzu fein und dialektisch ausgesponnenen Ideen beruhenden Briefen den Preis — dürften wir uns anmaßen ihn auszutheilen — zusprechen möchten."

2) In der Neuen Jenaischen Litteraturzeitung, 1—2. Jan. 1843.

Noch lieferte Humboldt eine Anzeige der kleinern Ausgabe der Odyssee von F. A. Wolf (Halle, 1794) für die Allgemeine Litteraturzeitung (16. Juni 1795; jetzt in den Ges. W. B. 1. S. 262—70). Es war eine öffentliche Anerkennung, die er den Verdiensten Wolf's um die Herstellung des Homerischen Textes darbrachte. Wir haben schon früher (S. 216—17) die Stelle ausgezogen, wo er sich über die Bedeutung auch der geringsten Detailforschung ausspricht, wenn sie nur überhaupt mit Geist betrieben werde. Wie oft, fügt er hinzu, werde man durch anscheinende Spitzfindigkeiten gerade auf die Dinge geleitet, die man jetzt so oft im Munde führe, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es freilich bequemer sei, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen [1]).

Im Mai 1795, gleich nach beendigtem Drucke der Prolegomena ad Homerum, besuchte Wolf diesen Vertrauten seines Geistes in Jena. Humboldt hatte auch Göthe schon veranlaßt, das merkwürdige Buch zu lesen. Göthe, bei seiner Neigung zum homerischen Epos, faßte großes Interesse dafür und lernte Wolf bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, der von nun an sich diesem bedeutenden Geisterkreis anschloß [2]). Humboldt war hocherfreut über den „göttlichen Besuch" dieses Freundes.

Wie sehr H. für das Wohl seiner Freunde besorgt war, zeigt sich recht, als Wolf (1796) schwankte, ob er einen Ruf nach Leyden annehmen solle oder nicht. H., der Sache selbst durchaus abgeneigt, führte dem Freunde alle möglichen Mo-

1) Man vergl. damit den interessanten Brief von Humboldt an Wolf, v. 3. Juni 95, bei Varnhagen von Ense, Denkw. B. 4. S. 307—10.

2) S. Humboldt's eben bezeichneten Brief an Wolf; Körte, Wolf's Leben u. Studien, I. 277; Göthe's Werke, B. 31. S. 46.

mente der Ueberlegung zu Herzen und schrieb unter andern: „Die Entscheidung der Sache ist, dünkt mich, sehr einfach, und kommt Alles auf Einen Punkt an: ist Holland in der Lage, daß Sie auf eine ungestörte Thätigkeit und auf einen ruhigen Genuß Ihrer unverkürzten Einkünfte zählen können oder nicht? — Ist das Erstere, so ist keine Wahl. Die Stelle ist zu vortheilhaft, die Muse selbst, die sie verspricht, zu reizend und die Nähe wahrhaft wichtiger Bibliotheken zu einladend, als daß Sie anstehen sollten, das Anerbieten mit offenen Armen anzunehmen. — Ruhnkenius beruhigt Sie hierüber sehr; allein dieser ist bekanntlich, wie die meisten dortigen Gelehrten, ein Patriot und sieht die Revolution vielleicht aus Parteigeist mit zu günstigen Augen an. — Ueber das, was ich für die Wissenschaft wünschen soll, bin ich in hohem Grade zweifelhaft. Auf der Einen Seite ist es ein reizender Gedanke, daß Sie in der Nähe von Hülfsmitteln sein sollen, mit denen schon so mittelmäßige Menschen, wie z. B. Brunck, oder doch so langsame wie die Holländer, so viel geleistet haben. Auf alle Fälle, glaube ich, müssen Sie sich, mein lieber, theurer Freund, einer Divinations-Gabe anvertrauen, die Sie ja sonst so gut begleitet.“ [3]) — Wolf entschied sich, in Halle zu bleiben.

Im Juni 1795 verließen Humboldt's Jena in der Absicht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Tegel, im Oktober wieder zurückzukehren. H. traf aber seine Mutter sehr krank an und hauptsächlich darum konnte er sich diesen Winter nicht und erst im Herbst des nächsten Jahres in die ihm so werth gewordenen Jenaischen Verhältnisse zurückbegeben.

Für Humboldt wie für die Freunde war diese lange

---

3) Körte, a. a. O. I. 314—15.

Trennung schmerzlich. „Humboldt", schreibt Schiller (2. Okt. 1795) an Göthe, „kommt diesen Winter nicht mehr, welches mir sehr unangenehm ist." Und an Humboldt schreibt er: „Ihre längere Abwesenheit beklagt Göthe sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf ihr Hiersein im Winter gefreut." Am schmerzlichsten war es H., von Schiller so lange getrennt zu sein, hauptsächlich dann, wenn er um dessen Befinden Sorge tragen mußte. Wie willkommen, meinte er dann, würde es Schillern sein, täglich ein paar Stunden zu verplaudern. So aber habe er, wenn Göthe nicht da sei, schlechterdings Niemand. Das bringt H. sogar auf den Gedanken, Schiller solle sich lieber in Weimar ansiedeln, um mit Göthe leben, und in Herder's und Anderer Umgang einige Erholung genießen zu können. Fast in jedem Brief spricht H. seine Sehnsucht nach Schiller's Umgang, oft mit der innigsten Wehmuth, aus. Mehr als je fühlte er, daß seine eigne Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürfe. „Ich habe mich", schreibt er (4. Aug. 95), „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu." Immer mehr fühle ich, wie sie Beide zum Umgang mit einander geschaffen seien, und wie, ohne ihn, aller seiner Beschäftigung Leben und Kraft fehle. Und auch Schiller vermißt seinen Freund nicht weniger.

In diesen Zeitraum fällt daher der wichtigste Theil des Briefwechsels mit Schiller; der in Jena begonnene Ideentausch ward schriftlich fortgesetzt, so daß diese Trennung der Freunde für uns zum Gewinn wird. Jedes Blatt ihrer nunmehrigen Correspondenz gewährt ein Zeugniß dieser einzigen Verbindung, nirgends findet sich Leere, alles reizt und

ergreift den empfänglichen Leser. Wie herrlich ist es, diese Geister in solcher Vertraulichkeit zu finden, wie zeigt sich Humboldt's Liebenswürdigkeit und wahrhafter Adel, wie fühlen wir uns angeheimelt, wenn er seine und der Gattin Grüße an Lolo beifügt oder wenn er dem kleinen Carl sagen läßt, wie oft Li (seine Tochter Caroline) von ihm spreche. Dieser Briefwechsel war Beiden der einzige Ersatz in der Trennung, ja oft die einzige Communikation, in der sie mit der Außenwelt standen.

Dazu kam noch ein besonderer Anlaß, ununterbrochene Correspondenz zu unterhalten, nämlich der erste Schiller'sche Musenalmanach, der im Herbst 1795, unter H.'s Obhut, in Berlin gedruckt ward, und die gleichzeitige endliche Rückkehr Schiller's zur Dichtung. Dieser sendet nun dem begierigen Freunde die neuesten Erzeugnisse seiner Muse, theils zur Aufnahme in den Almanach, hauptsächlich aber, um sein Votum darüber zu vernehmen. H. ordnete die Gedichte, die Schiller, zum Theil ohne die Verfasser zu bezeichnen, für den Almanach übersendete, und überwachte den Druck, so weit es in der Entfernung von mehr als einer Meile von Berlin möglich war. „Wie beruhigt es mich", schreibt Schiller, „daß ich dies Geschäft in Ihren Händen weiß." Fast alle ihm zugehenden Gedichte beurtheilte H. bei diesem Anlaß kurz und tüchtig und bewährte dabei zugleich die Sicherheit seines Urtheils, indem er die anonymen Arbeiten, namentlich Schiller's und Herder's, auf der Stelle erkennt und Beide, die sich damals nahe genug berührten, kaum einmal verwechselt. So werden, außer diesen, auch Göthe und Hölderlin, Matthisson und Kosegarten, die Mereau und selbst die geringsten Dichter beiläufig beurtheilt, wobei wir im Allgemeinen seine Nachsicht auch gegen die allergeringsten bemerkbar finden, obschon er bei dem Meisten, was die neuern jüngern Dichter hervorbrachten, zu fragen sich gedrungen

ſah, ob es ihnen denn nicht ſelbſt Langeweile mache, ſo gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

Aber auch ſonſt wußte er ſeine Entfernung von den Freunden in ihrem Intereſſe zu nützen. Nicht nur daß er ſeine Berliner Bekannten, Engel, Göcking, Ramler, Gentz ꝛc. zur Theilnahme an Schiller's Unternehmungen warb, oder zur Thätigkeit für ſie anſpornte, erfreute er Schiller wie Göthe auch dadurch, daß er ihnen die Urtheile, deren ihm, bei ſeinen Beſuchen in Berlin, über einzelne ihrer Arbeiten, über die Horen und den Almanach überhaupt, unaufhörlich zuſtrömten, zur Ergötzlichkeit oder Belehrung, referirte.

Und damit wenigſtens die andern Freunde des Schillerſchen Umgangs mit Bequemlichkeit genießen könnten, ſtellte er Göthen und Körnern für ihre Beſuche in Jena ſeine dortige Wohnung zur Verfügung.

In Tegel führte er mit den Seinen ein ſehr einſames und durch Krankheiten vielfach geſtörtes Leben. Seine eigne Geſundheit war ſchon in Jena nicht ſo rüſtig wie früher, nun beſſerte es ſich zwar, aber bald ward er von einem Augenübel befallen, das ihm ſogar das Leſen erſchwerte. Die alte Humboldt erholte ſich nur auf kurze Zeit und gab zu keiner dauernden Hoffnung Raum. Bald mußte er auf ein ander Gut ſeiner Mutter reiſen, und dringende Geſchäfte beſorgen. Auch Frau von Humboldt war nicht ſelten unpaß, und wieder ein andermal galt es einen ſchnellen Ritt, um den Arzt, Dr. Marcus Herz in Berlin, zu conſultiren und dann zum Krankenbett des Knaben zurückzueilen.

Obwohl er übrigens faſt ohne geſellſchaftliche Exiſtenz war, nur ſelten Beſuch empfing und manchmal in ſechs Wochen nicht nach Berlin kam, war er doch durch die be-

zeichneten Störungen und durch seine Stimmung überhaupt, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Tegel, fast zu jeder Arbeit im strengen Sinne unfähig. Zum Niederschreiben kam er ohnehin schwer, ja er schämte sich ordentlich, so wenig für die Horen liefern und Schillern, wenn es an Manuskript fehlte, nicht einen Theil der Last abnehmen zu können, obschon gerade dieses räsonnirende Fach zur Genüge in den Horen vertreten war und diese schweren Aufsätze überhaupt die Leser mehr zurückschreckten als anzogen. Man werde, sagte er sich dann zum Trost, seinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies mache ihn auch kälter für Dinge, die, wie er sich bescheiden ausdrückt, doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen seien. Schiller ließ diese Einwendungen nicht immer gelten. „In der That, liebster Freund," schrieb er 7. Dez., „rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit behaftet, auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität in Schranken halten und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen." Was ihm Schiller ein andermal auf solche Bekenntnisse erwiederte, haben wir schon früher (S. 280 bis 81) mitzutheilen gehabt.

Welche Fülle von Geist legte Humboldt, gerade in

dieſer Zeit, in den Briefen an Schiller nieder! Einer regeren Thätigkeit für die übrige Welt ſtellte ſich bei ihm vieles in den Weg: die Ungeneigtheit, ſeine Gedanken ſo vielen andern auszuſpinnen, eine Ueberfülle von Ideen und am Ende ein gewiſſes Zagen, wenn er bedachte, wie ganz anders es wirke, wenn eine Dichterkraft, wie Schiller, ſich ſolcher Ideenmaſſe bemächtige. Am meiſten hielt ihn ſein unabläſſiges Studiren ab. Die Lektüre griechiſcher Dichter, um dieſe Zeit beſonders Ariſtophanes, wechſelte mit dem Studium phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Schriften. Er ſelbſt fühlte manchmal, daß ihm der Müßiggang wohlthue, ſei es in geſelligen Zerſtreuungen oder im Genuſſe der Landluft, weil er dann deſto freier in allen Ideen herumſchweifen konnte. Und es ergreift uns eine beinahe ſchmerzliche Bewunderung, wenn wir ihn alsbald (28. Sept. 95) wieder an Schiller ſchreiben ſehen, er ſei in den letzten Wochen wieder ungemein fleißig geweſen und bringe den größten Theil des Tages an ſeinem Schreibtiſch zu. „Ich weiß nicht," ſagt er, „durch welche Verbindung von Umſtänden ein großer Durſt des Wiſſens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht iſt, aber ſehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlaſſe mich dieſer Neigung um ſo mehr, als ich gar keinen Muth habe, ſo lange ich von Ihnen abweſend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt ſind doch meine Geſichtspunkte jetzt zu feſt, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrſamkeit auszuſchweifen, die ich gewiß am meiſten geringſchätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Geſichtspunkte, und niemals unterlaſſe ich, aus allem Geſammelten die Reſultate zu ziehen, die dieſen Geſichtspunkt angehen. Dies vorausgeſetzt, kann ich kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch

ſcheint doch einmal da zu ſein, Alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte. Dieſe Begierde iſt mir immer eigen geweſen, und hat mich nur oft leider irre geführt, ſo daß ſie ſich ſelbſt ihren Zweck vereitelte. Im Wiſſen und im Leben habe ich mich immer ſelbſt durch zu große Verbreitung geſtraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergeſſen, daß Jedes feſthält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wiſſen iſt der Kampf, Gottlob! gefahrloſer."

So kam es denn, daß er, im Verhältniß zu ſeiner Kraft, immer wenig producirte, und beſonders in jenen Jahren, wie er ſelbſt ſagt, zwar immer reich an Plänen war, aber arm an Ausführungen. Seine Pläne und Arbeiten in dieſem Zeitabſchnitt betrachten wir unten näher, hier haben wir es nur mit den allgemeinen Umriſſen ſeines damaligen Lebens zu thun.

Die Einſamkeit ſeines Tegeler Aufenthalts wurde noch am öfterſten durch den Beſuch von Gentz unterbrochen, „der ihm ein angenehmer Umgang war". — Da die Mutter, um ärztlicher Hülfe näher zu ſein, im December in die Stadt gezogen war, ging H. im Anfang des folgenden Jahres auch dahin, und kehrte wohl erſt nach dem Carneval aufs Land zurück. In Berlin verſchlang ihn der Strudel der Welt, er hatte ſo viele alte Bekannte, durch ſeine Gattin knüpfte ſich manches neue Verhältniß, ſelbſt Rahel, eine langjährige Freundin, fühlte ſich durch ſie, die ihr fremd war, ihm näher und verwandter.

Schon jetzt lag eine größere Reiſe nach Italien in H.'s nächſten Lebensplanen. Doch vor dem Frühjahr 1797

war an die Ausführung derselben nicht zu denken. Er dachte erst einige Zeit bei seinem Schwiegervater in Burgörner zuzubringen; dann wollte er noch einen längern Aufenthalt in Jena nehmen. „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten." (Br. an Sch., 23. Okt. 95.)

Ob er das Frühjahr und den größten Theil des Sommers in Tegel oder in der Stadt lebte, ob Alexander, den er erwartete, ihn besuchte, ist nicht klar. Den 24ten Juni schreibt Schiller an Göthe: H's. Mutter werde bald sterben und das halte ihn wahrscheinlich in Berlin fest.

Ehe wir uns jedoch der abermaligen Rast in Jena nähern, müssen wir ausführlicher von den Verhandlungen die er in der so eben geschilderten Epoche mit Schiller pflog, ferner von den Plänen und Arbeiten sprechen, die ihn während eben dieser Zeit beschäftigt hatten.

„Ich bin begierig zu sehen," schrieb Humboldt (4. Aug.[1]), „wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's. . . . . Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der

---

1) 1795. Alle diese Verhandlungen gehören, wo nichts weiter bemerkt ist, in dieses Jahr.

Dichter, der philoſophirt, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins, darum iſt aber freilich Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft. . . . Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit ſei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht." Was den Dichter und Philoſophen ſonſt ganz trennt, der große Unterſchied der vollſtändigen Individualität und der Wahrheit der Idee, iſt, nach H.'s Meinung, für Schiller gleichſam aufgehoben. Er erfaſſe das Nothwendige, aber zugleich individuell; dies ſetze aber eine ungeheure Selbſtthätigkeit in ihm voraus. Denn je eminenter die Geiſteskraft ſei, deſto mehr vermöge ſie ſich auf das Nothwendige zu richten. Darum glaube er auch ſo feſt an den Wallenſtein und an das vollkommenſte Gelingen der höchſten poetiſchen Verſuche. Doch da gerathe er in eine ordentliche pſychologiſche Auseinanderſetzung, daß er nur wünſchen müſſe, es möge auch für dieſen Brief Schiller's Ausſpruch gelten: „daß ſie ſich verſtünden, wo ſie ſonſt Niemand verſtehe."

Schiller ließ nunmehr den begierigen Freund nicht lange warten, denn bald langte in Tegel ein größeres und kleineres Gedicht deſſelben nach dem andern an und verſetzte den Freund in immer neues Entzücken. Das Jahr der Ideendichtung war angebrochen. Kurz nach einander erſchienen, neben einer großen Zahl Epigramme, die Macht des Geſanges, der Tanz, Natur und Schule, das Reich der Schatten, die Ideale, die Würde der Frauen u. ſ. w. und endlich der Spaziergang. H. bewundert, charakteriſirt ſie alle; am kleinſten Epigramme weist er den ideellen Gehalt, an größeren Gedichten die bewundernswürdige Durchführung des Gedankens nach; oft

erfreut er ſich, Schiller's eigenſte, oft die ihnen gemeinſamen Ideen ſo herrlich gefaßt zu erblicken. Wie hätte H., ſeiner ganzen Naturanlage nach, nicht gerade von dieſen Erzeugniſſen des Schiller'ſchen Genius entzückt ſein ſollen, welche großentheils auch ſolche Leſer am gewaltigſten ergreifen, die ſonſt dieſer Gattung weniger zugethan ſind. Denn, wenn je, ſo iſt es Schillern in den beſten dieſer Stücke, wie ſchon früher in den Künſtlern gelungen, nicht etwa blos eine Lehre mit poetiſchem Schmuck zu umkleiden, ſondern wirklich dichtend zu philoſophiren, und philoſophirend zu dichten und in dieſer merkwürdigen Verbindung alles, was die Dichtkunſt andrer Zeiten und Völker in dieſer Richtung geleiſtet hatte, in Schatten zu ſtellen. Mag die Gattung an ſich etwas Anomales ſein! Wer ſo groß darin erſcheint, wie Schiller, ſtellt ſich auch damit den größten und normalſten Dichtern an die Seite; er wird auf die denkendſten, edelſten Geiſter eine Wirkung haben, ſo groß und manchmal größer, als die lauterſte Dichtung. Humboldt hat vollkommen Recht, gerade in dieſen Poeſien etwas Außerordentliches zu finden, die die meiſten Kunſtrichter mehr nur als Uebergang und Vorübung gelten laſſen. Er erkannte mit Recht darin eine Erweiterung der Kunſt.

Freilich ſah er, fortgeriſſen von der Macht Schiller'ſcher Dichtung und beſtochen von der Hoheit des Styls und dem tiefen Gehalt, auch das minder Gelungene oft für vollkommen an; eine ſtörende Miſchung der Bilder frappirt ihn nicht; eine weit zu unanſchauliche Darſtellung gewährt ihm das reinſte Vergnügen, da er ja, der Eingeweihte und Hochgebildete, ſie raſch ſich anzueignen und wahrhaft zu genießen vermag; endlich ſtempelt er ſogar die Eigenheiten dieſer intellektuellen Dichtung zu Normen des Schiller'ſchen Dichtergenius überhaupt und gefällt ſich mit Schiller in Theoremen, bei welchen das eigentlichſt Poetiſche gar nicht beſtehen könnte.

Dennoch behalten auch dieſe Humboldt'ſchen Beurtheilungen und Charakteriſtiken, einmal als ſolche, die Schiller ſelbſt zu leſen erhielt, dann als Zeugniſſe des ihm wahlverwandteſten Geiſtes, ganz unſchätzbaren Werth, wie denn auch diejenigen, welche ſich nach ihm am tiefſten in Schiller's Genius verſenkten,[2]) nicht verabſäumt haben, die Ausſprüche dieſes edlen Geiſtes am gehörigen Orte zu nutzen. Bedenken wir ferner, wie ſehr unſer Schiller, bei ſeinen damaligen Forderungen an ſich und der Zaghaftigkeit, mit der er die Dichterbahn von neuem betrat, der Ermunterung bedurfte, ſo ſteigen dieſe ermuthigenden Zuſprüche eines befreundeten Geiſtes noch höher in unſern Augen. Dieſe ermuthigende Wirkung hatten ſie in der That. „Ihre Briefe, lieber Freund," ſchreibt Schiller (21. Aug. 95) „ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Wir lauſchen, in dieſem Briefwechſel, gleichſam den Geburtswehen des Dichters; ein ganzer Cyclus herrlicher Werke entſteht vor unſern Augen. Unter den erſten Gedichten war es vorzüglich die Macht des Geſanges, die Humboldt, und mit Recht, zu hoher Bewunderung hinriß. Wir vergeſſen die Fehler vor der Gewalt dieſer Dichtung, in der man wirklich gleichſam ein Bild des Schiller'ſchen Dichtervermögens ſelbſt erblicken kann. H. wünſchte, daß Schiller, was auch Göthe vom Reime ſage, ihm immer getreu bleiben möge. Seine Dichtungsart ſcheint ihm eine

2) So die neueſten Commentatoren und Biographen Schiller's, vor allem Götzinger und Hoffmeiſter — die ſonſt auch meinen Dank und meine Achtung zwiſchen den Zeilen leſen mögen.

ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben; er erinnere sich keiner Stelle in Schiller's Gedichten, sagt er, wo der Reim dem Gedanken geschadet habe, während er mit dem Wohllaut eine Symmetrie verbinde, die unsrer Sprache nichts weniger als überflüssig sei. Damit wolle er jedoch nicht sagen, daß ihm die reimfreien Dichtungen des Freundes weniger willkommen seien.

Mit einer gewissen Feierlichkeit sendete Schiller das Reich der Schatten (jetzt: die Ideale und das Leben überschrieben), und nach dessen Empfang stimmte H. einen unbedingten Jubel an. Schiller fühlte wenigstens, daß ein Andrer, als er und Humboldt, noch Einiges werde deutlicher gesagt wünschen. „Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint," schreibt er dem Freunde, „will ich ändern, für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." H. aber erwiedert, 21. Aug.: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart

und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild Ihres Wesens."

Weiter folgen wir H. nicht in die detaillirte Bewunderung eines Gedichts, welches freilich zu den großartigsten Flügen des Dichters gehört, aber weit entfernt ist, die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit zu besitzen, und auf keinen Fall als eines der gelungensten Werke seiner Ideendichtung angesehen werden kann. Auch hier ist es die Tiefe des Gehalts, die Begeisterung für eine ihm ebenso angehörende Idee, das Staunen, so etwas in den Formen der Poesie verkörpert zu sehen, was ihn so gewaltig zu einem Gedicht zog, von dem er doch selbst sagt, „daß man erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen müsse, es bewundern zu dürfen."

Sehr charakteristisch ist es, daß Humboldt einem viel unmittelbarer ans Gemüth greifenden Gedichte, *den Idealen*, nicht solche Gunst zuwenden konnte. Es ging freilich aus der Gattung, die Schiller bisher cultivirt hatte, heraus, und näherte sich der reinen Dichtung. Schiller selbst wußte es mit den ästhetischen Abstraktionen, die sie sich aus der Ideendichtung gebildet hatten, nicht zu vereinen, er erklärte es für „zu individuell wahr." Auch Humboldten war es nicht allgemein genug, er war von Schiller's eigenster Art so ergriffen, daß ihm nur in diesem Bereich die Gewalt des Dichters entschieden dünkte. Und in Bezug auf dessen Lyrik liegt allerdings in dieser Meinung viele Wahrheit.

Eben so charakteristisch war der Widerspruch, in welchem sich sämmtliche kritische Freunde, denen Schiller seine neuesten größern Gedichte vorgelegt hatte, über sie vernehmen ließen, Göthe nämlich, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hatte ein andres zum Liebling erkoren: Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule (jetzt „der Genius" benannt), Humboldt die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten hier ungerechnet), und Herder den Tanz. Göthe's Vorliebe erklärte Humboldt ganz falsch. Wenn ihm selbst die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet waren, wie Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken, so spricht er gerade damit aus, was Göthen bewog, jenes Gedicht allen gleichzeitigen Erzeugnissen Schiller's vorzuziehen. H. blieb dabei, der Macht des Gesanges den Vorzug zu geben; da walte der reine Dichtergeist vor, und es berühre gerade die Seite, auf die es ihm immer eigen sei, vorzüglich gerichtet zu sein, es berühre die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Zusammenhang und Uebergang des Gedankens und der Empfindung, und bestimme durch seinen Schwung die Einbildungskraft auf eine dem Gegenstand des Gedichts ausschließend eigenthümliche Weise zu wirken.

Endlich schloß Schiller diesen Cyclus von Produktionen mit einem Gedicht, das mit Recht alle Stimmen, die wir oben aufgeführt haben, vereinigte und dem auch Humboldt vor allen den Preis zuerkannte — das ist die Elegie oder der Spaziergang. „Wohin man sich wendet," ruft H. aus (23. Okt.), „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den

reichſten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Anſicht der Dinge nach, immer am nächſten liegt. Es ſtellt die veränderte Strebſamkeit der Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden, und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Das eigentliche poetiſche Verdienſt ſcheint mir in dieſem Gedichte ſehr groß; faſt in keinem Ihrer übrigen ſind Stoff und Form ſo mit einander amalgamirt, erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie. . . . Vorzüglich ſchön iſt die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt. . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein ſchönes Bild, und die meiſten einzelnen Diſtichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Bei ſolchen Lobeserhebungen ließ es H. keineswegs bewenden, ſondern er machte wirklich faſt jedes einzelne Gedicht, und beſonders die größeren, zu einem beſondern Studium, prüfte alle Einzelheiten, dem Gedanken und der Form nach, und, weil ihm da das Wichtigſte zu bemerken blieb, beſonders Sprache, Rhythmus, Reim und Versbau. Im Spaziergang ſowohl, als in den Idealen, im Tanz, in Natur und Schule, dem Reiche der Schatten ꝛc. ꝛc. machte er feingefühlte Ausſtellungen, denen Schiller großentheils Folge gab, und trug dadurch nicht wenig bei, dieſe Dichtungen einer durchgehenden Claſſicität zu nähern. Verſe und Zeilen wurden weggeworfen, hinzugedichtet, und der Dichter weiß es dem Freunde höchlich Dank, daß er ihm

beſonders in Rückſicht des Sylbenmaßes das Gewiſſen ſchärft. Es iſt hier nicht vergönnt, uns in dieſe intereſſanten Wechſelreden beider Männer, ſo ſehr es der Gegenſtand werth wäre, zu vertiefen. Hier genügt das Zeugniß, das Schiller ſelbſt dem Freunde giebt. „Denken Sie doch", ſchreibt er ihm, „in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür ſollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen." . Und kurz darnach ſchreibt er ihm von der Knebel'ſchen Ueberſetzung einzelner Elegien des Properz: ſie ſei im Ganzen recht brav und im Einzelnen hoffe er noch Verbeſſerungen; denn er habe darauf aufmerkſam gemacht. „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." (Sch. an H., 17. Dez. 95).

Jetzt fühlte ſich Schiller durch den Erfolg dieſer Dichtungen und den Beifall ſeiner kunſtſinnigen Freunde, namentlich Humboldt's, ſo ermuthigt daß er Größeres zu unternehmen dachte. Lange ſchon lagen ihm die dramatiſchen Plane der Maltheſer und Wallenſtein's im Sinne, jetzt zog ihn plötzlich die Idee einer romantiſchen Erzählung an und da zeigte ſich recht die Ungewißheit und das Schwanken, in welchem er ſich noch immer befand. Er war noch im Zweifel, ob er für dramatiſche oder epiſche Dichtkunſt geboren ſei, und ſchon daran, ſich für letztere zu entſcheiden, als ein befreundeter Genius ihn kräftig auf ſeine eigenſte Bahn wies und dieſen Zweifel verſcheuchte. Nun wollte er auch darüber ganz ins Klare kommen, ob ſeine Dichtart wirklich, wie er ſelbſt meinte, und wie der Freund verſicherte, ihre eigne Berechtigung habe und neben der für ihn, wie er wohl fühlte, unerreichbaren Weiſe Göthe's und

der Griechen, ſtehen und gelten dürfe. Dieſe eben bezeichneten inneren Kämpfe riefen die Verhandlungen hervor, von denen wir jetzt zu handeln haben, die eine über Schiller's Dichterbeſtimmung, die andere über Schiller's Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung.

Um den Zweifel über ſeinen Dichterberuf los zu werden, wandte er ſich an Humboldt. Einerſeits zu den Maltheſern hingezogen, die ſich an ſeine jetzige lyriſche Stimmung anknüpften und gerade ein einfaches, heroiſches und erhabenes Sujet boten, wie er es liebte, wünſchte er von der andern Seite ſich in allen Fächern und Formen zu verſuchen, die Erzählung hatte ſich im Geiſte ſchon geſtaltet und es ſchien ihm fraglich, ob nicht in dieſem Gebiet ein Kranz zu gewinnen ſei, wie er ihm im Dramatiſchen noch nicht zu Theil geworden. „Denken Sie, lieber Freund," ſo ſchloß er dieſe Conſultation H.'s, „denken Sie noch einmal recht ſtreng über mich nach, und ſchreiben mir dann Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mein Geſchäft ſein; die Frage iſt alſo blos, ob epiſch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatiſch?

Warum wandte er ſich aber an Humboldt? Warum nicht lieber an Göthe, den erfahrenen Meiſter? Von dieſem hätte er ſchwerlich ein Votum erwarten können, das ſeiner Unſicherheit ein Ende gemacht hätte. Göthe hätte ihn an ſeinen Inſtinkt gewieſen und noch waren Beide einander nicht ſo nahe gerückt, daß Schiller ein ganz auf ſeine eigenſte Dichternatur eingehendes Urtheil von ihm hätte hoffen können. Er erkor eben darum denjenigen zu ſeinem poetiſchen Gewiſſensrath, der ſeine Eigenheit am tiefſten würdigte und, weniger noch als ſelbſt Körner,[3]) einen

3) Vergl. oben S. 315.

Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit in die allgemeine claſſiſche Bahn wünſchte.

Humboldt fühlte alle Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder ſolchen Frage entgegen ſtehen, und bat daher den Freund, es ihm zu Gute zu halten, wenn er mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge. Am ſchwerſten, erklärte er in dieſem Schreiben vom 16. Okt. (1795), ſei das auszuſprechen, was Schillern als Dichter charakteriſire, obgleich man es bei ihm genauer als bei irgend einem deutſchen Dichter fühle. Man könne Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in ſeinen letzteren Produktionen mit den Griechen, in ſeinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man habe das letzte auch mit Schiller's früheren Stücken gethan. Dieſe ſeien ihm zwar jetzt leider nicht gegenwärtig genug, er ſei jedoch a priori von der Unrichtigkeit dieſes Urtheils überzeugt. Vorzüglich klar aber ſei ihm deſſen Dichtercharakter, wenn er ihn gegen die Griechen halte. „Unter allem mir bekannten Griechiſchen iſt keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfaſſer denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterſchied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, ſondern, man möchte auch darüber, wie man wolle, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden ſich alle weſentlichen Schönheiten der griechiſchen Poeſie innerhalb des Kreiſes nicht blos deſſen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, ſondern auch deſſen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in ſo hohem Grade geleiſtet haben. Was Sie unterſcheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortſchritten des Zeitalters beigemeſſen werden. Es iſt Ihnen und nur Ihnen eigen, und iſt ſo innig mit den Forderungen des poetiſchen Genies verbunden, daß es ſogar eine weſentliche Erweiterung deſſelben ausmacht.

Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. . . Um es in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet. . . Dies nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

„Nehme ich nun", fährt er fort, „die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie . . als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genies. Das Verhältniß des Menſchen zum Schickſal darzuſtellen, iſt eigentlich die Darſtellung einer Idee; je ſelbſtthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, deſto größer iſt die Wirkung. Dieſe hervorzubringen, halte ich Sie geſchaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geiſtes ſteht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyriſche Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epiſche, eigenthümlich iſt. . . Auf der anderen Seite aber ſetzt das Dramatiſche gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht ſeine Wirkung auch großentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenſchaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt. . . . Nur iſt aber hier die Frage, nicht ſowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu ſind, ſondern mehr, ob Sie ihr treu zu ſein ſcheinen? . . . Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos ſehr genau unterſucht und bin nirgends auf etwas geſtoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſſer Glanz, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in ſubtile Hypotheſen zu verfallen, ſo kann ich mir

dieſe Erſcheinung nach meiner Vorausſetzung ſehr wohl erklären. Wenn es richtig iſt, daß Sie der Natur, gleichſam ehe ſie vollkommen auf Sie einwirken kann, ſchon ſelbſtthätig entgegen eilen, wenn Sie nicht ſowohl aus ihr ſchöpfen, als, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich durch eigene Kraft ſchaffen, ſo muß dies da am meiſten ſichtbar ſein, wo die Natur ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, am meiſten Natur iſt. . . Charaktere, die Göthen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen." Nicht in dieſer, ſondern in der heroiſchen Gattung werde Schiller's Stärke ganz ſichtbar ſein. Auf alle Fälle verdiene es erwogen zu werden, ob nicht die dramatiſche Poeſie, noch mehr als jede andre, verlange, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Wenigſtens ſei nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinſten Grade, ſo ſichtbar. Doch rühre dies vielleicht auch aus einer nicht ganz rein äſthetiſchen Stimmung, aus einer geringern Empfänglichkeit für die Einwirkung der Kunſtform her.

„Verglichen mit der dramatiſchen, halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. . . An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen." Daß er an und für ſich des Epiſchen mächtig ſei, daran ſei nicht zu zweifeln. Vorzüglich in ſeinen neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands" an, ſei eine Gattung gegeben, die er allein geſtempelt habe, und die mit allem Reichthum epiſcher Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung vereinige. Aber den höchſten Kranz werde doch die dramatiſche Poeſie, und zwar in der einfach heroiſchen Gattung, darreichen.

Dieſes ganze Conſilium iſt ein Meiſterſtück. „Es ſtellt Schiller's wahre, tragiſche Größe ins Licht, und verſchleiert ſeine Mängel ſo, daß ſie doch kenntlich genug durchſchimmern.“ [4])

Demnach gab Humboldt, beſonders für den Moment, den Maltheſern den Vorzug, auch vor dem Wallenſtein, der allerdings an ſich bei weitem größer und tragiſcher ſei und auch gewiß in demjenigen Kreiſe liege, für den Schiller beſtimmt ſei. Auf alle Fälle müſſe er aber im Dramatiſchen darauf rechnen dürfen, ein Werk ohne Unterbrechung zu vollenden.

Zur Zeit, da Schiller dieſen „ihm in jeder Rückſicht intereſſanten“ Brief erhielt, war er ſchon in der Arbeit begriffen, ſich ſelbſt über die Frage: inwiefern er, bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſein könne, und zwar noch beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheine? einen definitiven Aufſchluß zu geben, und die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens in der berühmten Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung niederzulegen. Schiller war auf das Reſultat gekommen, daß ein Produkt immer ärmer an Geiſt ſei, je mehr es Natur ſei, und er ſtellt nun die Frage, ob der moderne Dichter nicht beſſer thue, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten und ſich auf dieſem ſeinem eignen Gebiete vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm alle Bedingniſſe ewig fehlen würden, ſich von den Griechen übertreffen zu laſſen? Dieſe Frage ſolle H., noch bevor er die Abhandlung empfange, beantworten, was dieſer in ſeinem Briefe vom 6. Nov. that. In der Hauptſache ganz einig mit Schiller, will er nicht einmal einräumen, daß dieſer ſo entfernt von den Griechen ſei, und will ſelbſt die eigentliche Sprachkenntniß ſo wenig

4) Schwab, a. a. O., S. 549—50.

als wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit denselben gelten lassen, daß er der Meinung ist, Schiller würde weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er sie selbst griechisch zu lesen gewohnt sei. Das, wodurch er den Griechen so verwandt sei, sei der reine Dichtergeist, der in ihm nur etwas verstärkt sei, was er mit Schiller Geist nennen wolle, der ihn aber nicht hindere, zugleich ganz, nur nicht blos Natur zu sein. „Diesen Charakter", sagt er, „theilen Sie mit allen Modernen, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehen." Nachdem er hierauf auf sehr feine Art den Geist der griechischen Dichtung entwickelt und gezeigt hat, wie die Phantasie der Griechen sich durchweg treuer unter der Einwirkung der sie umgebenden Natur hielt und dadurch jene so bewundernswerthe Klarheit, Ruhe und Würde empfing; wie ihr aber auch durch die ebendamit gegebene Befangenheit in den Grenzen einer gewissen Sinnenwahrheit eine Art Dürftigkeit und Ungeistigkeit eigen war, welche den gehaltvollsten Produkten der Neueren gegenüber fast wie Leerheit erscheine, — nachdem er dies vorausgeschickt, fährt er also über die Neueren fort: „In ihnen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die immer nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren

eine mehr tiefe und ſchwärmende. Bei den Deutſchen iſt Geiſtes- und Empfindungsgehalt hervorſtechend, und in Anſehung des letzteren iſt Göthe, vorzüglich in ſeinen Theaterſtücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt ſind, in Egmont, Fauſt, Taſſo vorzugsweiſe original. In Ihnen endlich, lieber Freund, iſt freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einſchränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hinderniſſe, welche Zeit, Geſundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegenſetzen, denke, ſo iſt Ihre Geiſtesform reiner und nothwendiger als irgend eine andere geſtimmt, und dadurch glaube ich den paradox ſcheinenden Schatz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbſtthätigkeit an ſich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächſten ſind, da aus Ihren Produktionen, nächſt den griechiſchen, am meiſten die Nothwendigkeit der Form ſpricht, nur daß Sie dieſelbe aus ſich ſelbſt ſchöpfen, indem die Griechen ſie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechiſche Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich ſieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich [aber auch immer zureichend?] zu den Sinnen ſpricht. Allein ſich dieſem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich ſchwerer werden.“ — Noch ſpäter ſpricht H. mit Bewunderung, von der Art, wie dieſer ganz moderne Dichter ſich den Geiſt griechiſcher Dichtung angeeignet habe und führt vor allem die „Kraniche des Ibycus“ und „das Siegesfeſt“ als Beleg an,[5]) ohne uns, namentlich bei

5) *Vorerinn. zum Briefw.* S. 18—21.

dem letztern, zu überreden, daß hier in der Behandlung von etwas Griechischem die Rede sein könne. Wir bewundern vielmehr die ganz selbstständige Aneignung griechischer Sagen- und Dichterwelt.

Gespräche mit Göthe brachten Schillern um diese Zeit ernstlich auf den Gedanken, selbst das Griechische zu treiben und er wünschte Humboldt's Rath, wie er es damit am besten anzufangen habe. Den gab dieser auch, bedauerte jedoch schon die Zeit, die darüber verloren gehen würde, und deutete auch dadurch an, wie geringe Frucht er für Schiller von einer Originallektüre erwartete, und wie wenig er ein direktes Einlenken desselben in die classische Bahn wünschte.

Indem er in solcher Weise Wahrheiten erfaßt, die den Kunstrichtern damaliger und späterer Zeit meist entgingen, dabei aber doch über die Forderungen zu sehr hinwegsieht, deren Erfüllung selbst dem genialsten Dichter zugemuthet werden muß, war er doch nicht so blind für diese Richtung eingenommen, daß er auch den theoretischen Folgerungen, die Schiller daraus ziehen wollte, in ganzer Ausdehnung beigestimmt hätte. Dieser sendete ihm die schon erwähnte Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zum Theil noch im Manuskript zu; den Rest las H. in den Horen, und nun entspann sich abermals eine sehr wichtige Verhandlung. Für Humboldt [6]) war diese Arbeit vom allerhöchsten Interesse, sie berührte die höchsten Punkte ihrer Kunstansicht, sie war von der entschiedensten praktischen Bedeutung, und es war hier von neuem zu bewundern, mit welch genialer Hand ihr Urheber, der jetzt auch in der Spekulation zur Praxis hinleitete, diese folgenreichen Forschungen bewältigte. H. erkannte sogleich, daß damit eine neue

6) Vergl. die Briefe an Schiller v. 14. u. 18. Dec. 95.

Epoche der äſthetiſchen Kritik begonnen habe, daß die hier entwickelten Anſichten eine Reviſion beinahe aller früheren Kunſturtheile nöthig mache. Den unbeſtimmten Meinungen habe Schiller eine Sprache geliehen; worüber ſich jetzt kaum mit den Eingeweihteſten habe reden laſſen, das könne und werde nun Gemeingut werden; ihm ſelbſt habe er faſt zu allen Zweifeln, in denen er zuweilen noch in ſeinem Urtheil über Dichter geſchwankt, die Auflöſung, und zu ſeinen Haupturtheilen den beſtimmten deutlich ausgeſagten Grund gegeben. Das bewunderte er am meiſten, daß Schiller die Verſchiedenheit der Dichter ſo unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichteriſchen Genies, und dieſen ſelbſt geradezu aus dem Begriff der Menſchheit ableitete. Einer ſolchen Tiefe und Conſiſtenz könne ſich kein bisheriges Syſtem der Aeſthetik rühmen, ja es ſei das größte Wort, was je über die Poeſie geſagt worden, daß ſie beſtimmt ſei, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben. Er ſtimme in alle Urtheile, die Schiller fälle, gänzlich mit ihm überein; einige ſeien in der That außerordentlich gelungen, vor allem die Beurtheilung Klopſtock's und Göthe's. Voltairen habe auch er nie einen eigentlichen Geſchmack abgewinnen können, und über Ardinghello habe er ſich ſchon in Göttingen lebhaft mit Schlegel geſtritten. Von den einzelnen Ideen dünkt ihm der von Schiller aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen muſikaliſcher und plaſtiſcher Poeſie beſonders fruchtbar; er fühlte ſich dadurch auch in ſeinen Betrachtungen über griechiſche Dichtung gefördert.

Nur Einen Einwurf erhob er, und mit dieſem traf er zugleich den weſentlichſten Mangel der Theorie des Freundes, ja dieſe würde durch Beſeitigung dieſes Mißſtandes erſt ihre Vollendung und in Folge davon wahrſcheinlich die allgemeinere Aufſchrift: „über antike und moderne Dichtung“ bekommen haben. H. erinnert nämlich, daß nicht blos (wie

auch Schiller annimmt) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter ſich befinde, ſondern daß auch die naiven Dichter ſchon im hohen Grade ſentimentaliſch ſeien, daß ferner die ſentimentalen Dichter, der Form nach, auch naiv ſein müſſen, da ſie ihre Idee eben auch zu individualiſiren verpflichtet ſeien. Er greift dann beſonders die Stelle an die mit der Unterſcheidung der abſoluten Darſtellung und der eines Abſoluten ſchließt. „Hier bin ich zwar," ſagt er, „mit Ihnen ganz einig, daß der naive Dichter den Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, ſo wie der ſentimentale vielmehr alle Gränzen des ſeinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht ſagen, daß die naive Poeſie blos der Form nach, die ſentimentale [blos] der Materie nach ein Unendliches ſei." Der naive Dichter, und ſelbſt Homer, hat ſo gut ein Ideal in ſich, wie der modernſte, aber weil er es nie abgeſondert gedacht hat, ſondern es noch in der Natur findet, die ihn umgiebt, ſtellt er es auch in der ſinnlichen Geſtalt dar, wie es ihm in den Gränzen der Natur erſchien. Im ſentimentalen Dichter iſt die Abſonderung des Ideals von der Wirklichkeit vor ſich gegangen, er hat alſo ein Unendliches der Materie nach, aber er muß doch auch dieſes Ideale individualiſiren, ſonſt hört er ſogar auf, Dichter zu ſein. Ganz einſtimmend mit Humboldt, hat ſchon Hoffmeiſter[7]) erklärt, daß beide Dichtungen nicht der Art, ſondern nur dem Grad und der Zeit nach verſchieden ſind. Die alte Poeſie mag mehr real, die neuere mehr ideal ſein, die Darſtellung muß hier wie dort anſchaulich und individuell ſein, d. h. ſie muß das geiſtige Menſchenleben, dieſes eigentliche Objekt aller Dichtkunſt, dem innern Sinn vorführen. Dann, aber

---

7) Man vergleiche deſſen vortreffliche Entwicklung, a. a. O. III. 74—91.

nur dann, wenn sie auch naiv ist, kann man die sentimentale Dichtung für eine höhere Stufe, ja für den Gipfel der Poesie ansehen, und sie wird diesem Höchsten der Kunst da am nächsten kommen, wo sie, wie es bei Shakespeare und Göthe der Fall, beide Vorzüge in eminentem Grade vereinigt. Es liegt klar am Tage, daß der Irrthum, in welchen Schiller's Theorie verfiel, auf seiner eignen Dichtungsweise ruht und mit allen zusammenhängt, was man an dieser tadeln kann. Vom Dichter Schiller wurde auch Humboldt fortgerissen, gegen den Theoretiker kann er schon entschiedner Stand halten, Schiller vertheidigte zwar seine Darstellung gegen diese Humboldt'schen Einwürfe, aber es glückt ihm nicht, uns für seine Ansicht zu gewinnen. Sie ist durchaus irrig.

Aber auch Schiller entfernte sich mehr und mehr aus seinen Abstraktionen, während Humboldt von diesen Erörterungen nicht abläßt. Er verhandelte nunmehr die Frage, in wie fern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage? und wiederholte den Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und geistigen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwickelung seiner Individualität bestehe." Ernstlich und nachdrücklich nahm er das Individuelle, das Charakteristische gegen das einförmig Allgemeine in Schutz, eine Richtung, die bei ihm, wie wir wissen, nicht neu war, jetzt aber um so wirksamer wieder hervortrat, um gewisse ästhetische Einseitigkeiten, die eignen, wie die des Freundes, zu bannen. Schiller erklärte auch, nach kurzem Bedenken, daß diese Idee von einer unabsehbaren Consequenz für alles Moralische und Aesthetische sei, und wünschte, H. möchte dieselbe in einer ausführlicheren Charakteristik der griechischen Götterideale, wozu er in den Horenaufsätzen schon den Anfang gemacht hatte, weiter nachgehen.

Schiller's Mittheilungen bezogen sich von nun an fast nur auf seine poetischen Vorhaben. Ein Hauptplan, mit dem er sich damals noch trug war eine Art Fortsetzung des „Reiches der Schatten“: die Vermählung des Hercules mit der Hebe, die er als Idylle behandeln wollte. Diesen Plan, bei dem es dem Dichter mit Recht schwindeln konnte, kündigte er dem Freunde in Tegel als ein Höchstes an, das er, gleichsam als Abschluß der Ideendichtung, wagen wolle. Hier blieb es aber auch beim Plane. Die Xenien nahmen ihn bald ganz in Anspruch, und auch von diesem, dem ersten mit Göthe begonnenen Unternehmen, gab er (4. Jan. und 1. Febr. 1796) dem Freunde vertrauliche Kenntniß. Anfangs wollte er sogar, daß Dieser und Körner die vorhandene Epigrammenmasse sortiren und etwa ein Drittel für den Almanach ausleſen sollten. Noch im Sommer[8]) hatte er die Absicht, H. die Xenien wenigstens im Manuskript zukommen zu lassen, ohne daß diesem daraus eine Spur werden sollte, wer der Verfasser jeder einzelnen sei. Aber auch daraus wurde nichts; eine nähere Mitwissenschaft hätte hier auch wirklich manches Unangenehme gehabt. — Während dieses halbpoetischen Zwischenspieles faßte Schiller schon ernsthaft den Entschluß, auf die Bahn zurückzukehren, auf welcher er schon in früher Jugend so viel geleistet und die ihm Humboldt so dringend empfohlen hatte — zur Tragödie. Nur im Gegenstande ging er von H.'s Votum ab, denn er wählte nicht die Maltheser, sondern Wallenstein, und legte schon, nicht nur durch diese Wahl, sondern zugleich durch ganz entschiedene Erklärungen gegen seinen bisherigen Rathgeber, an den Tag, daß er es jetzt auf eine viel realistischere Behandlung, viel feinere Charakterdarstellung und einen entschiedeneren Wettkampf mit Göthe ab-

8) Schiller's und Göthe's Briefw. II. 68 (27 Juni).

gesehn habe, als H. nur irgend erwartet haben mochte. Wie sehr war Schiller unter diesen Verhandlungen fortgeschritten! Der Brief vom 21. März gehört zu dem Besten, was er jemals über sich selbst gesagt hat. Bis zu H.'s Rückkehr nach Jena hofft er mit dem Plane ziemlich zu Stande zu sein, womit die interessanteste Unterhaltung schon im Voraus verkündet war.

Mit Göthe war auch schon ein Briefwechsel im Gange. „Göthe," sagt Humboldt im Dec. 1795 zu Schiller, „leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen." — Schiller hatte, gleich im ersten Briefe nach H.'s Abgang von Jena, diesem den Plan des Faust exponirt, wie ihm Göthe denselben mitgetheilt. Auf diesen Brief, den wir schmerzlich vermissen, erwiedert Humboldt: „Für die ausführliche Nachricht von Göthe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer; Schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird." Wir wären begierig zu wissen, wie er (1838) die dennoch bewirkte Ausführung angesehen haben mag? — Von Göthe's Dichtungen dieser Zeit gewährten ihm, nächst dem Meister, besonders die Beiträge zum Schiller'schen Musenalmanach, zwar nicht gleichen, der „Besuch" und die „Meeresstille" aber, so wie die Venetianischen Epigramme um so größeren Genuß. Die letztern las er mit wiederholter Freude. „Sie zeichnen den Göthe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen." Das Mährchen (am Schlusse der Unterhaltungen der Ausgewanderten) hielt er für ganz vorzüglich, und es ärgerte ihn, daß die Leute für ein leichtes schönes Spiel der Phantasie so wenig Sinn haben. „Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich

von dieſer Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, iſt behend und artig gewandt, und verſetzt die Phantaſie in eine ſo bewegliche, ſo oft wechſelnde Scene, in einen ſo bunten, ſchimmernden und magiſchen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutſchen Schriftſteller ſonſt etwas geleſen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme." (H. an Sch., 20. Nov. 95). — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alexis und Dora. Göthe theilte das Belobungsſchreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er ſagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem ſchmalen Wege, auf dem ich wandle, deſto vorſichtiger zu ſein." Schiller fand, daß H. ſehr viel Wahres über das Gedicht geſagt habe. Einiges ſchien er ihm jedoch nicht ſo empfunden zu haben, wie er ſelbſt es empfand. So ſei die treffliche Stelle: „Ewig ſagte ſie leiſe" — nicht ſowohl ihres Ernſtes wegen ſchön, der ſich von ſelbſt verſtehe, ſondern weil das Geheimniß des Herzens in dieſem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit ſeinem unendlichen Gefolge, herausſtürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt," ſagt Schiller noch, „verlieren ſich in dem ſchönen Genuß des Ganzen; indeſſen möchte doch einige Rückſicht darauf zu nehmen ſein, und ſeine Gründe ſind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und ſo iſt es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich etwas ſpielend, wenn man es ſtrenge nehmen will; und ſtrenge nimmt man es gern mit Ihnen." Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der erſten Publikation deſſelben das Anſtößige entfernen; den etwas ſpielenden Gegenſatz hat er doch ſtehen laſſen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieſer Zeit machen ſich, wie wir ſchon angedeutet, mehr Plane und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinah nur für Schiller! Doch auch die Vorſätze ſind intereſſant genug, und wir berühren ſie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Voſſens Louiſe zum Gegenſtand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich ſollte es ein kleiner Horenaufſatz werden. Schiller fürchtete faſt, ſie würden bei dieſer Materie, die er im Aufſatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde ſich gern auf das Gebiet der Idylle beſchränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, ſeine „Grille" von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutſchen ins Licht zu ſetzen. Es wurde aber ſo wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieſes Werk in der Allg. Litteraturzeitung geſagt würde. Schiller wollte ſie, da ſie in ihren kritiſchen Grundſätzen ſo ſehr harmonirten, als die ſeinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn ein Horenaufſatz daraus entſtanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) ſogleich ſehr treffende Anſichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm ſchon längſt über die epiſche Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erſt Luft, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunſch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,[1]) etwa in einem Aufſatz für Gentz's Monatſchrift ins Publikum ſchicken. Er machte den Vorſchlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte alſo doch der Erklärung, ſelbſt für die beſſere Leſerclaſſe!

H., obschon nicht abgeneigt, fand es sonderbar als Commentator Schiller's auftreten zu sollen. So unterblieb es zuletzt.

Ernstlicher wurden die Pläne und Arbeiten gehegt, die auf das Alterthum Bezug hatten. Zwar, was er aus Aristophanes übersetzte, blieb nur Bruchstück, so wie sich auch später Schiller noch an einem allerliebsten „Fragment" ergötzt, das H. dagelassen hatte und das auch Göthen mitgetheilt wurde.[3]) Seit dem Spätjahr 1796 aber trug H. sich mit der Idee, in einem besondern Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes mit wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Er hatte, wie er selbst sagt (Br. an Sch. 6. Nov. 1795) damals fast sämmtliche griechische Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt gelesen. Das Thema war eigentlich eine Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, traf also beinahe mit dem Hauptheile des Werkes zusammen, das er sich vor Jahren zu liefern vorgesetzt hatte.[3]) Um aber nicht gleich etwas zu Großes zu beginnen, wollte er zunächst nur den dichterischen Geist der Griechen vornehmen und damit es nicht werde wie mit dem Horenaufsatz, der auch, statt eine Reihe projektirter Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen, wollte er diesmal zuerst an den beschreibenden Theil gehen und die Resultate nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenziehen. Und ob zwar eigentlich die epische Poesie vorangehen sollte, beschloß er doch, weil vom Homer gerade jetzt so viel gesprochen sei, mit der lyrischen anzufangen. Da habe er auch das meiste vorgearbeitet. Dieser Theil solle wieder in drei Hauptmassen zerfallen, und Pindar die Grundlage

2) Briefw. zw. Sch. u. G., III. 52—53. 60.
3) Siehe oben S. 229.

bilden. Auch auf die römischen und neuern Hauptdichter werde in Contrast und Aehnlichkeit Rücksicht genommen werden. Die Hauptschwierigkeit bleibe immer die philosophische Theorie der Dichtwerke, die weder in den Köpfen der Leser, noch in Büchern bestimmt vorhanden sei, die man zum Theil erst auffinden und dann auf ungezwungene und präcise Weise der Arbeit einflechten müsse. In diesem Theile sei ihm aber durch Schiller schon unglaublich vorgearbeitet. Schiller nahm diesen H.'schen Vorsatz mit großer Freude auf, auch der Horen wegen, und trieb, indem er sofort einzelne Vorschläge und Winke beifügte, lebhaft zur Ausführung an. Schwerlich aber dürfte mehr als eine Schilderung Pindars ausgearbeitet worden sein. Zum Druck gelangte nichts davon; wir müssen die einzelnen herrlichen Schilderungen, die sich in seinen Schriften zerstreut finden, als einigen Ersatz betrachten, der freilich nach dem Ganzen nur desto lüsterner macht.

Nicht sowohl den Plan einer eignen Arbeit, als vielmehr den Stoff zu einer ganzen Reihe Aufsätze Mehrerer entwickelte H. in seinem merkwürdigen Schreiben an Schiller vom 2. Febr. 1796. Es schien ihm jetzt, gegen das Ende eines Jahrhunderts, an der Zeit, Rechnung über die Fortschritte zu halten, die der menschliche Geist und Charakter gemacht hatte, und die er erst noch machen müsse. In diesem Sinne breitet er, nur so gelegentlich, gleich die Grundgedanken einer Philosophie der Geschichte aus, indem er von dem Satz anhebt, daß aus der ganzen Geschichte der Menschheit sich ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters ziehen lasse, zu welchem alle Jahrhunderte und Nationen mitgewirkt haben. Dieses Bild sei eigentlich das Höchste, was den Menschen, als denkendes und freihandelndes Wesen, interessire, das letzte Resultat all unsers Denkens und Thuns, und für den Menschen, der blos seiner Bildung lebe, der eigentliche Zweck aller Thätigkeit. All sein Streben müsse

darauf gerichtet sein, dieses Gesammtbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen und daraus praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Wolle man in solcher Weise auf das letzte Jahrhundert zurückblicken, so würde man nach allen Richtungen hin den reichsten Stoff zur Untersuchung finden. Der baarste Gewinn lasse sich diesmal im Reiche der Wissenschaften aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müsse man mehr die einzelnen Künstler und Menschen aufführen, die durch die That den bisherigen Begriff erweitert hätten, z. B. nachweisen, von welchen neuen Seiten Schiller die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete Göthe sei u. s. w.

Am Schlusse dieses herrlichen Briefes zieht er noch eine der Ideen hervor, die er sich selbst aus dem Gesammtbild der Menschheit schon lange entnommen hatte, einen Gedanken von weitaussehender Entwickelung und Anwendung, der uns so recht in die Mitte des Humboldt'schen Ideenlebens versetzt „Es gibt," sagt er, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in blos ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade dies zeichnet auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien

Thätigkeit zu vermehren. Mich ſelbſt, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach dieſen drei Rückſichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menſchen umherwirft.“

Dem Druck übergab er während dieſer Zeit: 1) die Ueberſetzung von Pindars vierter Pythiſcher Ode, nebſt Einleitung und Anmerkungen.[1]) Er hatte ſie ſchon in Auleben gemacht,[2]) und überließ ſie, da er nicht mehr daran dachte, den Pindar ganz zu überſetzen, Gentz, auf deſſen Andringen, für die Neue deutſche Monatsſchrift, Nov. 1795.[3])

2) Eine Beurtheilung des Schillers Muſenalmanachs für 1796. Sie ſteht in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom 31. Mai 1796. Es war billig, daß er, der ſo viel für das Gedeihn dieſes Almanachs gethan hatte, nun auch als Recenſent deſſelben auftrat. Welch' herrliche Zeit, die damalige, wo Schiller einen Almanach herausgab, Göthe das Beſte beiſteuerte, was er bieten konnte, und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich recenſirte! Die Kunde, daß Letzterer der Verfaſſer dieſer Beurtheilung war — es iſt nämlich der einzige Schiller'ſche Muſenalmanach, der in A. L. Z. beſprochen wurde! — beruht allerdings nur auf einem beiläufigen Zeugniß A. v. Chamiſſo's.[4]) Allein es bedarf wohl auch einer weiteren Beglaubigung nicht, da der Inhalt der Recenſion kenntlich genug für Humboldt's Autorſchaft ſpricht. Die darin enthaltenen Ur-

1) Am Schluß machte er auf eine Darſtellung der Pindariſchen Sylbenmaße Hoffnung. Hermann und Böckh kamen ihm in dieſer Arbeit zuvor.

2) S. oben S. 242—43.

3) Jetzt in den geſ. Werken, II. 297—328.

4) S. Varnhagen's Denkw. IV. 273.

theile stimmen nämlich fast durchgängig und einige Mal beinahe wörtlich mit den Aeußerungen überein, die er schon in den Briefen an Schiller abgegeben hatte. Nur gestehe ich gern, daß mir die brieflichen Urtheile lieber sind, sie sind keck und frei, die muthigen Kinder augenblicklicher Eingebung; in der Recension ist er zu rücksichtsvoll, selbst gegen die kleinen Geister, und es scheint sogar, als wenn er noch eine gewisse Scheu gehabt, das öffentlich zu besprechen, was er kurz zuvor im Verkehr mit den großen Dichtern mündlich oder schriftlich berührt hatte. Unter den Beiträgen Schiller's rühmt er natürlich die „Macht des Gesangs" am meisten, unter den Göthe'schen gibt er dem „Besuch" den Vorzug, der „von der feinen Empfindungsweise des Dichters den reinsten Abdruck angenommen habe." Zuletzt bespricht er das „Köstlichste der ganzen Sammlung," Göthe's feine Gedankenspiele, die „Epigramme aus Venedig." „Jeder schöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche des Dichters erzeugt, ist hier durch Zauberei in das angenehmste Farbenspiel verwandelt, woran sich das Auge des Kenners nicht genug ersättigen kann." Nachdem er eine Anzahl der schönsten Stücke herausgegeben, einige auch als minder gelungen bezeichnet hat, spricht er noch besonders von der rhythmischen Schönheit dieser kleinen Gedichte, „welche unsrer Sprache griechischen Wohllaut geben müßten, was auch der Verfasser in seinem 29. und 76. Epigramm mit Recht von ihrer Sprödigkeit sage."

Da Humboldt diese Gegenden bald auf längere Zeit zu verlassen gedachte, machte er im Sommer (1796) noch einen kurzen Ausflug in das nördlichere Deutschland. Schiller war darüber verwundert. „Humboldt", schreibt er 8. Aug. an Göthe, „hat eine große Reise nach dem nördlichen

Deutſchland bis auf die Inſel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck beſuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht begreifen, was ihm auf einmal ankam, ſich dorthin in Bewegung zu ſetzen.“ — Das Intereſſe, welches ihn dahin zog, liegt ſo fern nicht.[1]) In Hamburg wohnte Klopſtock, in Eutin Voß — alſo diejenigen, welche, von ihren ſonſtigen Verdienſten abgeſehen, grammatiſche und metriſche Studien unter uns begründeten, und von denen der Letztere die höhere Ueberſetzungskunſt ins Leben gerufen hatte.

Ueber den Erfolg der Reiſe ſchrieb H. ausführlich an Wolf (20. Sept.).[2]) Er war mit ſeiner Frau fünf Tage in Eutin geweſen und den ganzen Tag bei Voß. „Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen.“ Voß litt nur ſehr am Ohrenſauſen, was die Unterhaltung ein wenig ſtörte. Ihre Geſpräche berührten vor allem die Ueberſetzungskunſt, namentlich das Kapitel über Sprachneuerungen,[3]) außerdem aber die Wolf'ſche Hypotheſe über Homer.[4]) „Ich habe“, ſagt H. in obigem Schreiben, „mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Sprachneuerungen bin. Ich bin über nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und dies iſt nicht leicht. Wenigſtens iſts nicht leicht, bis es einem ge-

1) Siehe S. 246—47.
2) Siehe den Brief bei Varnhagen, Denkw. IV. 310 ff.
3) Vergl. oben S. 250.
4) Siehe oben S. 235.

lingt, in den Mittelpunkt seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und, ich möchte sagen, poetischer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte. . . . Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck hat auf uns Voß' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Wortes brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig."

Auch Klopstock war damals höchst angelegentlich mit Wolf's Prolegomenen beschäftigt. Schade, daß H. nichts Weiteres über dessen Persönlichkeit und diesen Besuch beifügt. Daß die grammatischen Studien der Hauptgegenstand der Unterhalung waren, deutet Klopstock selbst in einem demnächst zu erwähnenden Briefe an.

Humboldt's Besuch hatte diesen nordischen Geistern große Freude verursacht. Bei Voß war er zugleich mit Spalding, dem Berliner Philologen, eingetroffen: „Spalding", so schreibt Voß 2. Okt. (96) an F. A. Wolf, „war unter den zahlreichen Besuchern, die mich diesen Sommer bald erfreuten, bald beschwerten, mit dem trefflichen Humboldt und seiner geistreichen bescheidnen Frau, mit einer der köstlichsten. So wahrhaft! so theilnehmend! so voll Liebe für einen Gegenstand, den er einmal auswählte."[5])

Schon im J. 1794 waren Klopstock's „grammatische Gespräche" erschienen, im J. 1797 erschien unter dem Titel: „Fragmente" eine Fortsetzung derselben. Wie willkommen mochte ihm in dieser Zeit ein Mann wie H. erscheinen! Welche interessante Unterhaltungen konnten sie über den Genius der griechischen und deutschen Sprache führen! Den 9. Mai

5) Briefe von Joh. H. Voß. Her. v. Abr. Voß. B. 2. Halberstadt, 1830. S. 234—35.

des folgenden Jahres (97) fügte Klopstock, der bekanntlich wenig correspondirte, einem Schreiben an Böttiger in Weimar, der damals den Mittelsmann zwischen ihm und Wieland machte, zugleich einen Gruß an Humboldt bei. „Ich habe", schrieb er, „den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie sind nahe Nachbarn, und so sehen Sie sich wohl.[6]) Ich bitte Sie, ihm die überschickten Zusätze zu den grammatischen Gesprächen zu schicken. Fragen Sie ihn, den scharfen Forscher, in jeder Sprache zugleich, ob er etwas in der griechischen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen sei: daß unsere Sprache durch das Wörtchen aus und seine Stellung sagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen?" Ganz Klopstock! H. mag wohl erwiedert haben, daß die griechische Sprache Ausdrücke habe, die unserem „Auskrähen" und „Ausbellen" ganz analog seien.[7])

Göthe war sehr begierig zu erfahren, was für Nachrichten von dieser Reise eingehen würden, und vielleicht zu hören, wie Graf Stolberg, der kürzlich das bekannte Auto da Fe mit Wilhelm Meister vorgenommen hatte, sich mündlich geäußert haben möge. H. sparte aber seine Novitäten für die mündliche Unterhaltung auf, so daß Schiller (23ten Okt.) nur so viel melden kann: „Stolbergen, schreibt H., habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen."

---

6) Zwischen Humboldt und Böttiger fanden gewiß nur sehr äußerliche Berührungen statt. „Böttiger", sagt H. einmal in einem Briefe an Wolf, „hat kürzlich eine Abhandlung bei Göthe gelesen, die ein wahres Böttigerisches Meisterstück sein soll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomenen, voller Blumen und Schnörkel."

7) Mitgetheilt in K. A. Böttiger's Aufsatz: Klopstock und Wieland. Bruchstück aus Wieland's Denkwürdigkeiten vom J. 1797 — im deutschen Museum von Fr. Schlegel, B. 4, 1813, Juli.

Der Gesundheitszustand von Humboldt's Mutter mochte sich inzwischen etwas verbessert haben, wenn er auch keine Dauer versprach. H. entschloß sich, nun wieder nach Jena zu gehen und meldete den Freunden, die ihn längst erwarteten, daß er Anfang November daselbst eintreffen wolle. „Auf Humboldt's Ankunft", schrieb Göthe (19. Okt.) an Schiller, „freue ich mich recht sehr. Sobald er da ist, besuche ich Sie wohl einmal, wenn es auch nur ein Tag ist." Und sendet für ihn, wie zum Empfang, indeß den eben erschienenen letzten Theil des Wilhelm Meister. Worauf Schiller erwiedert: er freue sich auch darauf, wieder eine Weile mit Humboldt zu leben. (23. Okt.)

Ehe H. von Berlin abreiste, war schon der *Xenien-Almanach* daselbst verbreitet worden. „Humboldt" — schreibt Schiller in demselben Briefe an Göthe — „ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Menschen kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine litterarische Hatze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch, und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Gentz, einen großen Respekt; aber eine Auseinandersetzung unsers beiderseitigen Eigenthumes an diesen gemeinschaftlichen Produktionen findet er sehr schwer."

Frau v. Humboldt, mit den Kindern, langte etwas

früher in Jena an. Er ſelbſt blieb noch einige Tage bei Wolf in Halle, und wäre beinahe mit Reichardt, dem in den Xenien ſo ſchrecklich Gegeißelten, in Jena eingetroffen; wenn er ſich ihm nicht mit Liſt entzogen hätte. Göthe, der beſten Humors war, erwiedert auf alle dieſe Nachrichten: „Es iſt luſtig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausſieht.“

Den 1. Nov. traf H. in Jena ein. Schiller meldet es ſogleich dem Genoſſen in Weimar. „Er freut ſich gar ſehr auf Sie. Er iſt wohl und heiter, ſeine Frau aber, die ſchwanger iſt, befindet ſich nicht zum beſten.“ Nun konnte H. ausführlicher von dem gewaltigen Aufſehen, das die Xenien in Berlin wie in Halle hervorgebracht hatten, erzählen, Urtheile und Vermuthungen Einzelner berichten, und ſomit einen unendlichen Stoff der Ergötzung und Unterhaltung liefern; dagegen ihm die Freunde manche Einzelheit aufhellen mochten, die auch der Eingeweihte ſo leicht nicht errathen konnte.

Von dem Erſcheinen der Xenien datirt ein neuer Cenſus in unſrer Litteratur. Es war gleichſam der Schutt hinweggeräumt, der die gediegenſten Standbilder den Augen der größeren Maſſe entzogen hatte. Schiller und Göthe hatten ein weithin dröhnendes Signal ihrer Verbindung gegeben; die ſchwachen und platten und obſkuren Geiſter ſpritzten noch einmal, plump oder giftig, ihren Unmuth von ſich, aber ihre Herrlichkeit ging zu Ende. Allerdings war dabei manches gar zu verletzende Wort gefallen und mancher Edle auch hatte einen Schlag bekommen. Auch die Duumvirn bekamen manches Bittre zu hören, ſo daß ſie im erſten Tumult ſich jedes achtungswerthen Beifalls doppelt erfreuen mußten. Beide Humboldt, Wolf, Körner, ſelbſt einige der ältern Generation, wie Bieſter, Klein ꝛc. erklärten ſich beifällig;

dem romantiſchen Nachwuchs war es ohnehin ein erwünſchter Vorgang. Dieſer Umſchwung war inſonders Göthen erfreulich; um dieſe Zeit war es, wo er Schillern ſchrieb, wie erquicklich ihm in ſeiner jetzigen Lage das innige Verhältniß zu Körner und Humboldt ſei (12. Nov.).[1] Er habe zwar keine Hoffnung, in der erſten Zeit von Weimar abzukommen. Und doch komme er vielleicht einen Tag, um Humboldts zu begrüßen, und manches zu beſprechen.

Göthe trug nämlich noch etwas Andres am Herzen, was er Humboldt mittheilen wollte und wofür er deſſen Theilnahme abſonderlich wünſchte. Er hatte auf dem Gipfelpunkt ſeiner Künſtlerreiſe, gleich nach Beendigung des Meiſter, zur Ueberraſchung der Freunde, wieder ein neues Werk begonnnen — das epiſche Gedicht Hermann und Dorothea. Drei Tage nach obiger Begrüßung des Ankömmlings ſchreibt er an Schiller: „Die drei erſten Geſänge meines epiſchen Gedichts ſind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeſchrieben. Ich freue mich darauf, ſie Humboldts gelegentlich vorzuleſen.“

Vom Nov. 1796 bis Ende April des nächſtfolgenden Jahres dauerte Humboldt's zweiter Aufenthalt zu Jena. In der beſchriebenen Weiſe ging das Leben fort. Schiller's Schwägerin, die eine Reihe Jahre in Schwaben verbracht hatte, kam endlich auch wieder in die Nähe der Freunde. Sie heirathete Schiller's Jugendfreund, W. v. Wolzogen, der jetzt als Kammerherr in Dienſte des Herzogs von Weimar trat. Im Humboldt'ſchen Hauſe fand ſich bald noch ein Dritter ein, der brandenburgiſche Edelmann Wilhelm von Burgsdorf (bekannt als Freund und Gönner Tieck's). Er war auch Humboldts ſehr befreundet, und jetzt eine längere Zeit ein Mitgenoſſe ihres dortigen Lebens. Er hat

---

1) Siehe S. 342.

einer Freundin (Rahel) in Berlin von diesem Zusammenleben umständlich Kunde gegeben. Diese Briefe[1]) sind auch für uns von Interesse. Schon im November war er in Jena eingetroffen. Wir übergehen, was er, als eifriger Verehrer der Frau v. Humboldt, von deren Liebenswürdigkeit sagt, und entheben nur Folgendes.

„Ich logire hier im Hause," schreibt er, „ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde sehr hübsch gehalten. Sehr schönes silbernes Waschgeschirr, seidne Bettdecken, so geht es mir." Dann beschreibt er das Zusammenleben mit Schiller, eine Schilderung, die wir schon (S. 358) gelesen haben. „Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Possen getrieben und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag ist man meist allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübsche Zeitabschnitte im Nachmittage. Zum Thee kommt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen." Und am Abend sind sie wie immer bei Schillern.

„So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuern Mutter in Berlin gebetet zu haben — als plötzlich gestern (20. Nov.) die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging sogleich weiter an Alexander Humboldt [nach Bayreuth]; auf den kommt es an, ob Humboldt jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich darauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab [auf kürzere Zeit], und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebst sein. Göthe sehe ich wahrscheinlich noch

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 113—18.

nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Coadjutor zu sehen. Ende der Woche sind wir wieder zurück."

Die Reise nach Berlin wurde jetzt nicht angetreten, der Ausflug nach Erfurt aber ging wirklich vor sich. Schon auf dem Hinweg sprach H. bei Göthe ein; und zur Zusammenkunft auf der Rückreise lud Göthe auch Schiller und dessen Frau ein. Dieser aber, über Wallenstein brütend, konnte nicht kommen. Am 30. Nov. berichtet ihm Göthe: mit Humboldts habe er gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, dabei auch bis gegen Mittag die Hoffnung unterhalten, ihn bei sich zu sehen.[2]) Die Schlußdebatten über Wilhelm Meister waren eben der Gegenstand regster Unterhaltung.[3]) Ende November waren Humboldts von dieser kleinen Reise zurück.

In der nächsten Zeit gewährten dem Weimar-Jenaischen Kreise zwei ausländische Geisteswerke, die eben ans Licht getreten waren, spezielles Interesse: Diderot's, für den Dichter und Kunstforscher überhaupt so gehaltreiche, „Versuche über die Malerei" und die Schrift der Frau v. Staël „über den Einfluß der Leidenschaften", welche letztere Göthe im Auszug für die Horen übersetzen wollte. Er bat dieserhalb Schiller und Humboldt, das Werk mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und anzustreichen. Seine Auswahl erhalte dadurch eine schnellere Bestimmung.[4])

Im Januar 1797 ward Frau v. Humboldt von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Theodor erhielt.

---

2) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 267, 269, 270, 275.
3) Siehe oben S. 371—73.
4) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 282—3.

Die Wöchnerin war sehr leidend. Gleich zu Anfang des Jahres langte endlich Alexander v. H. bei den Seinigen an und blieb bis zum Frühjahr bei ihnen. Er war schon ganz erfüllt von den Plänen zur großen westindischen Reise. Zu diesem Zweck vervollständigte er, während des Jenaer Aufenthalts, seine Kenntniß in praktischer Anatomie, hörte (mit dem Bruder) ein eignes Privatissimum bei Loder und arbeitete täglich 6—7 Stunden auf dem anatomischen Theater. Außerdem war er immer mit galvanischen Versuchen beschäftigt, und vollendete hier ein Werk über den Muskelreiz. Freiesleben, der ihn damals besuchte, und dem wir obige Nachrichten verdanken,[5]) erinnert sich eines sehr lehrreichen Abends, wo beide Brüder Humboldt und Göthe sich unter anderm über zoologische Präparate mit großem Interesse unterhielten.

Schon Mitte Februar besuchte Göthe den Freundeskreis in Jena, Ende des Monats kam er wieder dahin und blieb diesmal bis Anfang April. Hier beendigte er sein episches Gedicht. W. v. Burgsdorf, der im April abermals nach Jena kam, schrieb an Rahel:[6]) Göthe sah ich hier noch als ich ankam, und hörte ihn aus seinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" lesen.

Humboldt begleitete Göthe zurück und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Wir haben", schreibt Letzterer (8. April) an Schiller, „über die letzten Gesänge [des Hermann] ein genaues prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich war gereinigt."[7]) Und am 15., als H. schon wieder

5) A. a. O.

6) Bei Varnhagen, a. a. O., S. 117.

7) Schon am 18. Febr. schrieb er Schillern: „Ich wage es endlich, Ihnen die drei ersten Gesänge des epischen Gedichts zu schicken; haben Sie die Güte es mit Aufmerksamkeit durchzusehen, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um diesen Freundschaftsdienst. Geben Sie Beide das Manuskript nicht aus der Hand und lassen Sie mich es bald wieder haben."

zurückgegangen war, schreibt er wieder: er sei noch mit dem Ausfeilen der fünf letzten Gesänge beschäftigt, und benutze nun besonders Freund Humboldt's prosodische Bemerkungen.

Gleich nach der Rückehr erlitt H. wieder einen Anfall des kalten Fiebers, das er vor zwei Jahren gehabt hatte. Auch das zweite Kind wurde davon ergriffen, so daß jetzt von der Humboldtischen Familie einmal alles, bis auf das Mädchen, krank war. „Und doch", schreibt Schiller,[8]) „spricht man noch immer von nahen großen Reisen." Wirklich gedachten beide Brüder, nach einem Aufenthalt in Berlin, lang projektirte größere Reisen anzutreten, Alexander zunächst nach Spanien, dann nach dem neuen Continent, Wilhelm, mit seiner Familie, nach Italien. Der letztere studirte schon eifrig dahin bezügliche Werke, die ihm besonders Göthe zu Handen schaffte.

Diesen besuchte er gegen Ende Aprils nochmals in Weimar. Darnach schreibt Göthe (26. April) an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden."

Der geistige Verkehr in Jena hatte sich wo möglich noch gesteigert. Humboldt fand die alten Bekannten wieder, und neue Verhältnisse gesellten sich hinzu. Unter den jungen Docenten erscheint nun auch der bekannte Linguist Vater. H. lernte ihn wohl schon damals kennen, doch erst später traten sie in näheres Verhältniß. Die interessantesten Personen aber, die jetzt das Jenaer Leben bereicherten, waren unstreitig die Gebrüder Schlegel. Der ältere Schlegel

8) An Göthe, 14. April 97.

hatte sich im Jahr 1796 daselbst niedergelassen, und auch der jüngere kam jetzt als Gast dahin, und auch diesen lernte H. nun persönlich kennen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, wie nahe sich diese Brüder und unser Humboldt berührten.[1]) Damals besonders in ästhetisch-litterarischer, später auch in linguistischer Beziehung. Wie hätte H. die umfassende litterarische Bildung dieser Geister, der besonnene Blick des ältern, die reiche Empfänglichkeit des jüngern Bruders nicht das bedeutendste Interesse einflößen sollen! Sie waren es, die die Dichtung Göthe's, die Forschung Schiller's und mittelbar Humboldt's eigne Forschungen in weite Kreise verbreiteten; sie hatten jene Kampfeslust, womit man das Publikum aufrüttelt; sie waren in gewissem Sinn der Schlußstein einer Epoche, die mit Kritik begonnen hatte und mit Kritik endete. Indem sie aber das schon Errungene erweiterten und ergänzten, stellten sie freilich auch neue verwirrende Theorien und Beispiele auf, und leiteten damit zugleich den Anfang des Verfalls und das Entstehen einer schwächlicheren Litteratur ein. In der Epoche, wo sie jetzt standen, erschienen sie noch als Nachwuchs der Göthe-Schiller'schen Bestrebungen, erst mit dem Jahr 1798, wo sie das Athenäum eröffneten, pflanzten sie die eigne Fahne auf, und können von da an mit ihrem Doppelantlitz als Wendepunkt jener großen Litteraturperiode betrachtet werden. Allmählig machte die Freigeistigkeit, mit der sie zuerst auftraten, einem poetischen Mysticismus Platz. Nur der ältere bewahrte dabei eine gewisse Nüchternheit, die ihn von Anfang an bezeichnete und im Ganzen als den ärmeren erscheinen ließ, während der jüngere, bei allem Reichthum des Geistes, — etwa seit 1805 — in Abspannung versank und einem rohen

1) Siehe auch schon S. 36. 243. 250. 251. 255. 283—84

Autoritätsglauben anheimfiel. So daß der minder Geniale, wie es manchmal geht, bei weitem mehr geleistet hat.

Mit Humboldt hatten beide Brüder den überwiegend kritischen Geist, bei geringer eigentlicher Schöpferkraft, gemein, nur daß H. nie als Dichter gelten wollte, nie so große Ansprüche mit seinen Fähigkeiten erhob. Gemein hatte er ferner mit ihnen eine ästhetische Einsicht, wie sie Wenige ihrer Zeitgenossen erreichten, nur daß sich in H. damit eine Energie des Denkens und Wollens verband, die ihn Schillern so nahe hielt wie Göthen, und daß die Geistesfreiheit, die er hatte, daneben nie in Gefahr gerieth, sondern sich durch das ganze Leben bethätigte.

Auffallend genug gingen besonders des jüngern Schlegel und H.'s Bestrebungen in damaliger Epoche (1795—97) parallel. H. nannte den jüngeren Bruder noch schlechtweg den „Griechen". Wenn er sich mit dem älteren in Ergründung ästhetischer Gesetze und der Verschiedenheit der poetischen Gattungen, so wie in Vergleichung der neuesten deutschen mit der griechischen Dichtkunst berührte, traf er mit dem jüngern theils eben darin, theils in besondern Lieblingsrichtungen, z. B. in den Forschungen über den Charakter und die Poesie der Griechen, über das homerische Epos und die griechische Lyrik, so wie im Interesse für die Wolfsche Hypothese, endlich sogar in den speciellen Untersuchungen über die Weiblichkeit bei den Griechen zusammen. In der bekannten Abhandlung „über die Diotima" (1795) trat Fr. Schlegel gegen die, welche den Griechen Sinn für schöne Weiblichkeit absprechen wollen, in die Schranken und fragte, ob der Kreis der idealischen weiblichen Göttergestalten nicht wie ein voller Kranz aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten sei. „Man sehe", sagte er, „die meisterhafte Charakteristik derselben in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen

von 1795.[2]) Seinerseits drückt wieder Humboldt in den Briefen an Schiller sein Wohlgefallen an diesem Aufsatz über Diotima aus, während Schiller, namentlich der Horen wegen, es ungern sah, daß Schlegel gerade in Fächer gerieth, die durch jenen schon hinreichend, ja besser besetzt wären.

Von dem Geist und den Talenten dieser Brüder, besonders des älteren, spricht H. stets mit ungemeiner Achtung, obwohl er z. B. schon 1795 die gar so große Vorliebe des Letzteren für Dante nicht theilen wollte, dessen Beurtheilung des Voß'schen Homer (1796), in der ihm manches wie aus der Seele geschrieben war, doch für übertrieben hielt, und die dabei dargelegten Ansichten über Homer auch nicht für stichhaltig erkannte.

Welche große Verschiedenheit aber auch in den Ansichten und in der Bahn dieser Männer später hervortrat, so erkannte Humboldt doch stets ihre Verdienste mit Bereitwilligkeit an, nannte (noch in der Einleitung zu seinem nachgelassenen großen Sprachwerk) Fr. Schlegel einen „tiefen Denker und geistvollen Schriftsteller",[3]) und drückte den Wunsch aus, daß von dem ältern Schlegel die dramatische Poesie der Indier einer eben so glücklichen Kritik unterworfen werden möchte, als das Theater anderer Nationen von dessen wahrhaft genialer Behandlung erfahren habe.[4]) Schlegel's Leistungen im Uebertragen ausländischer Kunstwerke rühmt er als durchaus musterhaft.[5]) In der That, nicht leicht war ein ausgezeichneter Mann so bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, wie Humboldt.

---

2) Fr. Schlegel's sämmtliche Werke, B. 4 (Wien, 1822), S. 130.
3) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.
4) Ebendas., S. CCLX.
5) Ges. Werke, I. 136.

Während dieses Winters (1796—97) finden wir H. zum erstenmal mit Uebertragung des Aeschyleischen Agamemnon beschäftigt, die er kurz zuvor begonnen hatte. Ein solches Geschäft eignete sich recht für eine Epoche, in der er mehr den Arbeiten seiner Freunde als seinen eigenen lebte. Wie streng er es mit den Forderungen an diese Arbeit nahm, ersehen wir aus einem Briefe, den er in dieser Angelegenheit 31. März 1797 an Wolf schrieb.[1]) Er übersendet wieder ein Stück der Uebersetzung und theilt ihm, mit einer Lauterkeit, der ich nichts zu vergleichen wüßte, pünktlich alle Urtheile derer mit, denen er außerdem das bisher Vollendete zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Wolf's Beifall wäre ihm der liebste gewesen, aber gerade der hatte zu tadeln, er vermißte noch die rechte Aeschyliſche Größe. Fr. Schlegel äußerte sich einsylbig. Schillern war die Uebersetzung noch zu schwer, hart und undeutlich. Dagegen widmete Göthe der Arbeit des Freundes ein fast tägliches Interesse und äußerte sich im Ganzen sehr zufrieden. Alle zusammen schienen den Versbau, die sauerste und, nach H.'s eigner Ansicht, verdienstvollste Arbeit nicht sonderlich zu achten. Schillern und Göthen fehle die Kenntniß, um es zu beurtheilen. Nur Wilhelm Schlegel hatte sich darauf eingelassen, und der war im Ganzen befriedigt. Wie stellte sich nun Humboldt zu diesen Urtheilen? Für's Erste, sagte er, halte er schon a priori den Tadel für begründeter, als das Lob. Aus Göthe's Beifall mache er sich so viel nicht, denn der fühle sich durch seine Arbeit beim Lesen des Originals erleichtert und sei dankbar dafür. Am wenigsten Gewicht legte er auf Schiller's Tadel, nach meinem Gefühl, mit Unrecht. Er beweise ihm blos, sagt er, daß er auf eine große Klasse Leser nicht zählen dürfe, und das

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw., IV. 313—17.

habe er vorher gewußt. Nur Wolf's Tadel habe ihn niedergeschlagen; beinahe hätte er die Arbeit und alles Uebersetzen aufgegeben. Aber er hänge noch zu fest daran, und wolle sich durchschlagen. Es war sein Vorsatz, noch bevor die Arbeit beendigt wäre, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen und sich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil er ohne solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieser Mitte aus sich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. Wenn er endlich fühle, daß er nicht mehr thun könne, dann müsse er es freilich durch einen Machtspruch für fertig erklären.

Während die allgemeine Litteraturzeitung, d. h. wahrscheinlich Schütz, der damals berühmteste Herausgeber des Aeschylos, schon 1797,[2]) bei Beurtheilung eines ähnlichen Versuchs von Süvern erklärte, dieser Süvernschen Arbeit sei zwar einiges Verdienst nicht abzusprechen, aber noch immer vermisse man den Gang und Schwung des Aeschyliſchen Versmaßes und „wenn Hr. von Humboldt uns seinen Agamemnon liefere, werde man eine große Differenz zum Vortheil des letzteren finden", — sah H. seine Arbeit lange nicht für zureichend an, fast zwei Decennien feilte er noch im Stillen daran und nahm sie nach kürzern oder längern Zwischenräumen immer von neuem vor.

Jetzt gab er Schillern von den übersetzten Pindarischen Stücken noch ein Paar zur Aufnahme in die Horen und Almanache. So steht die Uebersetzung der neunten pythischen Hymne, nebst Einleitung, im Jahrgang 1797 der Horen (B. IX. St. 2), und ein schönes Bruchstück: Die Dioskuren, aus der zehnten Nemeischen Ode, im Musenalmanach für 1798. Beide Stücke, das letztere jetzt vollständig übersetzt, finden sich im 2ten Band seiner gesammelten Werke.

2) Nr. 241, 31. Juli.

Mit regstem Eifer widmete sich H. noch einmal den Angelegenheiten seiner großen Freunde, die er nun bald verlassen soll. Seines Antheils an der Vollendung des Göthe'schen Hermann haben wir schon gedacht; dieser erstreckte sich auch über die Zeit seiner persönlichen Anwesenheit hinaus. Den 13. Mai meldet Göthe an Schiller: er habe von Humboldt einen weitläufigen und freundschaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die ersten Gesänge, die er in Berlin nochmals gelesen hatte, erhalten. Das Gedicht wurde jetzt als Almanach bei Vieweg in Berlin gedruckt. Anfang Juni sendete Göthe den letzten Gesang ab, der Verleger drängte, weil H., der den Druck überwachte, schon im Begriff stand, Berlin letztlich zu verlassen. „Ich wünsche selbst," sagt Göthe,[1]) „daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge."

Während ihm hier die Theilnahme des Freundes lieb und werth war, erschien sie ihm ein andres Mal, wenigstens in der Laune des spätern Alters, eher in ungünstigem Lichte. Gleich nach Beendigung des Hermann nämlich richtete Göthe seine Gedanken auf ein zweites episches Gedicht — auf den Stoff, aus welchem in viel spätern Jahren die Novelle „das Kind mit dem Löwen" entstand. Er theilte seine Freunden die Hauptmomente mit, und mußte von diesen alsbald hören, daß sie fürchteten, er vergreife sich diesmal im Stoffe. Den 25. April 97 schrieb ihm Schiller: „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle. Wie Sie mir zuerst davon sprachen,

1) In einem Briefe an Böttiger, vom 3. Juni 97, mitgetheilt in Böttiger's litt. Zuständen und Zeitgenossen, aus K. A. Böttiger's handschriftl. Nachlasse. B. II. (1838) S. 144.

so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung, und wie ich nun glaubte, daß diese angehen sollte, waren sie fertig." Göthe war selbst nicht im Reinen mit sich, und fühlte noch sehr richtig (27. Juni), daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen könnte. Er ließ den Stoff ganz fallen und nahm ihn erst spät wieder auf, indem er die oben genannte Novelle schuf, gleichsam als habe er durch das mittelmäßige Produkt zeigen wollen, wie richtig die Freunde geurtheilt hatten. Nichts desto weniger gefällt sich Göthe in späten Jahren, da er jene frühere Epoche schildert, es als ein Unglück anzusehen, daß er seinen Plan den Freunden nicht verhehlt habe. „Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete. Denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung entwickeln könne." [2]) Wir müssen dem alten Herrn solche Expektorationen zu Gute halten.[3]) Er gerade hat mehr denn einmal bewiesen, wie unglaublich sich auch der größte Dichter in der Wahl des Gegenstandes vergreifen kann. Es ist freilich nicht ohne Gefahr für den Dichter, die Pläne zu Dichtungen Andern vorzulegen. Hätte aber Göthe zu allen Zeiten solche Freunde und Rathgeber in der Nähe gehabt oder sie befragen wollen, er würde — von den in jeder Hinsicht mißlungenen Altersdichtungen gar nicht zu reden — weder eine Stella, noch einen Großcophta und vielleicht nicht einmal eine Eugenie geschrieben haben.

Auffallender ist die Differenz, in die Humboldt nicht lange nachher mit Schiller gerieth, aus Anlaß des bekannten Gedichts: die Nadowessische Todtenklage. Den

2) In den Tag- u. Jahresheften, Werke, B. 31. S. 72.

3) Er wiederholt obige Klage nochmals in den Gesprächen mit Eckermann, I. 303 (der ersten Ausgabe).

25. Juli schreibt Schiller an Göthe: „An dem Radoweſſiſchen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, iſt blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es iſt doch ſonderbar, daß man in poetiſchen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in ſo direkten Oppoſitionen ſein kann.“ [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes beſſer, als ſein Raiſonnement. Denn ſo gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realiſtiſchen Stoffen ein großer Gewinn war, ſo unleugbar iſt es doch auch, daß ſich bei dieſem Gedicht, wie bei den meiſten Darſtellungen dieſer Art, trotz all ihrer Anſchaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortſchritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geſchäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatiſchen Poeſie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernſtlich am Wallenſtein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

4) Dieſe Stelle zeigt recht, wie entſchieden ſich Schiller der früheren Beſchränkung entzog und Göthen näherte, ſie iſt auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in ſpätern Jahren, iſt zwar im allgemeinen nicht ſo ſcharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächſten und Beſten ungerecht macht. So erhob er ſpäter einmal über eine Ausſtellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufſehen, ganz vergeſſend, daß das Werk, worin dieſer Tadel vorkam, faſt nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet iſt. „Tadelte doch,“ ſagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen ſeine Arbeiten geſprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe. . . Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand.“ Humboldt irrte in dieſem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greiſenlaune dazu, ſich von einer ſolchen Einzelheit zu ſolchem Ausfall hinreißen zu laſſen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie ſie auch in den ſonſt unſchätzbaren Geſprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können," schreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hinneigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichtenden Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den nächsten und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieses anregenden und fördernden Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen und suchte die in diesem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeschiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „ästhetischen Versuche" über Hermann und Dorothea,

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, sind gleichsam das Gegengeschenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er seine Theilnahme an dieser unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Dichtung. Schwerlich ahnten sie, daß dieses Interesse einen solchen Nachhall im Busen des Freundes finden würde. Dieselben Gegenstände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, schriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff seines einsamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abschied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieser demnächst auf kürzere Zeit zu gehen beabsichtete. Desto verlassener war Schiller. Schon im Februar hatte er sich ein Gartenhaus gemiethet, um nach H.'s Abgang sich dort völlig zu isoliren. „Wenn Humboldt fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein, und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft." In den letzten Tagen des April schreibt er wieder an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht so kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geschieden sein, er, der diesem schon im August 1795, in Voraussicht dieser Reise, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für diesen Umgang einen Ersatz

finden; der später nicht genug versichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode desselben an F. A. Wolf schreibt, daß er seine ideenreichsten Tage mit Schiller verlebt habe.

Hier würden wir dieses dritte Buch schließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die ästhetischen Versuche schreibt, durch welche das enge Zusammenwirken dieser Geister erst zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich solennen Abschluß gelangte. Wir müssen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann diese Schrift, ihre Schicksale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit seiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er sich wahrscheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Uebersetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter seine Angelegenheiten und zwar für längere Abwesenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Kosten der großen Reise, welche er beabsichtete, bestreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verschollenen Dichter Franz von Kleist verkaufte. Beide Brüder hatten die Absicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reisen, von wo aus der jüngere sich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit seiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit seinem Bruder Alexander zusammentraf. Hier wurden die Familiengeschäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, sich dort eingefunden

hatte.[1]) In Dresden fand unser Humboldt einen erfreulichen Umgang am Appellationsrath Körner; auch mit dem preußischen Gesandten Grafen von Geßler stand er in angenehmem Verhältniß, doch dieser war eben jetzt gleichfalls auf Reisen begriffen. Es läßt sich nicht zweifeln, daß Adelung, der große Sprachforscher, der noch an der Dresdner Bibliothek waltete, H. eine sehr erwünschte Bekanntschaft war. Uebrigens mußte die Reisegesellschaft schon hier länger verweilen, weil Frau v. Humboldt am Fieber darnieder lag. „Das wird eine schöne Reise werden," schreibt Schiller (23. Juli) an Göthe, „denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben." Von Göthe ließ H. sich seinen Aeschylus, den er nothwendig brauchte, schnell nach Dresden befördern.

Von da reiste das gesammte Humboldt'sche Haus nach Wien. Auch hier blieben sie, in Erwartung des Ausgangs der obschwebenden Kriegsereignisse, länger als sie gewünscht hatten. Ein junger Naturforscher und Freund Alexanders, der nachherige russische Staatsrath Fischer, gesellte sich zu ihnen, ferner die von Hasten'sche Familie aus Westphalen.[2]) In Wien machte unser Humboldt die Bekanntschaft des jungen Philologen Bast, der nachher als Hessendarmstädtischer Legationssekretair nach Paris ging, wo er Gelegenheit in Fülle hatte, seinen paläographischen Studien obzuliegen. Auch in den zum Theil noch gar nicht auskundschafteten handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fand Bast seine Ausbeute, wie er denn in einem Brief an Schütz in Jena meldet (20. Sept.): er habe erst neuerlich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergament entdeckt, von dem kein Mensch

1) Freiesleben, a. a. O.
2) Freiesleben, a. a. O.

etwas gewußt habe.[3] — Inzwiſchen ergab ſich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reiſe nach Italien anzutreten. Das ſüdliche Deutſchland war durch die ſiegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden geſäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatiſchen Provinzen errungen hatte, die Oeſterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Dieſe Unterhandlungen zogen ſich in die Länge; doch konnte das Schickſal Italiens ſchon nicht mehr zweifelhaft ſein. Dorthin zu reiſen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unſerm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italieniſche Reiſe hat er ſo gut als aufgegeben, iſt aber beinahe entſchloſſen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrſcheinlich, nach den neuſten Ereigniſſen dort,[4]) nicht zur Ausführung bringen wird.“ Dieſe Ereigniſſe entſchieden vielmehr die Reiſe nach Paris; man beſchloß, ſich am Fuße der Alpen der franzöſiſchen Gränze zu nähern und auf dieſer Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensſchluſſes zwiſchen Oeſterreich und der franzöſiſchen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde dieſen Winter ſämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zuſammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Geſellſchaft leiſten werde. „Die ſämmtliche Caravane,“ ſchreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reiſe nach Italien gleichfalls aufgegeben; ſie werden ſämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Abſicht, ſich in dieſem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechſel, vonm Sohne, I. 10.

4) Den 18. Fruktidor war die Friedenspartei geſtürzt worden. Dies nöthigte Oeſterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beſchleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden."

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte. [5]) Ueber des Aelteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgaden beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten."

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

5) Freiesleben a. a. O. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgaden geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müſſen.“ So war es in der That. Den 29. Dez. ſchreibt Schiller: „Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffenen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben.“ „Es iſt,“ ſetzt Schiller hinzu, „mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt.“

Wir ſparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reiſe unſeres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, ſo wie die Nachrichten über ſeine weiteren Berührungen und Erlebniſſe daſelbſt für das nächſte Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beſchränken haben, die in der erſten Zeit ſeines Pariſer Lebens zwiſchen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechſel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgeſetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariſer Aufenthalt noch immer vorzugsweiſe den Nachklängen der Weimar-Jenaiſchen Tage lebte und die neuen Eindrücke faſt nur nutzte, um den Lieben, die er verlaſſen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er ſchilderte in ausführlichen Mittheilungen franzöſiſche Geiſtesart und franzöſiſche Kunſt. „Die Franzoſen,“ ſchreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genoſſen in Jena, „muß Humboldt, wenn ſie ein theoretiſches Geſpräch anfangen, ja zu eludiren ſuchen, wenn er ſich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menſchen ſei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen iſt. . . Ihre Diskurſe gehen immer ganz entſcheidend von einem Verſtandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

25. Juli schreibt Schiller an Göthe: „An dem Nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann.“ [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes besser, als sein Raisonnement. Denn so gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realistischen Stoffen ein großer Gewinn war, so unleugbar ist es doch auch, daß sich bei diesem Gedicht, wie bei den meisten Darstellungen dieser Art, trotz all ihrer Anschaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortschritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geschäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatischen Poesie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernstlich am Wallenstein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

4) Diese Stelle zeigt recht, wie entschieden sich Schiller der früheren Beschränkung entzog und Göthen näherte, sie ist auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in spätern Jahren, ist zwar im allgemeinen nicht so scharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächsten und Besten ungerecht macht. So erhob er später einmal über eine Ausstellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufsehen, ganz vergessend, daß das Werk, worin dieser Tadel vorkam, fast nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet ist. „Tadelte doch,“ sagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen seine Arbeiten gesprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe. . . Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand.“ Humboldt irrte in diesem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greisenlaune dazu, sich von einer solchen Einzelheit zu solchem Ausfall hinreißen zu lassen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie sie auch in den sonst unschätzbaren Gesprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können," schreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hinneigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichtenden Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den nächsten und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieses anregenden und fördernden Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen und suchte die in diesem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeschiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „ästhetischen Versuche" über Hermann und Dorothea,

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, ſind gleichſam das Gegengeſchenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er ſeine Theilnahme an dieſer unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterſcheidenden Merkmale der epiſchen und dramatiſchen Dichtung. Schwerlich ahnten ſie, daß dieſes Intereſſe einen ſolchen Nachhall im Buſen des Freundes finden würde. Dieſelben Gegenſtände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, ſchriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff ſeines einſamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abſchied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieſer demnächſt auf kürzere Zeit zu gehen beabſichtete. Deſto verlaſſener war Schiller. Schon im Februar hatte er ſich ein Gartenhaus gemiethet, um nach H.'s Abgang ſich dort völlig zu iſoliren. „Wenn Humboldt fort iſt, ſo bin ich ſchlechterdings ganz allein, und auch meine Frau iſt ohne Geſellſchaft.“ In den letzten Tagen des April ſchreibt er wieder an Göthe: „Humboldt iſt heute fort; ich ſehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt ſich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal ſo wieder ſehen, wie wir uns jetzt verlaſſen. Das iſt alſo wieder ein Verhältniß, das als beſchloſſen zu betrachten iſt und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, ſo ungleich verlebt, werden gar viel *an* uns und alſo auch *zwiſchen* uns verändern.“ Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht ſo kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geſchieden ſein, er, der dieſem ſchon im Auguſt 1795, in Vorausſicht dieſer Reiſe, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für dieſen Umgang einen Erſatz

finden; der später nicht genug versichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode desselben an F. A. Wolf schreibt, daß er seine ideenreichsten Tage mit Schiller verlebt habe.

Hier würden wir dieses dritte Buch schließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die ästhetischen Versuche schreibt, durch welche das enge Zusammenwirken dieser Geister erst zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich solennen Abschluß gelangte. Wir müssen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann diese Schrift, ihre Schicksale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit seiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er sich wahrscheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Uebersetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter seine Angelegenheiten nnd zwar für längere Abwesenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Kosten der großen Reise, welche er beabsichtete, bestreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verschollenen Dichter Franz von Kleist verkaufte. Beide Brüder hatten die Absicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reisen, von wo aus der jüngere sich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit seiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit seinem Bruder Alexander znsammentraf. Hier wurden die Familiengeschäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, sich dort eingefunden

hatte.[1]) In Dresden fand unser Humboldt einen erfreulichen Umgang am Appellationsrath Körner; auch mit dem preußischen Gesandten Grafen von Geßler stand er in angenehmem Verhältniß, doch dieser war eben jetzt gleichfalls auf Reisen begriffen. Es läßt sich nicht zweifeln, daß Adelung, der große Sprachforscher, der noch an der Dresdner Bibliothek waltete, H. eine sehr erwünschte Bekanntschaft war. Uebrigens mußte die Reisegesellschaft schon hier länger verweilen, weil Frau v. Humboldt am Fieber darnieder lag. „Das wird eine schöne Reise werden," schreibt Schiller (23. Juli) an Göthe, „denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben." Von Göthe ließ H. sich seinen Aeschylus, den er nothwendig brauchte, schnell nach Dresden befördern.

Von da reiste das gesammte Humboldt'sche Haus nach Wien. Auch hier blieben sie, in Erwartung des Ausgangs der obschwebenden Kriegsereignisse, länger als sie gewünscht hatten. Ein junger Naturforscher und Freund Alexanders, der nachherige russische Staatsrath Fischer, gesellte sich zu ihnen, ferner die von Hasten'sche Familie aus Westphalen.[2]) In Wien machte unser Humboldt die Bekanntschaft des jungen Philologen Bast, der nachher als Hessendarmstädtischer Legationssekretair nach Paris ging, wo er Gelegenheit in Fülle hatte, seinen paläographischen Studien obzuliegen. Auch in den zum Theil noch gar nicht auskundschafteten handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fand Bast seine Ausbeute, wie er denn in einem Brief an Schütz in Jena meldet (20. Sept.): er habe erst neuerlich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergament entdeckt, von dem kein Mensch

1) Freiesleben, a. a. O.
2) Freiesleben, a. a. O.

etwas gewußt habe.[3] — Inzwischen ergab sich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reise nach Italien anzutreten. Das südliche Deutschland war durch die siegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden gesäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatischen Provinzen errungen hatte; die Oesterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Diese Unterhandlungen zogen sich in die Länge; doch konnte das Schicksal Italiens schon nicht mehr zweifelhaft sein. Dorthin zu reisen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich, nach den neusten Ereignissen dort,[4]) nicht zur Ausführung bringen wird." Diese Ereignisse entschieden vielmehr die Reise nach Paris; man beschloß, sich am Fuße der Alpen der französischen Gränze zu nähern und auf dieser Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensschlusses zwischen Oesterreich und der französischen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde diesen Winter sämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zusammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Gesellschaft leisten werde. „Die sämmtliche Caravane," schreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechsel, vonm Sohne, I. 10.

4) Den 18. Fruktidor war die Friedenspartei gestürzt worden. Dies nöthigte Oesterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beschleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden."

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte. [5]) Ueber des Aelteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgaden beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten."

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

5) Freiesleben a. a. O. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgaden geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müſſen.“ So war es in der That. Den 29. Dez. ſchreibt Schiller: „Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffenen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben.“ „Es iſt,“ ſetzt Schiller hinzu, „mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt.“

Wir ſparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reiſe unſeres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, ſo wie die Nachrichten über ſeine weiteren Berührungen und Erlebniſſe daſelbſt für das nächſte Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beſchränken haben, die in der erſten Zeit ſeines Pariſer Lebens zwiſchen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechſel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgeſetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariſer Aufenthalt noch immer vorzugsweiſe den Nachklängen der Weimar-Jenaiſchen Tage lebte und die neuen Eindrücke faſt nur nutzte, um den Lieben, die er verlaſſen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er ſchilderte in ausführlichen Mittheilungen franzöſiſche Geiſtesart und franzöſiſche Kunſt. „Die Franzoſen,“ ſchreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genoſſen in Jena, „muß Humboldt, wenn ſie ein theoretiſches Geſpräch anfangen, ja zu eludiren ſuchen, wenn er ſich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menſchen ſei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen iſt. . . Ihre Diskurſe gehen immer ganz entſcheidend von einem Verſtandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

ſpielt, ſo zeigen ſie, daß ſie für dieſes Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne ſich zu bekümmern, ob es ihrer erſten Aſſertion widerſpreche oder nicht.“ Ein andermal ſchreibt Schiller: „Die unterſtrichne Stelle in Humboldt's Briefe iſt ihm vermuthlich ſelbſt noch nicht ſo recht klar geweſen, und dann ſcheint das Ganze mehr eine Anſchauung als einen deutlichen Begriff auszuſprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur ſagen, daß das Gemeinſame, folglich Nationelle in den Franzoſen, ſowohl in ihren gewöhnlichen Erſcheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirkſamkeit des Verſtandes und ſeiner Adhärenzien, nämlich des Witzes, der Beobachtung ꝛc. ſei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß ſie mehr phyſiſch als moraliſch rührbar ſeien. Das iſt keine Frage, daß ſie beſſere Realiſten als Idealiſten ſind, und ich nehme daraus ein ſiegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann.“ (27. April). Und am 7. März ſchreibt Göthe: „Humboldt's Brief lege ich wieder bei; ſein Urtheil über das franzöſiſche Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte dieſe wunderlichen Kunſtprodukte wohl auch einmal mit Augen ſehen.“ Göthe nahm auch in der Ferne den Antheil dieſes Freundes in Anſpruch. Hermann und Dorothea ließ in metriſcher Rückſicht noch immer manches zu wünſchen übrig, was der Dichter in einer neuen Auflage gern beſeitigt hätte. „Ich will,“ ſchreibt er am 27. April nach Jena, „nun auch Freund Humboldt antworten und ihn beſonders erſuchen, mit Brinckmann einen proſodiſchen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, ſo wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.“ Guſtav v. Brinckmann, den wir ſchon in Berlin als Freund von Humboldt kannten, war nämlich in dieſem Frühjahr zur ſchwediſchen Geſandtſchaft in Paris verſetzt worden, und er nahm an dieſen Intereſſen jetzt lebhaft

Theil. Brinckmann hatte schon zu dem neuesten Musenalmanach eine Reihe seiner Epigramme gespendet, die Schillern um so willkommner sein mochten, als sie zum Theil als Ersatz für die Beiträge Herder's, der damals grollte, angesehen werden konnten. Im nächsten Juni läßt er Brinckmann durch Humboldt bitten, er möge doch auch des Almanachs nicht vergessen.

Weit mehr noch, als die Freunde erwarteten, hielt H. im Strudel des Pariser Lebens an seiner Deutschheit und an dem gemeinsamen Interesse für deutsche Forschung und Kunst fest. Während Schiller und Göthe ihre Ansichten über seine Mittheilungen austauschten, schrieb er, im April 1798, die ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, d. h. eine Theorie der Dichtung und insbesondere der epischen Dichtung, die dieses neueste Meisterwerk des größten deutschen Dichters zur Grundlage nahm. Von diesem Werke haben wir nun zu berichten.

Schon länger trug sich Humboldt mit dem darin behandelten Stoffe. Im Umgang mit den beiden Dichtern hatten seine Ideen sich geklärt und vervollständigt. Schon Voßens Louise regte, wie wir sahen, den Gedanken in ihm an, die Gesetze der epischen Dichtung daran zu entwickeln. Doch erst Hermann und Dorothea brachte das Vorhaben zur Ausführung, ein viel bedeutenderes Gedicht, das trotz des gleichfalls idyllischen Ursprungs dem epischen viel näher rückte, das Werk eines ihm so nahe berührenden Dichters, an dessen Vollendung er selbst einen so wesentlichen Antheil genommen hatte.

Die Unterscheidung des Epischen und Dramatischen war zur Zeit, da Humboldt von Jena ging, die Aufgabe, die auch in den Verhandlungen Schiller's und Göthe's an der

Tagesordnung war. Schiller ſtrebte, im Intereſſe des Wallenſtein, ſich jedes unterſcheidenden Merkmals für das Drama zu verſichern, Göthe wollte noch einige Verſuche im epiſchen Gebiete machen. Anfangs lag ihm das ſchon erwähnte Jagdgedicht im Sinne, der Aufenthalt am Vierwaldſtädterſee regte nachher den Gedanken eines epiſchen Tell an. Jene Verhandlungen gingen Humboldt's eigne Intereſſen nahe genug an, ſie klangen in dem Entfernten nach, und er beſchloß, alles, was er längſt über die Kunſt gedacht, aus Veranlaſſung des nun gedruckt erſchienenen Hermann und Dorothea, zuſammenzufaſſen und in die Welt zu ſchicken. Es war das Reſultat alles deſſen, was er ſelbſt im Bunde mit den großen Dichtern errungen hatte.

Freilich fällt es auf, daß der enthuſiaſtiſche Bewunderer Schiller'ſcher Dichtung nicht ein Werk dieſes Dichters zur Grundlage wählte oder erwartete, um ſeine eigenſten Kunſtbetrachtungen darzulegen. Das zufällige Erſcheinen des Göthe'ſchen Hermann erklärt uns ſeine Wahl nicht. Es mußte einen innerlichern Grund haben, daß Humboldt gerade ein Göthe'ſches Werk und vor allen dieſes erkor, und es hält auch nicht ſchwer, ihn zu bezeichnen. Wenn unbeſtreitbar eine Annäherung an griechiſche Kunſtvollendung das Ideal war, welches unſern beiden großen Dichtern gemeinſam vorſchwebte und ihren Bund beſeelte, ſo trat dieſes Streben am entſchiedenſten und zugleich mit vollkommenſtem Glück in dieſer Göthe'ſchen Dichtung zu Tage. Nun war aber nicht leicht ein andrer ihrer Zeitgenoſſen auf die Vergleichung des Griechiſchen und Deutſchen ſo verſeſſen wie Humboldt, Keiner alſo in dem Maße zu kritiſcher Theilnahme angezogen, als er, da er ein ſo herrliches Zeugniß unſerer Nacheiferung vorliegen ſah. Unverkennbar legt dieſe Wahl an den Tag, daß auch er letzlich nicht nur die epiſche Dichtung überhaupt, ſondern gerade die Dichtung Göthe's

für besonders geeignet ansah, die Grundgesetze des Schönen und der Kunst daran zu entwickeln. Es war daher auch für ihn ein günstiger Umstand, daß er von Schiller getrennt war. Wirklich gelang es ihm, sich fast ganz frei von dem Einfluß zu halten, den des Letzteren individuelle Richtung bisher auf ihn geäußert hatte. Als habe er sich zunächst ersättigt, der intellektuellen Dichternatur, die Schiller darstellt, Theilnahme und Gerechtigkeit zuzuwenden — richtet er sich in diesem Werke ganz auf die allgemeinen Gesetze des Schönen und zwar mit solcher Unbedingtheit, daß für die Schiller'sche Eigenart kaum ein Platz übrig blieb, wenn man schon an ein paar vereinzelten Stellen wahrnimmt, daß der Verfasser sich bemühte, ihr denselben zu sichern. Im 19. Abschnitt des Werkes spricht H. von der eigenthümlichen Natur der Dichtkunst als einer redenden Kunst. Die Poesie, sagt er, ist die Kunst durch die Sprache; dieses eigenthümliche Organ unterscheidet sie wesentlich von den andern Künsten. Dadurch ist die Dichtkunst weit mehr, als jede andere Kunst, für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen zugleich gemacht. Dadurch kann sie auch in einer zweifachen und sehr verschiedenen Gestalt erscheinen, je nach dem sie sich mehr auf die eine oder die andere Seite, auf die erscheinende Welt oder die des Gedankens hinneigt. Neigt sie sich mehr auf die innere Seite, dann vermag sie sich eines ganz eigenen Schatzes neuer und vorher unbekannter Mittel zu bemächtigen. Die Phantasie muß sich dann an die Vernunft anschließen, die Kunst muß einen noch höheren Aufflug nehmen, um auch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellektuell als sentimental ist. In dieser Gattung, die ohnehin der neuern Poesie allein angehöre, will Humboldt auch jetzt noch den eigent-

lichen Gipfel dieſer letztern im Allgemeinen erkennen. Nicht der epiſche Dichter, ſetzt er hinzu, ſondern nur der lyriſche, didaktiſche und tragiſche Dichter kann Dichter in dieſer letztern Gattung ſein. Dieſes ganze Raiſonnement iſt aber grundlos. Es bezeichnet ein Mehr und Minder der Innerlichkeit neuerer Kunſt, begründet aber durchaus keine im höchſten Sinne unterſchiedne Gattung. Rühmt er doch den tiefern geiſtigen Gehalt auch an Göthe, ja nicht weniger an dieſem epiſchen Gedichte, in Vergleich mit allen alten Dichtern und ihren Werken! Iſt doch in der ganzen in dieſen äſthetiſchen Verſuchen entwickelten Theorie der Kunſt ſonſt von dieſer vermeintlich entgegengeſetzten Grundgattung kaum mehr als einmal wieder die Rede, da doch ſo viel Veranlaſſung gefunden werden mußte, auf ihre Normen hinzudeuten! Das Werk kündet ſich als erſten Theil ſolcher Verſuche an. Mußte man nicht erwarten, Humboldt werde die entgegengeſetzte Gattung in einem zweiten Theile entwickeln? Bot Schiller's Wallenſtein nicht die beſte Veranlaſſung dazu? Allerdings bot er eine ſolche, um die dramatiſche Kunſt inſonders daran zu entwickeln. Nicht aber, um daran als an grundverſchiedner poetiſcher Gattung überhaupt die allgemeinen Geſetze der Kunſt von anderer Seite zu zeigen. Dieſe Unterſcheidung iſt gar nicht zu halten, Schiller ſelbſt ordnete ſich immer mehr den Geſetzen der Einen Kunſt unter und ſo ſehr ſeine eigenthümliche Art und Abart ſich noch ſpäter bemerkbar machen mochte, ſo zeigt ſich doch nirgends der Stoff zu einem beſonderen Theil der Theorie überhaupt, und auch H. hat die Darſtellung eines ſolchen nicht geliefert.

Dieſem Abſchnitt des Werks lag nur die Abſicht zu Grunde, Schiller's Stellung neben dem ſo hoch emporgehobenen Genoſſen zu retten — eine Abſicht, die an ſich ſehr löblich ſein mag, auf dieſem Wege jedoch nicht durch-

zuſetzen iſt. Schiller war auch gar nicht zufrieden geſtellt dadurch, denn er fühlte wohl, daß der Verfaſſer hier mit allen übrigen Sätzen ſeines Werkes im Widerſpruch erſcheine. Spricht H. doch in dem vorangehenden zwölften Abſchnitt ganz anders darüber! „Unter allen Künſten", ſagt er, „iſt keine der Verſuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entſtellen, ſo nahe als die Dichtkunſt. Da ſie durch die Sprache, alſo durch ein Mittel wirkt, das, urſprünglich nur für den Verſtand gebildet, erſt einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantaſie Eingang zu finden; ſo ſchweift ſie leicht in das Gebiet der Philoſopie hinüber, und intereſſirt unmittelbar den Geiſt und das Herz, ſtatt blos auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schweſtern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunſt iſt, zu gelten, findet ſie überall die mehreſten Anhänger, da hingegen die Muſik, die Malerei und vor allen die Plaſtik, in denen ſich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunſt immer reiner und enger zuſammendrängt, nur den immer ſeltneren ächt äſthetiſchen Sinn zu feſſeln vermögen. .. Auf dieſen Abwegen artet die Dichtkunſt von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus. Zwar iſt ſie auch ſo noch immer einiger, und unter den Händen großer Meiſter (die man auch hier nicht verkennen darf) noch ſogar einer großen Wirkung fähig; ſie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung ſetzen und ſich des Geiſtes und des Herzens bemächtigen; ſie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man ſeine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeiſterung, jener hohen und harmoniſchen Ruhe die Gegenwart der ächten Kunſt vermiſſen."

Humboldt mochte ſelbſt kaum wiſſen, wie ſehr dem Göthe'ſchen Werke gegenüber ſich ſeine Kunſtanſicht von den

Befangenheiten losgerissen hatte, in denen wir ihm so oft begegnen, wo er mit Schiller und von ihm aus spekulirt. Schiller selbst riß sich um dieselbe Zeit von den meisten seiner theoretischen Irrthümer los, indem er sich ganz an Göthe schloß, indem er zur Dichtung zurückkehrte und sich in ihr Göthen so weit näherte, als es seine Natur nur immer erlaubte. Doch nur in Briefen giebt er darüber köstliche, aber zerstreute Winke. Um so mehr müssen H.'s jetzige Versuche als Ergänzung ihrer gemeinsamen früheren Spekulationen, und sonach als der umfassendste Ausdruck der diesem Geisterbunde auf dem Punkt der Reife gemeinsamen Theorien angesehen werden.

Es ist wirklich merkwürdig, wie sehr dieses Werk mit den Ergebnissen, zu denen Schiller und Göthe fortschritten, zusammentraf. Schiller erkennt dies, wie wir nachher sehen werden, völlig an. Dieses Zeugniß ist um so unverdächtiger, da es in eine Zeit fällt, wo Schillern an aller philosophischen Theorie gar wenig gelegen, ja die erste beste Künstlermaxime willkommner war, als alle solche Spekulationen. Auch erweist sich auf den ersten Blick, wie eng H.'s Entwicklungen sich an das anschließen, was Göthe und Schiller, nur mehr empirisch, in ihren Briefen aus dieser Zeit festgestellt hatten. Nur daß namentlich Göthe mehr bei einzelnen Kunstgriffen des Epikers, z. B. dem retardirenden Elemente verweilte, während Humboldt es mehr mit der Aufgabe und Wirkung des Dichters und Epikers überhaupt zu thun hat.

Desgleichen schließen diese Versuche sich den letzten ästhetischen Abhandlungen Schiller's an, besonders der über naive und sentimentale Dichtung. Schiller verfolgte mehr die Unterschiede der alten und neuen Dichtung, Humboldt mehr die Aehnlichkeiten; Schiller mehr die Gegensätze des Schönen und Erhabenen, H. mehr das Kunstschöne über-

haupt; Schiller mehr die Theorie des Tragischen, H. die des Epischen und der Dichtkunst im Allgemeinen. Ihm galt es, die Gesetze der künstlerischen Wirksamkeit und zwar an der generellsten Gattung der Poesie, am Epos, zu zeigen. Er bewegt sich sichtbar schon mit größerer Freiheit auf dem Boden, den Schiller urbar gemacht hatte. Die Kant'schen Formeln sind noch mehr beseitigt, wenn auch die Methode, namentlich der psychologische Gang, zum größten Vortheil der Sache, den Geist der kritischen Philosophie verräth, ja weit entschiedener als selbst bei Kant hervortritt. Kantianismen aber, wie z. B. der: die Natur sei an sich nicht schön, sondern unsre Phantasie lege nur das Schöne in sie hinein — bekanntlich auch ein Schiller'scher Lieblingssatz — stehen in diesem Humboldt'schen Buche wie Anomalien da. Sonst zeigt es die wenigsten Spuren der Schule, welcher der Verfasser seine Bildung dankte, vielmehr macht es den Eindruck einer Forschung, die nur in den Gegenstand selbst versenkt ist, und steht fast in der Mitte zwischen der kritischen und der neuern Philosophie, die nur die vielseitigen Ergebnisse großer Vorgänger in ihre systematische Form umgegossen, jene Ergebnisse auch im Einzelnen mannigfach berichtigt und bereichert, im Wesentlichen aber den gereiftesten Standpunkt dieses Geisterbundes nicht überboten hat.

Am eigenthümlichsten und am auffallendsten verschieden, namentlich von der neuern Philosophie, zeigt sich Humboldt's Methode, und zwar zu ihrem Vortheil verschieden. Er verfolgt durchaus einen psychologischen Gang, d. h., er knüpft sein Raisonnement wo möglich an die Gesetze des Geistes und insbesondere der Einbildungskraft, an die möglichen Wirkungen auf diese und die Totalität der menschlichen Natur an. Dies giebt der Untersuchung eine eigne Festigkeit und Gesundheit; denn der Gedanke erhält die natürlichste Gestalt, wenn er an die empirische Natur des Menschen

ſelbſt anknüpft. Daher auch dieſes Werk, trotz der Bereicherung und Ausführung, welche die Wiſſenſchaft erhalten hat, noch heute mit reinſter Befriedigung genoſſen, und namentlich in formeller Hinſicht noch jetzt als ein Canon und Muſter äſthetiſcher Forſchung betrachtet werden kann.

Von großem Vortheil für die in dieſem Werk enthaltene Poetik bewährt ſich auch die ſtete Rückſicht auf die plaſtiſche Kunſt. Allerdings gab Göthe's Dichtercharakter von ſelbſt die Veranlaſſung dazu. Doch war überhaupt den ältern Forſchern die vergleichende Theorie der Kunſt und Kunſtkritik geläufiger als den Neuern. Man denke nur an Winckelmann, an Leſſing, an Göthe's Unterſuchungen; auch den Schlegeln iſt dieſer Zug noch eigen.

Die Darſtellung des Werkes zeichnet ſich eben ſo ſehr dnrch Strenge der Entwicklung als durch Klarheit aus. So kühl die Erörterung im Ganzen ausſieht, bricht doch unvermerkt das Gefühl des Schreibenden, ſeine Begeiſterung für den Dichter oder die Kunſtwelt gar wohlthuend hervor. Auch verſteht der Verfaſſer das Gedicht, an das er ſeine Forſchung knüpft, auf wirklich poetiſche Weiſe wiederzuſpiegeln. Die Anordnung des Ganzen ſcheint mir weniger befriedigend. Es war gewiß ein guter Gedanke, das Weſen Kunſt und der epiſchen Dichtung insbeſondere an dieſem Dichtwerke zu enthüllen. Nur wünſchte ich den allgemeinen Theil mehr abgeſondert von dem angewandten d. h., der Entwicklung des Göthe'ſchen Werks, die gleichſam die Probe für den erſtern ſein ſoll. Die theoretiſchen Sätze würden dann noch mehr zuſammentreten, die Reflexionen über das Gedicht minder auseinander liegen. Vielleicht würde die Schrift dann auch etwas gedrungener, manche Wiederholung vermieden worden ſein. Ob ſie aber an Klarheit dabei gewonnen hätte, wäre die Frage, und gewiß bringt man theoretiſche Anſichten nicht ſchneller in Umlauf, als wenn man ſie mehr ſo in beiläufiger Erörterung einfließen läßt.

Der allgemeine Theil beginnt damit, die Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung zu bezeichnen und von dem einfachsten Begriff der Kunst bis zur Höhe der Wirkung aufzusteigen, zu welcher sie sich erhebt. Hier handelt er denn von den Bedingungen aller ächten Kunst, als da sind die Idealität und die Totalität. Das Ideal ist die Darstellung einer Idee in einem Individuum, die Totalität aber die nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. Er unterscheidet dann den ächten Styl in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben. Nun kommt er auf das Göthe'sche Gedicht selbst. Er weist auf die reine Objektivität desselben. Der allgemeine Charakter aller Kunst sei so unverkennbar in demselben ausgeprägt, daß er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden werde. Noch eine zweite Stufe der Objektivität dieser Dichtung wird nachgewiesen, nämlich die Verwandtschaft ihres Styls mit dem der bildenden Kunst. Göthe verstehe es, mehr als ein andrer Dichter, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, und bei dieser Verwandtschaft mit der bildenden Kunst dennoch die besonderen Vorzüge der Dichtkunst geltend zu machen. Endlich erreicht unser Dichter auch den höchsten Grad der Objektivität: er strebt jederzeit, die Einbildungskraft auf ein einziges Objekt zu heften, nur für dieses zu interessiren, ja sein Charakter besteht ganz eigentlich darin, nur in vollendeter Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden. Hiezu gelangt er nur durch vollkommene und strenge Gesetzmäßigkeit. Den größeren oder geringeren Grad der Objektivität zeigt H. sodann an einer Vergleichung zwischen Homer und Arioſt auf, und stellt darauf Göthen an die Seite des Griechen. Die Verbindung reiner Objektivität mit einfacher Wahrheit mache diese Göthe'sche Dichtung den Werken der Alten ähnlich, denen es wieder auffallend an

sinnlichem Reichthum nachstehe. Dafür trete das Innere der Menschheit unendlich mehr zu Tage und zwar so, daß dieser wahrhaft moderne Gehalt doch wieder ganz die anschauliche und feste Form antiker Dichtung annimmt. Bei diesem Anlaß weist Humboldt den deutschen Charakter Göthe's im Vergleich mit den alten und den neuern Dichtern anderer Nationen nach. Aus diesen letzten Abschnitten wollen wir hernach dasjenige zusammenstellen, was die Humboldt'sche Auffassung des Göthe'schen Dichtergenius am bestimmtesten darlegt.

Nach dem Vorangegangenen geht H. zur Aufstellung eines bestimmteren Begriffs des Epischen. Die bisherige Unbestimmtheit desselben entstand seiner Ansicht nach aus der Art, wie man die Dichtungsarten abzuleiten sich strebte. Man blieb nämlich bei dem Produkte des Dichters stehen, wogegen H.'s Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung des hörenden wie des hervorbringenden Geistes, und an die Natur der Einbildungskraft wenden. Um den allgemeinen Charakter der Epopöe aufzuzeigen, fragt er, aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniß zur epischen Dichtung herfließe? Der Zustand, der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung sucht, ist der einer allgemeinen Beschauung, nicht der andere, ihm entgegengesetzte einer bestimmten Empfindung. Jenem Zustande versucht der Dichter eine ihm entsprechende Form zu schaffen. So entsteht das epische Gedicht und entwickelt sich den Hauptmerkmalen jenes Zustandes entsprechend, um jene Stimmung hervorzurufen oder ihr zu genügen. Hieraus folgt die Definition des epischen Gedichts, als einer solchen dichterischen Darstellung einer Handlung durch Erzählung, die (nicht bestimmt einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. Dann führt er die Unterscheidungspunkte zwischen dem Epos und Drama an, ferner die zwischen

Epopöe und Idylle, und fertigt endlich den Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopöe auf das vorliegende Gedicht ab. Die Epopöe muß nämlich nicht nothwendig einen heroiſchen Stoff behandeln, obwohl ein ſolcher allerdings der geeigneteſte für ſie iſt. Die Hauptſache iſt nämlich immer, daß das Gemüth in jenen obenbezeichneten Zuſtand der Beſchaulichkeit verſetzt werde, und dies kann ebenſowohl durch einen bürgerlichen, als einen heroiſchen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine welthiſtoriſche Begebenheit, durch Ereigniſſe in einem engen Kreiſe oder durch ſolche, die eine ganze Nation in Bewegung ſetzen, geſchehen, wenn es auch in dem einen Falle leichter als in dem andern gelingen wird. Humboldt unterſcheidet daher zwiſchen heroiſcher und bürgerlicher Epopöe. Nachdem er die offenbaren Nachtheile der letztern Gattung hervorgehoben, zeigt er auch Vorzüge derſelben, und namentlich die eigenthümliche Größe des Gegenſtandes in Hermann und Dorothea. Der Dichter führt uns hier gleichſam Symbole des einfachſten Menſchendaſeins, und zwar einer dennoch höchſt edlen und von höchſt bewegter Zeit mitergriffenen Menſchheit vor. Er zeigt uns ein deutſches Geſchlecht, das von den Stürmen großer Weltveränderung berührt wird; er zeigt uns die Fundamente des Menſchendaſeins, als die unter allen Stürmen des Fortſchritts und Weltgangs nothwendigen und erhaltenden Mächte. „Wer rettet ſich", ruft H. in dieſer Erörterung aus, „nicht gern und mit einer gewiſſen ſtillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieſer Art hin, die ihm allein noch zuzurufen ſcheinen, daß ſich nicht darum alles bewegt und alles umkehrt, um alles auf einmal in derſelben Verwirrung zu begraben, ſondern um die Welt und die Menſchheit neu und beſſer zu geſtalten?" Vorzüglich habe Göthe der bildenden Kraft des weiblichen Geſchlechts ein ſchönes und rührendes Denkmal geſetzt. Durch

dieſe eigenthümliche Tiefe des Gehalts erſetzt das kleine Werk in gewiſſem Grade den Umfang und die Größe der heroiſchen d. h. urſprünglich epiſchen Dichtung.

Darauf forſcht H. nach den einzelnen Geſetzen epiſcher Darſtellung und zeigt, wie ſehr Göthe denſelben Genüge geleiſtet hat. Hier ſcheint er jedoch gerade das praktiſchſte Moment, das Geſetz der ſchönen Entfaltung in der Epopöe, nicht, wie es geſchehen ſollte, hervorzuheben. Er geht dann die Handlung des Göthe'ſchen Gedichts durch, bezeichnet die dargeſtellten Charaktere als durchaus geeignet fürs Epos, und findet ſelbſt eine Aehnlichkeit mit den Homeriſchen. Endlich beſpricht er die Diktion, den Versbau und Rhythmus und leugnet nicht, daß in letzter Hinſicht noch eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens ſo vollkommnen Ganzen gern wegwünſchte.

Dieſen kurzen Ueberblick des reichhaltigen und gediegenen Werks nehme man ja nicht für einen Auszug deſſelben. Ein ſolcher war in den Grenzen dieſer Arbeit nicht geſtattet. Auch konnte es nicht meine Abſicht ſein, im Einzelnen die Fortſchritte aufzuzeigen, die die Kunſtphiloſophie unter Humboldt's Händen gemacht hatte; denn dem Kundigeren wäre mit kurzen Andeutungen nicht gedient, nnd dem Unkundigen nicht geholfen. Auch manche kritiſche Bemerkung, die ich über einzelne Punkte anfügen könnte, bleibt hier, wo der Gegenſtand nicht erſchöpft werden kann, beſſer unterdrückt.

Wie hoch unter den Neueren beſonders Gervinus dieſes Werk hält, hatten wir ſchon einmal zu erwähnen (S. 277). „Er entwickelt", ſagt Gervinus,[1]) „an dieſer Göthe'ſchen Dichtung die Geſetze der epiſchen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf ſubjektivem Wege dem Verfahren des Dichters

1) Neuere Geſch. der poet. Nat.-Litt. der Deutſchen 1842, II. 472—73.

bei seiner Schöpfung auf die Spur tritt. . . Was wir von Schiller's ästhetischen Sätzen sagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir historisch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen sie eigenthümlich sind, nirgends die aprioriſche Probe zu unserm empirischen Wege so treffend gefunden, wie hier." Ein anderer höchst achtungswerther Kritiker, J. G. Gruber, hebt dieses Werk in ähnlicher Weise hervor. Er kommt in seiner schätzenswerthen Lebensbeschreibung Wieland's[2]) auf die gänzliche Umgestaltung zu sprechen, welche die Aesthetik seit Schiller's Horen erfuhr. „Still und allmählig", sagt er, „würde diese Umgestaltung herbeigeführt worden sein, wenn man nur so ruhige Untersuchungen angestellt hätte, wie die Schiller'schen und die von Wilhelm v. Humboldt in den „Aesthetischen Versuchen" (1799): allein bald fand sich ein gewaltsames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aesthetischen eben so herrschend werden sollte, als er es in der politischen Welt und unter den — Philosophen war." Diesen Sturm hatten freilich schon die Xenien erregt, die Gebrüder Schlegel aber, die Chorführer der neuen Schule, trieben ihn erst auf tumultuarische Höhe.

Noch ehe Humboldt's Versuche in Deutschland anlangten — er sendete sie nämlich Schillern mit der Bitte, sie zu revidiren und zum Druck zu befördern — war A. W. Schlegel schon mit einer kürzern, aber gleichfalls sehr tüchtigen Kritik des Göthe'schen Gedichts hervorgetreten.[1]) Daß

---

2) In Wieland's Werken, 53. B. Leipzig, 1828. S. 208—9.

1) Allg. Litt.Zeitung, 11—13. Dez. 1797, Nr. 393—96, dann im 2. Theile von A. W. u. Fr. Schlegel's Charakteristiken u. Kritiken (1801), zuletzt in A. W. Schlegel's kritischen Schriften (Berlin, 1828).

H. von diesem Vorgang Kunde hatte, ist nicht zu glauben; auch findet sich keine Spur davon in seinem Werke. Beide Männer arbeiteten also unabhängig von einander, und doch kamen sie in Beurtheilung des Hermann als epischen Gedichtes ziemlich zu demselben Ergebniß. Schlegel hielt sich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entsprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementarästhetik zu gehen, beschäftigt er sich sofort mit den Gesetzen der Epopöe. Hier wandte er sich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und stellt als Hauptforderung an den Epiker die schöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das seit Homer verloren gegangen und erst in Göthe's Hermann wieder erweckt worden sei. Man sieht, Schlegel hält sich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leistet er ganz Vortreffliches. In derselben Weise erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos sie verlange, so wie den verweilend fortschreitenden Rhythmus desselben.

Noch überraschender und schmeichelhafter für den Urheber dieser Dichtung mochte das umfassende Werk sein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epischen Planen schwanger und las unablässig in seinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächstens in Jena zu sehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn sehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da schrieb Schiller sofort

(18. Mai): sie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang schon verhandelte Materie, die epische Dichtkunst, mit einander zu sprechen. „Die Novität von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuskript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich sehr darauf, um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand, wenigstens auf eine Weile, entziehen würde. Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe." Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daselbst. Hier sah er das Werk selbst ein, und die Angelegenheit ward sorgfältig zwischen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt schreiben. Das verzögerte sich und Schiller sendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Trostwort" an den Genossen nach Paris. Dieser Brief von Schiller ist sehr merkwürdig. Schiller war durch seine Thätigkeit am Wallenstein

ganz von der eigentlichen Theorie abgekommen, und fühlte sich im jetzigen Moment wenig davon gefördert. Ja so sehr hatte er sich Göthen genähert, daß er nunmehr über seine eigenen frühern theoretischen Leistungen sogar zu geringschätzend urtheilte. Diese Ansicht spricht sich in dem hier folgenden Briefe an H. ganz unumwunden aus. Hat sich dabei aber nicht auch unwillkührlich eine ganz andere Empfindung verrathen? Humboldt, der sich wie kein Anderer hingebend für Schiller's Dichternatur bewiesen und der wirklich in einem Theile seines eignen Wesens stets einen ganz sympathisirenden Zug behielt — dieser schrieb ein ausführliches Werk, worin schlechtweg die hellenisch-Göthe'sche Dichtungsart beschrieben und gewürdigt, die entgegenstehende „Geistesdichtung" dagegen kaum im Vorbeigehn berührt und keineswegs stichhaltig vertreten wurde. Wirklich war Humboldt zu viel größerer Klarheit über diese nur im Lyrischen, Didaktischen und in der Tragödie zulässige Abart der Poesie gekommen. Kurz, auch dieser Freund stand jetzt öffentlich weit mehr auf Seiten Göthe's und der Poesie im Allgemeinen, als auf der des Nebenzweiges von intellektueller Dichtung. Nun kann man zwar nicht annehmen, daß ein Geist wie Schiller kleinlichen Empfindungen Raum geben werde. Mußte ihn aber diese Wendung gerade an Humboldt nicht doppelt verwundern? Mochte er sich nicht ängstlich umsehen, welches Plätzchen denn noch für ihn verbleibe, wenn dem unmittelbaren Dichtergenius schon so viel, das heißt jede für den Dichter überhaupt nothwendige Eigenschaft und Wirkung nachgerühmt werde? Mußte es nicht Schillern befremden, die epische Dichtung als eine so generelle betrachtet zu sehen, gleichsam als Dichtung par excellence? Mir däucht wenigstens, daß in seiner Antwort an Humboldt diese Empfindungen mitwirken. Der Brief erscheint, trotz aller Anerkennung, fast wider Willen als Opposition, wir hören mehr die tadelnde

Kritik, als das Lob, das doch in weit reicherem Maße gespendet wird. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß Humboldt sein Werk zur Durchsicht an Schiller gesendet und um strenge Beurtheilung gebeten hatte. Da konnte, während der Freund nur seine Pflicht thun wollte, unvermerkt die persönliche Empfindung sich einschleichen. Demungeachtet legt Schiller bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Zeugniß für Humboldt, und ein vielleicht noch wichtigeres für seine eigne Entwicklung ab. Er schrieb:[2])

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

„Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

„Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch

2) 27. Juni 1798.

thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunstrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

„Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und spezielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird."

„Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der spekulative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn

was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

„Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin ... In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

„Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon ent-

hält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich." So werde es ihm ja schon schwer, den reinen Begriff des Epos zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich festzuhalten. Die Tragödie Shakespeare's und der Alten werde ihm ähnliche Schwierigkeiten machen. Göthe und er hätten epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden. Sie könnten auch die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie sei absolut plastisch, wie das Epos. Göthe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. Ihnen scheine, daß Epopöe und Tragödie sich durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit unterschieden. Was die Tragödie betreffe, so behalte er sich diese für künftige Briefe vor.

„Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen . . .

„Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. — In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

„Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu spekulativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten construirt) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt." Der Mangel dieses praktischen Theils fühle sich jedesmal, so oft ein einzelner Zug aus Göthe's Dichtung unter dem Begriff subsumirt werde. Dann fühle der Leser einen Hiatus.

„Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns Beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger

und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenaufſätzen öfters begegnet. [3])

„Unſere ſolideſten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

„Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm berührt."

Schiller bittet Humboldten noch, ihm im nächſten Briefe zu beſtimmen, wie bald Vieweg ſeine Schrift haben müſſe. Denn der Verleger des Göthe'ſchen Gedichts, der mit H. perſönlich bekannt war, hatte auch dieſe Schrift zu drucken übernommen. Im Einzelnen, ſetzt Schiller hinzu, wiſſe er nichts zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die er demnächſt bemerken wolle. Könne die Terminologie noch etwas umſchrieben werden, ſo werde das allerdings gut ſein.

Auch Göthen ſendet Schiller eine Abſchrift dieſes Briefes, ſo weit er das Humboldtſche Werk betraf. „Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir dieſe Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerſtrebend iſt, ſo habe ich nur in generalibus bleiben können. Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere ſchon ſorgen." (Sch. an G., 28. Juni.)

---

3) Schiller's Satz iſt durchaus wahr. Nur überſieht er, daß Humboldt's Buch weit mehr ſolche empiriſche Uebergänge und Vermittlungen hat, als ſeine eignen frühern Aufſätze. Wie ſehr contraſtirt Humboldt's in die breite Empirie der Kunſt verſenktes Denken gegen die abſtrakten Sätze, die Schiller unmittelbar z. B. an Bürger geltend machte. Die Theorie war hier, ihrer Wahrheit ungeachtet, viel abſtrakter, die Anwendung viel greller. Wie Schiller an Humboldt, ſo tadeln wir oft an Andern die Fehler am ſtrengſten, die wir ſelbſt erſt kaum zu beſiegen angefangen haben!

Auch Göthe fühlte, daß Schiller's Brief etwas Mißliches habe. „Ihr Schreiben an Humboldt", antwortete er ihm (am 30ſten), „iſt zwar recht ſchön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich ſein, denn es drückt nur allzuſehr aus: daß dieſe Arbeit nicht ganz in unſere gegenwärtigen Umſtände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen." Am Ende des Briefes kommt Göthe nochmals darauf zurück. Er erzählt Schillern, daß es ihm gelungen, die erſten Geſänge des Tell, den er damals epiſch behandeln wollte, näher zu motiviren. Auch habe er eine klarere Idee, wie er dieſes Gedicht in Abſicht auf Behandlung und Ton ganz von dem erſten trennen könne, „wobei Freund Humboldt belobt werden ſolle, daß er ihm durch die ausführliche Darlegung der Eigenſchaften des erſten das weite Feld deutlich gezeigt habe, in welches hinein er das zweite ſpielen könne." Dieſen epiſchen Tell führte er aber nicht aus, ſondern überließ nachher Schillern den Plan zu dramatiſcher Ausführung. — Später drückte Göthe ſelbſt ſeinen Dank an Humboldt ſchriftlich aus, und legte eine Abſchrift ſeiner neuen Elegie, Euphroſyne, bei.

Humboldt nahm die Erklärungen Schiller's ganz unbefangen auf, und wiederholte nur die Bitte, das Werk ganz nach ſeinem Ermeſſen zu revidiren und dann zum Druck abzuſenden. Außerdem ſchrieb er noch eine Einleitung zu ſeinem Werke, worin er, ſichtbar genug, die Ausſtellungen Schiller's über daſſelbe berückſichtigte und ſich über die Stellung des Theoretikers und Beurtheilers zum ausübenden Künſtler faſt ganz wie Schiller erklärte. Daß dieſe Einleitung erſt nach jenem Briefe geſchrieben wurde, ſcheint mir gewiß.

„Mein Brief an Humboldt," meldete Schiller an Göthe,

den 27. Juli, „ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werkes, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen, und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine eben so undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldtischen Buche sagen wird." — Die Verlegenheit, in der sich Schiller sah, löste Göthe mit richtigem Gefühl. „Es freut mich herzlich", entgegnete er ihm Tags darauf, „daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiederung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorstellung, daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten."

Göthe's Worte gaben den Ausschlag, und schwerlich hat Schiller nur irgend etwas Wesentliches geändert. Den 21. August schrieb er an Göthe, er habe nun Humboldten vom Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufrieden stellen werde. Und einen Monat später bestätigt er dies: Humboldt habe geschrieben. „Mit unsern Arrangements mit seinem Werk ist er wohl zufrieden."

Wilhelm von Humboldt's äſthetiſche Verſuche, erſter Theil: über Göthe's Hermann und Dorothea erſchienen im Anfang des Jahres 1799 bei Fr. Vieweg in Braunſchweig. [1]) Ein zweiter Theil folgte nie. Was er über die Kunſt auf dem Herzen gehabt hatte, war im Weſentlichen in dieſem erſten niedergelegt. Die Aufnahme, die er bei den Zeitgenoſſen fand, war nicht gemacht, ihn zu weiteren Verſuchen zu ermuntern. Das Buch fiel gerade in jene tumultuariſche Epoche unſerer Litteratur, von welcher Gruber ſpricht. Die Gebrüder Schlegel hatten ſich als neue Schule aufgethan und im Athenäum ein Organ gegründet, worin die Xenien in keckſter Weiſe überboten wurden. Humboldt's Schrift, die eine ernſte Würdigung verlangte, ward auch ſogleich im Athenäum beſpöttelt. Die Schlegel hatten ſich für ſolche Frivolitäten eine eigne Rubrik, beſonders unter dem Titel: Litterariſcher Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes, errichtet, und brachten ſchon im 2ten Stück des Jahrgangs 1799 unter mehreren folgende Anzeige: „Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Rambohr zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die äſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſſon." Ein bitterer Ausfall, weil er die etwas breite Darſtellung des Humboldtſchen Werks in der That berührte, und deshalb gewiß auch empfunden wurde. Es war in jedem Fall ein ſchlechter Spaß, und die Schlegel, die Humboldten noch oft im Leben begegneten und ſich ſeines Schutzes zu erfreuen hatten, mögen

1) Jetzt in den geſammelten Werken, B. 4, 1843, S. 1—269.

ihn bitter bereut haben. Noch in den Tagen des Wiener Congresses wurde manchmal daran erinnert; nur Humboldt selbst, in heitrer Großmuth, wollte sich dessen gar nicht erinnern. [2])

Schiller war entrüstet über das Auftreten der Schlegel, und besonders über dieses neuste Stück des Athenäums, worin noch eine ganze Reihe solcher xenienartiger Aphorismen enthalten war. Er schüttete seinen Unwillen in einem Brief an Göthe [3]) aus, und sagte dabei: „Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat.“ „Wegen des Schlegelischen Feldzugs bin ich ganz Ihrer Meinung,“ erwiederte Göthe lakonisch (17. Aug.).

Die ältere Schule hatte sich den Forschungen der Zeit großentheils entfremdet und ertrug es kaum, Göthe's Dichtergröße so ins Licht gestellt zu sehen: bei ihr konnte eine Arbeit, wie die Humboldtische, nicht wohl auf Anklang rechnen. Einem aber war sie aus besondern Motiven widerwärtig, um so widerwärtiger, weil er Humboldten persönlich lieb gewonnen hatte — Voß'en nämlich, der durch das neue Gedicht den Ruhm seiner Luise beeinträchtigt sah. Im Voßischen Kreise galt Hermann und Dorothea für eine schwächliche Nachahmung der Luise. Nun diese Anpreisung des Götheschen Gedichts, und gar durch Humboldt — denn die Schlegel verachtete man — das mußte verdrießen. Diese Stimmung äußert sich in einem Briefe von Voß an F. A. Wolf, vom 9. April 1799. Er berichtete diesem von seinen neusten Arbeiten und Classikerübersetzungen und schließt dann also: „So neu erwärmt von den alten Unsterblichen, empfand ich den russischen Mißhauch bis in das innerste

2) Varnhagen v. Ense, Denkw. B. V. S. 52.
3) Vom 16. August 1799.

Mark, der mich aus dem Humboldtiſchen Buche, dem ἀθεσφατφ! über die Hermanniade, und über das Moderne, den höchſten Gipfel der Urbegeiſterung, ankältete. Von Humboldt, rief ich, iſt es Sünde wider den heiligen Geiſt! Aber nein, fügt' ich hinzu, er hat nie die Kraft des Geiſtes vernommen; er hat nur ſein Sauſen gehört." [4])

Am Ende hatte Schiller richtig prophezeit: man werde aus Humboldts Arbeit ſchöpfen, ohne die Quelle zu nennen, aus der man ſeine Reichthümer geholt. Bücher und Namen von viel geringerem Werthe ſpielen eine Rolle in unſern Kunſtphiloſophien, Humboldt's Buch war den Meiſten kaum dem Namen nach bekannt oder ward als abgeſtandne „kant'ſche Weisheit" mißachtet. Erſt ſeit Erſcheinen des Schiller-Humboldtiſchen Briefwechſels hat man von verſchiedenen Seiten auch Humboldts äſthetiſche und kritiſche Bedeutung neu ins Auge gefaßt, und auf ſein Hauptwerk in dieſer Richtung gewieſen.

In der Stille hatte das Buch ſeine Wirkung dennoch, und die Eingeweihten kannten es wohl. Rahel z. B. damals noch ſehr jung, wußte gleich die Bedeutung deſſelben zu faſſen. In einem ihrer Briefe ſchreibt ſie (11. Febr. 1799) an G. von Brinckmann, nach Paris: „Ich leſe Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug ſchreiben. . . Möchten es nur alle Diebe leſen, die dichten wollen in Proſa oder Verſen, ſo wär' man ſie los: und die Xenien würden lauter artige erwachſene Oden." — Selbſt Wieland las das Werk mit großer Zufriedenheit, und bedauerte nur, daß der Verfaſſer

4) Siehe J. H. Voß Briefe, B. II. Halberſt. 1830. S. 245. Der Name Humboldt iſt nur angedeutet, doch in der Urſchrift ſteht er, wie wir aus guter Quelle wiſſen, vollſtändig.

seine ganze Theorie in die Beurtheilung des Götheschen Gedichts eingeflochten und dieser nicht lieber vorausgeschickt habe.[5])

Der Hauptgrund aber, warum H. sich mehr von diesem Gebiete abwandte, hatte mit der Aufnahme jener Versuche nichts zu thun. Die längere Entfernung von der Heimath rückte auch dieses Interesse in die Ferne. Andere Gebiete des Forschens nahmen ihn in Anspruch, Gebiete, wo er fast ohne Nebenbuhler wirkte und etwas durchaus Neues erst schaffen konnte. Je mehr Nationen und Länder nämlich er in den Wanderjahren, die er antrat, kennen lernte, desto mehr richtete sich sein Gedanke auf das Element aller Mittheilung — auf die Sprache, und hier bereitete er die Grundlagen eines bisher noch gar nicht vorhandenen Theils der Philosophie vor.

Ungetreu aber ward er der Kunst so wenig, als den befreundeten Dichter. Am Abend seines Lebens richtete er wiederholt sein Augenmerk auch öffentlich auf die alten Genossen. Sein Verkehr mit Schiller und Göthe dauerte auch aus der Ferne fort, an verschiedenen Stellen werden wir darauf zurückkommen; so zusammenhängend und ununterbrochen jedoch, als in der Epoche, die wir hier beschließen, ward diese Verbindung nicht wieder. Jene Zeit blieb ihm aber auch stets unvergeßlich.

Wir können dieses Buch nicht besser beschließen als wenn wir die Hauptstellen, mit welchen Humboldt in den ästhetischen Versuchen den Göthe'schen Dichtergenius charakterisirt, gleichsam als Endergebnisse seines Nachdenkens darüber und als Denkmal seiner Theilnahme an dem Wirken des großen Dichters zusammenfassen. Da sagte er unter anderm:

5) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. Aus K. A. Böttiger's Nachlasse, v. Sohne. Leipzig, 1838. S. 248.

„Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung der Modernen zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. . .

„Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener [beobachtende und bildende] Sinn sucht die großen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

„Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er demnach, gerade wie bei der Beschreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läßt die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeußerungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, daß wir ihn nicht blos in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läßt nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung

darbietet, in einem menſchlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie ſie ſich zu den übrigen nothwendigen und rein menſchlichen Empfindungen verhalten, wie ſich an andere Eigenthümlichkeiten anſchließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortſchreiten umgeſtalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in ſeiner Darſtellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr ſtehen, ſondern erweitert ſie auf eine unendliche Fläche, und ſtellt ſich immer in den Mittelpunkt, in dem ſich doch endlich alles, was nur irgend menſchlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird ſie nun, wie ungewöhnlich ſie auch an ſich ſein möchte, in ſeiner Schilderung wirklich zur Natur, erſcheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Ueberſpannung der Einbildungskraft, einer künſtlich übertriebenen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geiſtes zu einer Höhe, auf der er ſich nicht zu halten vermag; ſondern als das wahre Reſultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zuſammenwirken.

„Es kommt nur darauf an, recht menſchlich geſtimmt zu ſein, um das Außerordentliche und das Einfachſte in denſelben Kreis einzuſchließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten, nothwendig noch der Fall ſein mußte, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewiſſe Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es wie ſo oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen ſeltnen Erſcheinungen keinen allgemein verſtändlichen Ausdruck zu geben. Darum iſt unſer Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft *menſchlich* zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in ſo mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch ſo einfachen Tönen zu unſrem Herzen ſprach.

„Wer einzelne Beispiele für diese nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimniß verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, daß sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosesten Freuden des kindischen Alters zu paaren.

„In keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“ (Ges. W. B. 4., S. 128—132.)

* * *

„Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sei uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

„Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur außer uns liegt, etwas Idealisches, das über die äußere Thätigkeit und den äußern Genuß des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Dasein in sich selbst dem äußren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas

verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

„Aber die inneren Regungen sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloßen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaßt und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft als Seele malen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

„Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es

mit ſtolzer Freude behaupten, ſeinen deutſchen Charakter. Denn eine ſichtbare Neigung zur abgeſonderten Beſchäftigung des Geiſtes und des Herzens, und ein ſtärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenſchaftlicher Heftigkeit, ſind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unſrer Nation, welche ihre beſten philoſophiſchen und dichteriſchen Produkte unverkennbar an ſich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künſtlers hinzukommt, ſeine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine größere innere Feſtigkeit erlangen.

„Wenn wir indeß hier dieſem Gedicht und der neueren Poeſie überhaupt etwas zuſchreiben, was ſie vor der älteren auszeichnet; ſo iſt dies kein Vorzug, der das Weſen der Kunſt angeht. In dieſem bleiben die Alten immer die Meiſter, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienſt, von dem wir hier reden, iſt nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das ächt künſtleriſche Gewand zu kleiden, das man ſonſt nur bei ihnen antrifft.“ (Geſ. Werke, B. 4., S. 135—137.)

Hermann und Dorothea erklärt er für dasjenige Werk, in welchem ſich der Dichtercharakter des Urhebers am reinſten und vollendetſten manifeſtirte. Wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge ſtärker und leuchtender aus andern ſeiner Werke hervorſtrahle, ſo finde man doch in keinem, ſo wie in dieſem, alle dieſe einzelnen Strahlen ſo in Einem Brennpunkte verſammelt.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Vorwort. III

Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre. 1767 bis 1788. 1

Voreltern. Familie. Eltern. Früher Tod des Vaters. Jugendleben in Tegel. Gemeinsame Erziehung mit Bruder Alexander, zu Tegel und Berlin. Lehrer. Frühe Entwicklung, auch der Gemüths- und Charaktereigenschaften. Jugendbekannte. Früheste Eindrücke und deren Bedeutung. Besucht die Universitäten Frankfurt a. d. O. und Göttingen. Günstiger Stern, der dem Anfang und Verlauf seiner Lebensbahn leuchtete. 3

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und frühestes Wirken. 1788 bis 1794. . . . 45

Frühe Entschiedenheit in Humboldt's Wesen. Darstellung der Gegensätze seines Charakters. Richtung auf die Ideen. Wirkungen dieser Gegensätze in Schrift und Leben. . . . 47

Nahes Verhältniß zu Kant. Durchbricht mit Schiller die Schranken des Systems. 57

Freundschaftsverhältnisse. Vertrauter Umgang und Briefwechsel mit G. Forster. Verkehr mit Jacobi, mit den Aufklärern in Berlin. 69

Reisen von Göttingen aus. Geht gleich nach dem Ausbruch der französischen Revolution mit Campe nach Paris. Theilnahme an dem Streit über Proselytenmacherei. Reise nach dem Oberrhein, durch Schwaben und die Schweiz (Lavater). 79

Reise seiner eignen Lebens- und Menschenansicht. . . . 110

Kommt nach Erfurt und Weimar. Bekanntschaft mit Dalberg und Schiller. Verlobt sich mit Fräulein von Dacheröden. 112

Seite

Tritt in der Zeit der Reaktion nach dem Tode des großen Friedrich seine Laufbahn in Berlin an. Lebensverhältnisse und Umgang (Henriette Herz. Rahel. Gentz.) Giebt den Staatsdienst auf, um seine eigne Bildung gründlich zu vollenden. 119

Heirath. Frau v. Humboldt. Lebt in ländlicher Stille (zu Burgörner) den Wissenschaften, insonders den Alterthumsstudien. Bund mit Fr. A. Wolf. Verkehr mit Schiller und Dalberg. Häusliche Freuden. Leben zu Erfurt und Auleben. Besuch in Berlin. Alexander v. H. in Bayreuth. 132

H.'s Arbeiten in dieser Epoche. Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit der Staatsgewalt zu bestimmen. Ansicht von der französischen Staatsumwälzung. Praktische Philosophie, gerichtet auf freieste Entwicklung der Individualkraft. Daraus hervorgehende Theorie vom Staate: einerseits auf ein idealisches Ziel, andrerseits auf das nächste Bedürfniß — gemischte Verfassung — hinstrebend. Fundamente seiner spätern politischen Thätigkeit. 162

Ansicht des klassischen Alterthums. Begründet mit Wolf die tiefere Gesammtauffassung der Alterthumsstudien. Schrift über die Griechen. Versuche strenger Uebertragung griechischer Dichter (Pindar). Principien der Uebersetzungskunst. Urtheil über Voß. Erste Anfänge der Sprachphilosophie. Vergleichendes Studium griechischer und deutscher Sprache und Litteratur. 208

Drittes Buch.

Innigster Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken. 1794 bis 1798. 257

Humboldt geht mit seiner Familie nach Jena, um Schillern nahe zu sein. Jena und Weimar damals der Centralpunkt deutscher Dichtung und Spekulation. Wird der nächste Vertraute unsrer beiden großen Dichter. Correspondenz dieser Geister. Briefwechsel mit Schiller. Dessen Werth. Anerkennung seiner Theilnahme an dem Wirken unsrer Dichter bei Neueren. 259

Schiller und Humboldt. Des Letzteren Stellung unter den deutschen Kritikern. Erweitert mit Schiller die Engen des

Seite

Kant'schen Systems und hilft die Philosophie der Kunst begründen. Theilt auch ästhetische Irrthümer Schiller's. Tiefe Einsicht in das Wesen des Schiller'schen Genius, aber auch Uebersehen der künstlerischen Mängel desselben. Hält mit Recht an Schiller und Göthe zugleich. Rechtfertigung seines Strebens, die individuelle Größe Schiller's zu behaupten, und Zurückweisung der Ansicht, die H.'s Einfluß auf diesen Dichter als nachtheilig darstellte. Bedeutung dieses Einflusses neben dem Götheschen. Wie Schiller und Göthe Humboldt's Mitwirkung anerkannten. In welchen Irrthümern er mit Schiller befangen war. 278

Verhältniß zu Göthe. Göthe über Humboldt und Herder. Leben und Umgang in Jena. Fichte. Schilderung des vertraulichen Verkehrs mit Schiller. Gemeinsame Thätigkeit und Ideentausch, gerade während der bedeutendsten Krisis im Leben des Dichters. Die Horen. Humboldts Theilnahme. Verkehr und Briefwechsel mit Göthe. Debatte über W. Meister. Beurtheilung des Woldemar von Jacobi. Verhältniß zu Schiller's Freunden. Körner. Umgang mit jüngeren Männern. David Veit. 349

Horenaufsätze: 1. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. 2. Ueber männliche und weibliche Form. Anthropologisch-ästhetische Richtung. Auffassung der Weiblichkeit. Anzeige der Wolf'schen Odyssee und Verkehr mit Wolf. 382

Verläßt Jena. Leben in Tegel. Lebhafteste Periode des Briefwechsels mit Schiller. Inniger Antheil an dessen erstem Musenalmanach. Selbstbekenntnisse. Sein Antheil und seine Urtheile bei Schillers Rückkehr zur Poesie (Ideendichtung). Giebt, von Schiller consultirt, sein Votum über dessen Dichterbestimmung. Weist ihn aufs Drama. Ueber Schiller (den modernsten der Modernen) und die Alten. Schiller's Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Differenz mit Humboldt. Beide entwinden sich schon ihren Einseitigkeiten. H. über Göthe'sche Dichtungen dieser Zeit. Eigne Pläne: mehr Entwürfe als Ausarbeitungen. Gedruckte Arbeiten. 389

Reise nach dem nördlicheren Deutschland. Besucht Klopstock und Voß. 426

Seite

Rückkehr zu seinen Freunden nach Jena. Die Xenien. Tod der Mutter. Auch Alexander v. H. in Jena. Verhältniß zu den Gebrüdern Schlegel. Uebertragung des Agamemnon. Berathung darüber mit Wolf, Göthe, Schiller und beiden Schlegeln. Theilnahme an der Vollendung von Hermann und Dorothea. Einfluß auf Wallenstein. 430

Abschied von seinen Freunden. Will nach Italien. Reise von Berlin, über Dresden, nach Wien. Giebt des Krieges wegen die italienische Reise für jetzt auf. Geht längst den Alpen, über München und Basel, nach Paris. Bleibt zunächst dem bisherigen Interesse treu. Correspondenz mit Schiller und Göthe. Schreibt sein kunstphilosophisches Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche" über Hermann u. Dorothea. Gehalt und Methode dieser Schrift. Ihre Bedeutung für die Kunstphilosophie. Sendet das Werk an Schiller. Dessen Urtheil darüber. Schicksale und Wirkung des Buches. Hauptstellen der Beurtheilung unseres größten Dichters durch Humboldt. 446

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart sind folgende neue Werke erschienen, welche in allen Buchhandlungen vorräthig sind:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

12 Bändchen; Taschenformat, eleg. brosch. fl. 4. 48 kr. oder 3. Thlr.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhalts-Verzeichniß einiger Bändchen.

Inhalt des ersten Bändchens.

Naturgeschichte des Esels, von Friedrich. — Concertanter Taschenspielkunst-Abend der Madame Regina Astralia Katakomba ꝛc. — Der sterbende Schneider. — Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Louis Wallo. — Heirathsanzeige. — Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren. — Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Formular eines Theaterzettels für das Jahr 1927. — Todesanzeige von besonderer Art. — Lächerliche Druckfehler. — Curiosa und Anekdoten. — Schmulchens Liebesklage. — Vailchens Antwort an den gekränkten Bräutigam. — Itzig's Wettergläser. — Waschzettel aus dem Fegefeuer der Hindus. — Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer. — Tusch. — Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst. — Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Concert. — Matthisson's Lied aus der Ferne, parodirt von Wichmann. — Die Friedenspredigt. — Aus Saphir's eisernem Abschiedsbrief. — Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818. — Fragmente aus Till Eulenspiegel in der Unterwelt, von E. Ortlepp. — Zeitungsanzeige. — Die Sinnpflanzen, von Friedrich. — Vorzug der Landstandschaft. — Feilgebotenes Raritätencabinet. — Bündiger Styl. — Monolog eines Berliner Eckenstehers, Parodie von Schillers Resignation. — Die Männer. — Querlesungen von Lichtenberg. — Der französische Prediger. — Die Liebe. — Das Aufgebot. — Musik und Text. — Portrait eines Cholerafürchtlings, von Saphir. — Anekdoten. — Windbeuteleien. — Zeitungsanzeige. — Das unvollständige Gebetbuch. — Anekdote. — Urfel und Wilhelm, Parodie der Hölty'schen Elegie auf den Tod eines Landmädchens, von A. Wichmann.

Inhalt des sechsten Bändchens.

Der Rotenschlucker, von Oettinger. — Aus dem Leben Berlins. — Nachtisch. — Das liederliche Kleeblatt. Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Böhm. — Die verhängnißvolle Uhr. — Der Ball des Geizigen. — Liebesantrag einer alten Jungfer. — Das Volk der Geizhälse. — Quodlibet für Witz und Laune. — Aus der Theaterwelt. — Der Hausfreund. — Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen. (Forts.) — Anekdoten und Curiosa. — Die Himmelsbraut. — Aus einem Wörterbuch für Liebende. (Forts.) — Die Hundesteuer. — Der bestialische Posa. Travestie von Ludwig Liber. — Das Concert eines deutschen Improvisators. — Des Schneiders Mahnung. — Das wohlberathene Vaterland. — Das Horn, von Herloßsohn. — Aus dem Froschmäuseler, von Rollenhagen. — Anekdoten. — Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer (Frts.) — Aus Fischarts Gargantua. (Schluß.) — Gedanken über einen Quirl. — Curiosa und Anekdote. — Christ werden, oder nicht? Parodie auf Hamlets Monolog, von F. Nork. — Das Wasser. — Scene im Hades. — Was ist Man? — Satyrische Briefe, von Rabener. — Anekdoten. — Die schlimme Ehe. — Das goldene Kalb. — Künftige Zeitschriften im künftigen Jahrhundert, von Oettinger. — Nante's Tod. — Anekdote. — Sieg der Schuster. Parodie von Eginhardt.

Inhalt des zehnten Bändchens.

Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.) — Parodie von Mahlmanns „Sehnsucht", von Eginhardt. — Anekdote. — Naturgeschichte des Affen, von Friedrich. (Schluß.) — Madame Catalani und Werthers Leiden. — Curiosa. — Die Erbin eines großen Namens. — Anekdoten. — Ein Schnickschnack. — Der Apotheker und Provisor. — Billet-doux von Görgel an seinen Herrn, von Claudius. — Des Liebescasuisten Beantwortung der Fragen eines verliebten dreizehnjährigen Mädchens, von Addison. — Anekdoten. — Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.) — Zeitungsanzeigen. — Definitionswitze. — Querlesungen. — Aus Julius von Voß Travestie „Rinaldo und Armida." — Humoristischer Abstecher ins Elysium, von Friedrich. — Aus einer Parentation. — Anekdoten. — Räthselfragen mit den Lösungen. — Der Kampf mit der Oebstlerin. Parodie von Schillers „Kampf mit dem Drachen", von F. M. W. — Anekdoten. — Auktion. — Der Narrenvormund. — Zeikufs Abschied. Parodie. — Parodie von „In diesen heil gen Hallen," von E. Müchler. —

Für Freunde der Tonkunst

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart, und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten

Großes Vokal- und Instrumental-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

---

16 Theile. Preis jedes Bändchens, elegant geheftet, 24 kr. rhein. oder 7½ Sgr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trockenen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft klassischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w.

Taschenbuch der Blumensprache

oder

Deutscher Selam.

Mit einer Anthologie aus den besten Dichtern zur Charakterisirung der Pflanzen Deutschlands.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Ausgabe als Taschenbuch, elegant gebunden, mit 4 schön kolorirten Bouquets fl. 2. 24 kr. Rthlr. 1½.
Dasselbe ohne Kupfer broschirt fl. 1. 36 kr. Rthlr. 1.

Inhalt.

Erste Abtheilung. Prosa.

Einleitung. — Betrachtungen über die Rose. — Rose und Nachtigall. — Rosen und Lilie. — Die Alpenrose. — Die Rose als Blume des Grabes. — Ueber das Vaterland der Rosen. — Die Rose. — Die Blumen. — Deutsche Blumensprache als Wörterbuch.

Zweite Abtheilung.

Selam oder Blumensprache des Orients. — Die Chiffernsprache. — Die Blumenuhr. — Allegorische Bezeichnung der Stunden.

Dritte Abtheilung.

Poetischer Blumengarten, enthaltend **280** Gedichte auf Blumen und Pflanzen:

Die Metamorphose der Pflanzen. — Bei einigen Alpenanemonen. — Die Aurikeln. — Der Baum und der Mensch. — Blumen (11). — Seine Blumen. — Das Mädchen und die Blumen. — Preißgesang auf die Blumensprache. — Im Blumengarten. — Der Blumengärtner. — Die Blumenchiffre. — Deutscher Blumengarten. — Blumenleben. — Blumengruß. — Blumenstrauß (4). — Blumenwahl. — Blumenknabe. — Die Sprache der Blumen. — Des Müllers Blumen. — Blumenkranz. — Der Blumenschlaf. — Der Blumenbrief. — Blumensprache. — Blumenandacht. — Der Blumenstrauß von Rosen und Vergißmeinnicht. — Der Blumenstrauß von Rosen, Primeln und Vergißmeinnicht. — Blüthen aus dem Reiche der Flora. — Werth der Blumen. — Trockene Blumen. — Blume im Garten. — Lieblingsblume. — Blume und Mädchen. — Die drei Blumen. — Die fünf Blumen. — Die Buchenlaube. — Der Buchsbaum. — Die Cypresse (4). — Der Cypressenzweig. — Die Einsiedlerblume (2). — An das Eisenkraut. — Erdbeerlied. — Eiche (3). — An den Enzian. — An den Epheu. — Feldblume. — Die Fichte und der Epheu. — An die Fichte. — Flachs. — Flieder und Hollunderblüthe. — Flora. — Frühlings-Safran. — Auf einen Garten. — Gärtners Lied. — Gärtners Glück. — Gänseblume (2). — Geranium rosat. — Geranium. — Goldlack. — Gundelrebe. — Heideblümchen. — Helianthemum. — Herbstblume. — Herbstzeitlose. — Hortensie, japanische Rose. — Hyacinthe (3). — Hyzericum. — Jehovablume. — Je länger je lieber (2). — Immerschön. — Immortelle (3). — Immergrün. — Klee. — Kornblume (3). — Kranz. — Lauch. — Levkoya (2). — Lilie (6). — Die Lilie und die Rose. — Linde (3). — An den Lorbeer. — Löwenzahn. — Luzerne. — Maasliebchen. — Maiblümchen (5). — Majoran. — Marienblümchen. — Mohn. — Moos (2). — An die Myrthe (2). — Nachtschatten. — Nachtviole (5). — Narcisse. — Natur und Liebe. — Nelke (2). — Nelke als Lieblingsblume. — Palme. — Pappelbaum. — Passionsblume. — Schonung der Pflanzen. — Pfirsich. — Pommeranzenbaum (2). — Ranunkeln. — Reseda (4). — Ringelblumen. — Rosmarin. — Rose (36). — Weiße Rose. — Monats-Rose. — Provençer-Rose. — Moos-Rose (3). — Centifolie. — Gelbe Rose (2). — Band-Rose. — Schwarze Rose. — Unica, weiße Centifolie. — An eine verwelkte Rose. — An die Rose (3). — Der Zephyr und die Rose. — An die weiße Rose. — Der Rosengarten. — Die Rose und das Immerschön. — Der Anblick

der ersten Frühlingsrose. — Die Sendung der Rose an Alexis. — Schneeglöckchen (5). — Sonnenblume. — Sternenblume. — Stiefmütterchen (2). — Schwarzdorn. — Sträußchen. — Tanne (2). — Tausendschön (2). — Taxus. — Thurmkraut. — Thränenweide. — Trauergarten. — Trauerweide. — Tulpe (2). — Tulpe und Astern. — Tulpenbeet. — Tulpenflur. — Veilchen (16). — Veilchen und Rose. — Veilchenkranz. — Vergißmeinnicht (8). — Waldessprache. — Im Wald. — Der Wald. — An den Wald. — Weide. — Wintergrün. — Wunderschön. —

Aus dieser Inhalts-Uebersicht kann man den Reichthum des Buches beurtheilen, welches für jeden Blumenfreund eine angenehme Erscheinung sein wird. Deutschlands erste Dichter wurden durch Floras liebliche Kinder begeistert, sie erhielten von ihnen den Stoff zu den reinsten und edelsten Dichtungen, die hier wie in einem poetischen Blumengarten gesammelt erscheinen. — Das Buch eignet sich besonders zu einer werthvollen Gabe an Jungfrauen und Jünglinge, indem es den Sinn für die Schönheiten der Natur erregt und belebt, und sie zur nähern Kenntniß und zu tiefern Betrachtungen über die sinnige Pflanzenwelt auffordert.

Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersetzt von E. Ortlepp.

3 Theile in 8 Bändchen. 2 Thlr. 3 fl. 12 kr.

Nicht umsonst nimmt dieß Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungs-Lektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersetzt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die **Tausend und Eine Nacht der Italiener.**

Bedeutende Preis-Ermäßigung

der Bibliothek des Frohsinns.

40 Bände in X Sectionen statt 16 fl. für 6 fl.

Statt 10 Rthlr. für 4 Rthlr.

Prospectus.

I. Section. Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen. 4 Bändchen.

Man findet in dieser Section über 1000 Anekdoten aus dem Leben folgender Männer: Friedrich der Große; Napoleon; Friedrich Wilhelm II.; Peter der Große; Joseph II.; Kaiser Maximilian I.; Suwarow; Wallenstein; Prinz Louis von Preußen; Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz; Karl der Zwölfte; Kaiserin Katharina II.; Ludwig der Vierzehnte u. s. w.

II. Section. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Litteratur. 4 Bändchen.

III. Section. Anekdoten scherzhaften Inhalts. 4 Bändchen 1300 Anekdoten.

IV. Section. Deutsches Volksthum im Mittelalter. 2 Bändchen

Enthält die hervorstechendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. Section. 1) Epigramme und Satyren. 2) Parodien und Travestien. 3. Bändchen. Räthsel von J. G. M. 4. und 5. Bändchen 6000 deutsche Sprichwörter und Redensarten.

VI. Section. Komische Briefe und Zeitungsanzeigen. 2 Bände. (140 Briefe und 120 Zeitungs-Anzeigen.)

VII. Section. 1. 2. Curiositäten. Gallerie auffallender Erscheinungen aus dem Gebiete der Natur und Kunst. 2 Bdchen.

VIII. Section. 6 Bdchen. Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen.

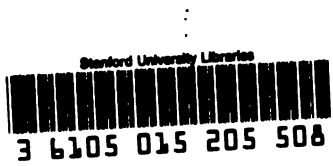
IX. Section 1ster und 2ter Theil. Aechte und wahrhafte Feen-Mährchen.

Rothkäppchen. — Lili und Fränzel oder die Feen. — Blaubart. — Die schlafende Schöne. — Die gestiefelte Katze. — Aschenbrödel. — Ruprecht mit der Kuppe. — Der Frosch mit dem rothen Käppchen. — Die weiße Katze. — Der Delphin. — Pertharite und Feranbine. — Constanz und Constanze oder das Taubenpaar.

IX. Section 3ter und 4ter Theil. Arabische Mährchen.

X. Section 4 Theile. Dramatisches Potpourri. Auswahl komischer Scenen und Gesänge aus den beliebtesten Lustspielen, Possen, Vaudevilles, Travestien u. s. w.

Aus vorstehendem Inhalts-Verzeichniß kann man den Reichthum dieser unerschöpflichen Unterhaltungs-Bibliothek übersehen, welche besonders zum Wiedererzählen, Declamiren, Aufführen von Scenen u. dgl. für jede Familie ein Nothhelfer zur Erheiterung der langen Winterabende, zu empfehlen ist.



I
23
H6

Stanford University Librari
Stanford, California

Return this book on or before date due

NOV 21 1969

AUG 18

JUL 26 1992

AUG 27 1992